Die von Hohenstein.

Zweiter Band.

Neue Erscheinungen

aus dem Verlage von **Otto Janke** in Berlin

zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Goltz, B., Zur Charakteristik und Naturgeschichte der Frauen. Zweite Aufl. In eleg. farb. Umschl. Geh. 1 Thlr.

— — **Zur Charakteristik und Naturgeschichte des deutschen Genius.** 2 Theile in 1 Bde. Geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

— — **Typen der Gesellschaft.** Ein Complimentirbuch ohne Complimente. Zweite Ausgabe. 2 Theile in 1 Bde. Geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

Harrer, M., Der arme Tom. Roman. 2 Bde. Geh. 2 Thlr. 7½ Sgr.

Hesekiel, G., Schlichte Geschichten. 2 Bde. Geh. 2 Thlr. 15 Sgr.

— — **Unter dem Eisenzahn.** Brandenburgischer Roman in 3 Büchern. 3 Bde. Geh. 4 Thlr.

Lewald, Fanny, Neue Romane. Fünfter Band. Geh. 1 Thlr. 22½ Sgr.

Inhalt:

Der Letzte seines Stammes.

Mamsell Philippinens Philipp.

Die von Hohenstein.

Roman

von

Friedrich Spielhagen.

Unsre ganze Hoffnung muß auf das eigentliche Volk gestellt sein, auf das Volk, in dessen Mitte Kraft, Gesinnung und gesunder Verstand sich immerfort und unerschöpflich erneuern.

Varnhagen von Ense.

Zweiter Band.

Berlin, 1864.
Verlag von Otto Janke.

19.

Während in der fieberhaft erregten Stadt die Menſchen, wie von Dämonen getrieben, mit ſolchen Thaten der Leidenſchaft ihr Gewiſſen belaſteten, fuhr Wolfgang durch die ambroſiſche Nacht dahin in einer Stimmung, die kaum weniger erregt und doch ſo viel reiner und heilger war, als der duftige Athem des Abends, der über Rebenhügel und Saatfelder haucht, friſcher und labender iſt, als der dumpfe Brodem in der quetſchenden Enge der Gaſſen einer mittelalterlich zuſammengedrückten, übervölkerten Stadt.

Die Straße zog ſich faſt ununterbrochen hart am Ufer des Stromes hin, allen launiſchen Windungen deſſelben getreulich folgend. Der unchauſſirte Weg war nach der großen Trockenheit der letzten Tage ſehr ſandig, ſo daß trotz des beſten Willens des braven Köbes und der ehrlichſten Anſtrengungen ſeiner wackern, ſtarknochigen Pferde die Fahrt ſehr langſam ging, viel zu langſam für den armen Wolfgang, der in ſeiner Unge-

duld, die Stadt zu erreichen, den Flug der Waſſervögel, welche der knarrende Wagen hier und da aus dem Röhricht des Ufers aufſcheuchte und die in wunderbarer Eile horizontal über den im Mondenſchein blinkenden Waſſerſpiegel weg das jenſeitige Ufer erſtrebten, kaum ſchnell genug geweſen wäre. Zwar die Angſt um die Mutter, welche anfangs ſeine Seele ganz erfüllt hatte, war bei ruhigerer Ueberlegung etwas geringer geworden. Wolfgang mußte ſich ſagen, daß die Mutter ähnlichen Anfällen von einer außerordentlich heftigen Migräne, in denen ſie alsbald irre zu reden begann, ſchon häufig, ohne erheblich ſchlimme Folgen ausgeſetzt geweſen ſei. Wie oft hatte er ſelbſt, vor ihrem Bett ſitzend, ſeine Hand ſtundenlang auf die liebe brennende Stirn gelegt, während das leiſe Wimmern der Gequälten ſein Herz zerriß und er Jahre ſeines Lebens freudig hingegeben hätte, wenn er damit der Mutter eine Stunde ſchmerzloſer Ruhe hätte erkaufen können! Warum ſollte der Anfall heute bedenklicher ſein, als noch ſtets? und dann würde es der Vater über's Herz gebracht haben, in die Rathsſitzung zu fahren, wenn er von der Gefahrloſigkeit des Zuſtandes der Mutter nicht vollkommen überzeugt geweſen wäre? Wolfgang hatte mit dem Vater nicht immer harmoniren können; er hatte mit tiefem Schmerz

viele Züge von einer kalten, egoistischen, herzlosen Gesinnung in dem Vater wahrgenommen, aber gegen die Mutter hatte der Vater, so lange Wolfgang denken konnte, noch nie diese schlimme Seite seines Charakters herausgekehrt; gegen sie war er stets aufmerksam und voller Theilnahme gewesen. Besonders war das dem jungen Manne aufgefallen, als er neulich so unerwartet durch einen expressen Brief nach Hause gerufen worden war, und ihm der Vater bei seiner Ankunft in großer Erregung mittheilte: er habe für sich selbst und für die Mutter und Wolfgang eine Einladung nach Rheinfelden erhalten. Er hatte den Vater noch nie so heiter gesehen, oder eigentlich war heiter nicht der rechte Ausdruck für eine Stimmung, die in ihrer Aufgeregtheit für den ruhigen Beobachter etwas Beängstigendes hatte. Der Vater knüpfte an die bevorstehende Zusammenkunft mit dem Großonkel die kühnsten Hoffnungen; er pries sich glücklich, daß „der Alte noch in der zwölften Stunde zur Besinnung gekommen sei.“ Nun würden ihn doch seine Standesgenossen nicht länger über die Achseln ansehen können! Und dann konnte es ja gar nicht fehlen, daß der General, nachdem er seine Versöhnung mit dem lange verkannten Neffen so gleichsam officiell bei einer Gelegenheit, wo die ganze Familie unter seinem Dach versammelt war,

ausgesprochen, ihn auch mit den übrigen Verwandten zugleich in seinem Testament bedachte! Ja, wer könne es wissen, besser vielleicht bedachte, als die Andern, deren er wohl jedenfalls herzlich überdrüssig war! wozu hätte er sich sonst derer erinnert, die er seit zwanzig Jahren ganz vergessen zu haben schien!

„Ich denke, Junge," hatte er gerufen und dabei Wolfgang auf die Schulter geklopft, „ich denke, das soll auch Dir zu Gute kommen. Hätte ich vor fünf Jahren gewußt, daß es noch einmal so sich wenden könnte, ich würde Dir nie erlaubt haben, solch ein elendes Fach zu ergreifen, als Deine alberne Jurisprudenz, bei der schließlich doch nicht viel herauskommt. Referendar und Assessor das halbe Leben lang — was ist denn das? Ich möchte, Du wärest Soldat geworden! 's ist am Ende doch das einzige anständige Handwerk für einen Edelmann! Was meinst Du, Gretchen?"

Die Mutter hatte freundlich gelächelt und mit ihrer sanften Stimme gesagt: „Ich bin zufrieden, wenn Du zufrieden bist — und der Wolf," hatte sie schnell hinzugesetzt, indem sie die Hand ihres Sohnes ergriff und liebevoll drückte.

Wolfgang aber hatte nicht gelächelt, denn die Weise, wie der Vater die ganze Sache ansah, hatte

ihm ausnehmend mißfallen. Dies plötzliche ſcharfe Accentuiren des Adels, auf den der Vater bis dahin ſcheinbar ſo wenig Gewicht gelegt, war ihm befremdend. Es ſtimmte ſo wenig mit des Jünglings Vergangenheit und mit den freien Anſichten, die ſich, mit in Folge gerade dieſer Vergangenheit, in ihm entwickelt hatten! Und dann beleidigte ſein reines Gefühl die niedrige Habſucht, die ſo unverhüllt aus den Worten des Vaters hervorblickte. War es denn immer Geld und wieder Geld, um das es ſich handelte? Wenn der Vater Freude darüber empfand, daß ihm die Kreiſe wieder erſchloſſen werden ſollten, an welche die Erinnerungen ſeiner jungen Jahre ihn nun einmal feſſelten, — Wolfgang konnte ſich nicht mitfreuen, indeſſen er konnte dieſe Neigung wenigſtens verſtehen. Aber daß der Vater neugierig war, zu wiſſen, wie lange der alte General wohl noch leben könne, daß der Vater ſich mit ſcheinbar nicht geringer Genugthuung erinnerte, wie der General ſchon vor zwanzig Jahren an einem von den Aerzten für unheilbar erklärten Halsübel und an Gicht und Rheumatismus dazu gelitten hatte, daß der Vater ganz unumwunden ausſprach: der alte Mann könne es „auf keinen Fall lange mehr treiben“ — das konnte der hochſinnige Wolfgang mit ſeinen Begriffen von Menſchenwürde

nicht vereinen. Die ganze Reise nach Rheinfelden kam ihm wie eine Art von Raubzug vor, wie eine offenbare, schamlose Erbschleicherei, und er wäre derselben gern überhoben gewesen, umsomehr, als er sich das Zusammentreffen mit seinen Verwandten nur als ein Ereigniß denken konnte, das für ihn selbst und für die arme Mutter außerordentlich peinlich sein würde. Ging er doch an seinen Onkeln und Tanten auf der Straße vorüber, ohne von ihnen beachtet zu werden, vielleicht ohne von ihnen gekannt zu sein; thaten doch selbst seine Vettern, der Lieutenant Kuno und der Fähndrich Odo, die mit ihm auf derselben Schule, wenn auch nicht in derselben Klasse, gewesen waren, als ob sie von seiner Existenz nicht die entfernteste Ahnung hätten! Wäre eine Möglichkeit gewesen, der Reise nach Rheinfelden zu entgehen, Wolfgang würde diese Möglichkeit mit Freuden ergriffen haben, und wer weiß, ob er dem Befehl des Vaters nicht schließlich eine entschiedene Weigerung entgegengesetzt hätte, wenn die Mutter nicht gewesen wäre, seine liebe, gute Mutter, die dem Wunsche des Vaters so entsagungsfreudig, so hingebend entgegenkam.

Das war vor kaum acht Tagen gewesen und heute schien dem jungen Mann eine Ewigkeit zwischen jetzt und damals zu liegen. Was hatte er nicht Alles seit-

dem erlebt! äußerlich ſo wenig, und doch welche Veränderungen waren ſeitdem in ihm vorgegangen! Wo war der Widerwille geblieben, mit welchem ihn ſonſt der bloße Gedanke einer Annäherung an ſeine hochmüthigen Verwandten erfüllt hatte? was war aus ſeinem Entſchluß geworden, dieſe Annäherung, ſelbſt wenn ſie von jenen verſucht werden ſollte, mit höflicher Kälte zurückzuweiſen? Hatte er ſich nicht in den häufigen Zuſammenkünften mit ſeinem Großonkel geradezu bemüht, den alten choleriſchen Mann, deſſen originelle Denkweiſe und ſonderbar veraltete Rede ihm eine Art von hiſtoriſchem Intereſſe einflößten, für ſich ſelbſt, für den Vater und die Mutter günſtig und günſtiger zu ſtimmen? Hatte er ſich nicht ſehr gefreut, als ihm das offenbar gelang? als er zu bemerken glaubte, daß dieſer menſchenverachtende, cyniſche Sonderling in ſeiner Geſellſchaft milder, weicher, menſchlicher wurde? Hatte er ſich nicht förmlich für den Gedanken begeiſtert, den greiſen Egoiſten am Rande des Grabes zur Religion der Humanität zu bekehren? Und hatte er es ſich etwa weniger angelegen ſein laſſen, die Gunſt ſeiner Tante zu erwerben? hatte er ihren ſentimentalen Plattheiten nicht ein williges Ohr geliehen? war er auf ihr geiſtloſes Geſchwätz nicht immer mit großer Bereitwilligkeit eingegangen? hatte er ihr nicht dankbar die Hand

geküßt, als ſie eines Nachmittags auf einem Spaziergange im Park ſagte: es thue ihr ſo leid, ſo ſehr leid, daß ſie ſeine ſchöne ſanfte Mutter ſo ſpät erſt kennen gelernt habe; jetzt aber wolle ſie verſuchen, das Verſäumte ſo viel als möglich nachzuholen, eine Freundin wie dieſe habe ihr immer gefehlt? — Und nun endlich! hatte Camilla nicht die letzte Wolke des Unmuths von ſeiner Stirn weg gelächelt? die bittern Worte, die er ſtets für ſeine Verwandten gehabt, für immer und immer von ſeiner Lippe weggeküßt! Camilla! Camilla! ja! er hatte die Linie, die bis dahin ſein Leben umſchloſſen hielt, paſſirt und andere ſchönere Sterne leuchteten ihm jetzt. Was hatte er bis vor wenigen Tagen, ja vor wenigen Stunden von Glück und Luſt, von allem Schönſten, was das Menſchenherz entzücken kann, gewußt? nicht mehr, als ein Nordländer von der zauberiſchen Pracht, mit welcher die Sonne des Südens Himmel, Meer und Erde ſchmückt! Nein, es kann nicht die Beſtimmung des Menſchen ſein, in grübleriſchem Trübſinn das Leben zu vertrauern, wie der hochherzige unglückliche Münzer oder der wunderliche Heilige in ſeinem melancholiſchen Thurm. Es muß eine Menſchenliebe geben, die auch von Freude weiß; eine Freiheitsliebe, die ſich vor dem Holden, dem Schönen nicht bekreuzigt. Was würde ſeine Mutter ſagen, wenn

ſie Alles erführe? ſeine Mutter! aber wenn ſie wirklich ſo krank wäre, wenn ſie ſterben ſollte — wohin wäre dann Freude und Glück? was wäre da noch hold und ſchön auf dieſer Welt?...

Wolfgang fuhr aus dem Traume, der ſeine von ſo vielen und ſo mächtigen Eindrücken ermattete Seele gefangen gehalten hatte, jäh empor. Ganz wie vorhin ſchleppten die müden Gäule den Wagen langſam im tiefen Sande fort: ganz wie vorhin glitzerten die Waſſer des Stroms zu ſeiner Rechten in den Strahlen des Mondes; ganz wie vorhin ſaß der ſchweigſame Köbes in der Ecke ſeines Sitzes vorübergebeugt, ſtumm und unbeweglich, wie ein Todter.

„Wie weit ſind wir, Köbes?“ fragte Wolfgang.

„Halbwegs;“ brummte Köbes, ohne ſich aus ſeiner Stellung zu rühren.

„Da haben wir ja noch eine halbe Stunde, bis wir auf der Chauſſee ſind!“ rief Wolfgang ungeduldig; „wir kommen ja auch gar nicht aus der Stelle.“

Köbes pfiff ein paar langgezogene Töne. Bei jeder andern Gelegenheit würde das ſeine ganze Antwort auf den Vorwurf eines ungeduldigen Paſſagiers geweſen ſein; des armen Wolfgang Seelenzuſtand ſchien ihm indeſſen eine beſondere Berückſichtigung zu ver-

dienen. So brummte er denn, den Kopf ein ganz klein wenig herumwendend: „Sand iſt Sand.“

„Ohne Frage, lieber Köbes;“ ſagte Wolfgang, der des Mannes wunderliche Ausdrucksweiſe von Jugend auf kannte; „ich wollte auch nur ſagen, daß Sie ſo ſchnell fahren möchten, wie es irgend geht.“

Köbes pfiff die erſten Tacte von: „Ich hatt' einen Kameraden,“ was heißen ſollte: „ich weiß ſchon, was ich zu thun habe und an mir ſoll es nicht fehlen;“ und brach dann plötzlich ab, als hätte er ſeine Meinung deutlich genug ausgeſprochen.

Wolfgang konnte das öde Schweigen, das ſeine aufgeregten Nerven peinigte, nicht lange ertragen.

„Köbes,“ ſagte er, „haben Sie meine Mutter in den letzten Tagen manchmal geſehen?“

„Ob!“ ſagte Köbes.

„Und ſie ſah wohl aus?“

„Na!“ ſagte Köbes.

„Sie meinen: nicht?“

„Falſch angeſpannt!“

„Was heißt das?“ fragte Wolfgang, den dieſe ſeltſame Antwort eigenthümlich berührte.

Köbes wendete ſich halb um, zum Zeichen, daß er eine erſchöpfende Diskuſſion des angeregten Themas beabſichtigte und ſagte:

„Hohenſteins ſind Hohenſteins.“

„Das heißt, lieber Köbes?“

„Taugen nichts.“

„Ein ſchönes Kompliment für mich, der ich auch ein Hohenſtein bin.“

„Adel iſt Adel,“ ſagte Köbes.

„Das heißt?“

Der alte Kutſcher hatte ſich wieder zu ſeinen Pferden gewandt und antwortete nicht. Wolfgang mochte ſeine Frage nicht wiederholen, um ſo weniger, als ſie jetzt von der Landſtraße auf die Chauſſee bogen, und mit der ſchnelleren Bewegung die Sehnſucht, möglichſt bald nach Hauſe zu kommen, mächtig in ihm erwachte. Die Bäume an der Wegſeite zogen langſam an ihm vorbei; es war Wolfgang, als ob die Fahrt ewig dauere. Sie kamen durch ein Dorf; faſt in allen Häuſern brannte noch Licht; in dem Wirthshaus ging es ſehr lebhaft zu. Als der Wagen ſchnell über das Pflaſter vorbei rollte, ſtürzten die Gäſte an die Fenſter und vor die Thür; Wolfgang hörte rufen: ſie kommen! und dann wieder: 's blos ein Wagen! Er wußte nicht, was das zu bedeuten hatte. Dicht hinter dem Dorf begegnete ihnen eine Proceſſion, die quer über die Chauſſee zog: „Heilige Jungfrau, bitt' für uns! heiliger Sebaſtian, bitt' für uns!“ — Das gab einen mehrere

Minuten langen Aufenthalt. Kaum hatte der Wagen ſich wieder in Bewegung geſetzt, als ein dumpfer Donner, unter dem die Erde bebte, an Wolfgang's Ohr ſchlug. Der Donner kam näher, das Beben wurde ſtärker; ein Reiter im vollen Roſſeslauf ſprengte heran: Platz! Platz da! im nächſten Augenblicke kamen mehrere Geſchütze im ſchnellſten Jagen vorüber; der Mondſchein glitzerte auf den blanken Rohren und auf den Waffen der Reiter; die Fuhrknechte hieben wie toll auf die ſchäumenden Pferde; ein nebenher ſprengender Officier parirte mit Mühe ſein Pferd vor Wolfgang's Wagen, den er zu ſpät bemerkt hatte und ſchrie wüthend: „Verdammt! könnt Ihr nicht aus dem Wege bleiben!“ — und die wilde Jagd war vorbei geraſt, ehe der alte Köbes ſeine ſcheu gewordenen Thiere beruhigen konnte.

„Was heißt denn das?“ fragte Wolfgang beſtürzt.

„Militair iſt Militair;“ brummte Köbes.

Ein Reiter kam hinterher getrabt. Es war der Doctor, deſſen Pferd für Parforcetouren weniger geeignet ſein mochte. Wolfgang rief ihn an: „Bitte, mein Herr, können Sie mir ſagen, was dies bedeutet? iſt in der Stadt etwas vorgefallen?“

Der Doctor, eine lange, hagere Geſtalt, erwiderte mit einer ſchnarrenden, mißmüthigen Stimme:

„Was wird's ſein! blinder Lärm, wie alle Tage! Sechs mal in vierundzwanzig Stunden Ordre und Contreordre; wenn der Hauptmann ein paar Minuten gewartet hätte, wäre die Contreordre wohl gekommen. 's iſt zu dumm! Man will uns die Annehmlichkeiten des Landlebens zu koſten geben. Alle Dörfer ſind beſetzt mit Truppen, wie ein Haſe mit Speck. Die Bauern müſſen doch auch erfahren, daß ſie in einem Militairſtaat leben! Komm, Liſe, noch ein kleiner Galopp, ſonſt kriegen wir Beide Arreſt. Adieu, mein Herr!"

Der Doctor gab ſeinem Pferde die Sporen und ſprengte davon.

„Fahren Sie zu, Köbes," bat Wolfgang, „um's Himmelswillen, fahren Sie zu!"

Köbes pfiff und die müden Gäule, welche großes Verlangen nach dem Stall haben mochten, griffen ſchneller aus, zum Glück für Wolfgang, deſſen Unruhe durch dieſen neuen Zwiſchenfall den höchſten Grad erreicht hatte. Er lehnte ſich in den Sitz zurück und hüllte ſich dichter in ſeinen Ueberrock. Die Aufregung und vielleicht auch die Kühle der Nacht, die jetzt empfindlich zu werden begann, ſchüttelten ihn wie mit Fieberfroſt; ſeine Hände waren eiskalt, aber ſeine Stirn brannte. In ſeinem überreizten Gehirn drängten ſich phantaſtiſche Bilder. Er ſah wildbewegte Volksmaſſen ſich durch

die engen Straßen wälzen; er glaubte das Läuten der Glocken und das Knattern des Gewehrfeuers zu vernehmen. Dann wieder sah er seine Mutter von Schmerzen gefoltert, im Bette liegen; dann streckte der alte General mit heiserem Lachen seinen kahlen Kopf dazwischen und dann lehnte sich Camilla unter Kosen und Küssen an seine Brust und riß sich jäh aus seinen Armen, als vom Schlosse her sein Name gerufen wurde.

Wolfgang fuhr empor. Er mußte vor Ermattung eingeschlafen sein, denn, ohne daß er wußte, wie er so schnell dahingekommen, rasselte der Wagen eben über die Zugbrücke und hielt vor der Wache.

„Kann passiren;" hörte Wolfgang eine quäkende Stimme sagen; es war ihm, als ob er für einen Augenblick das Gesicht seines Vetters Kuno gesehen habe; es mochte aber auch eine Täuschung sein. Der Wagen donnerte durch das dunkle Thor, dessen mächtige Flügel ein mit den Schlüsseln klappernder Unterofficier auseinanderschlug, in die engen mondbeschienenen Straßen hinein. Die lichterhellten Fenster tanzten an ihm vorüber, lärmende Menschen drängten sich in wirren Haufen, und stoben auseinander, wenn eine Patrouille im Geschwindschritt anmarschirt kam. Und nun eine stillere Straße — die Straße, in der die Wohnung seiner Eltern lag. Der Materialladen des Nachbars, in

deſſen Thür der Beſitzer, mit ſeinen zwei Lehrlingen und dem Dienſtmädchen neugierig-ängſtlich nach dem „Cravall" ausſchauten und da hielt der Wagen vor dem großen, dunklen Hauſe. Wolfgang blickte empor. Nur zwei Fenſter im oberen Stock waren matt erhellt; es waren die Fenſter des Wohnzimmers, aus dem man in das ſeiner Mutter gelangte. Mit einem Satz war er aus dem Wagen. Die Hausthür war nicht verſchloſſen. Auf dem Flur brannte die Lampe in der Glasglocke, die von der Decke herabhing; er erſtieg eilends die breite, ſtille Treppe und ſtand, tief Athem ſchöpfend, vor der Thür des Wohnzimmers. Sein Herz klopfte zum Zerſpringen; was lag nicht Alles für ihn hinter dem dünnen undurchdringlichen Schleier des nächſten Augenblicks? Leben und Tod!

20.

Da wurde die Thür geöffnet und eine Dame, die eine Lampe in der Hand trug, ſtand vor Wolfgang. Es war Tante Bella. Ein jäher Schrecken durchzuckte den jungen Mann bei dem Anblick der Tante, die, ſo lange er denken konnte, drei oder viermal und das immer nur bei ganz außerordentlichen Gelegenheiten den Fuß über die Schwelle ſeines elterlichen Hauſes geſetzt hatte. So war alſo doch das Fürchterliche eingetroffen: die Mutter war dem Tode nahe, vielleicht todt! Aber die gute Tante ließ ihm nicht Zeit, den entſetzlichen Gedanken auszudenken; „es geht beſſer, viel beſſer;“ flüſterte ſie ſchnell; „komm herein, armer Junge, Du haſt Dich gewiß recht geängſtigt.“

Bei dieſen Worten hatte ſie den vor Entſetzen Regungsloſen bei der Hand ergriffen und in's Zimmer geführt.

„Wo iſt die Mutter?“ fragte Wolfgang.

„Nebenan, ſie ſchläft;“ erwiderte Tante Bella,

die Lampe auf den Tiſch ſtellend; „ängſtige Dich nur nicht; es geht wirklich gut, ganz gut.“

Wolfgang hatte ſich in einen Stuhl geſetzt, denn ſeine Knie zitterten. Die köſtliche Gewißheit, daß die Mutter außer Gefahr ſei, löſte den Krampf, mit welchem Angſt und Schrecken ſein Herz zuſammengeſchnürt hatten und die Thränen ſtürzten ihm aus den Augen.

Jemand, den ſie lieb hatte, weinen ſehen, ohne mitzuweinen, war für Tante Bella eine Unmöglichkeit. Sie ſtreichelte Wolfgang ſanft das volle Haar aus der Stirn und ſagte ſchluchzend:

„Armer, armer Junge! ja, ja ich glaub's! Du magſt was ausgeſtanden haben! Aber nun laß es gut ſein! Der Doctor ſagt: es habe gar nichts zu bedeuten, und ich ſage es auch. Ich kenne dieſe Zuſtände ganz genau; wenn Einer d'ran ſterben könnte, ich wäre ſchon lange todt.“

„Gute, liebe Tante,“ ſagte Wolfgang, wie danke ich Dir, daß Du hergekommen biſt! ich habe gar nicht daran gedacht, daß Du bei der Mutter ſein könnteſt. Hätte ich das gewußt, ich würde mich viel weniger geängſtigt haben.“

„Ja, wie hätteſt Du das auch denken können;“ ſagte Tante Bella; „ich komme ja, Gott ſei's geklagt, ſelten genug zu Euch. Aber ich hatte alle dieſe Tage

eine Ahnung, daß irgend Einem aus der Familie etwas paſſiren würde. Seit mein armer Bruder Eugen geſtorben iſt, bin ich aus der Angſt nicht herausgekommen.

„Iſt Onkel Eugen todt?“

„St! ſprich leiſer, daß ſie nebenan nichts hören!“

Tante Bella zog einen Stuhl dicht zu Wolfgang an den Tiſch und flüſterte:

„Ja, er iſt todt, Dein lieber, guter Onkel. Du haſt ihn kaum gekannt, und weißt nicht, was für ein braver, treuer Menſch er war. Seit acht Tagen ſchon iſt er todt; ach! und wie ſchrecklich er geſtorben iſt! von ſeinen eigenen Maſchinen gerädert! — ich darf gar nicht daran denken. Dein Onkel Peter war hin, die arme Ottilie zu holen; ſie iſt nebenan bei Deiner Mutter; Deine Mutter ſagt, Ottilien's Hand ſei gerade wie Deine, und Ottilie hat ihre Hand auf ihre Stirn legen müſſen und ſo ſchläft ſie ſchon ſeit einer halben Stunde ſo ſanft wie ein Kind. Es iſt ein wahres Glück, daß ich das liebe Mädchen nicht zu Haus gelaſſen habe, wie ich anfangs wollte, denn ſie war kaum aus dem Wagen geſtiegen, als eure Urſel kam. Gott! iſt das ein dummes, albernes Ding! Wie kann Deine Mutter — na! das geht mich ja ſchließlich nichts an. Ich fragte ſie, warum ſie nicht gleich zu mir ge-

kommen wäre, anſtatt in der ganzen Stadt nach Deinem Vater herumzulaufen, der heute Morgen ausgegangen und nicht wieder nach Haus gekommen iſt, und was glaubſt Du, daß ſie antwortete? ſie hätte gedacht: ich könnte Deine Mutter nicht leiden, weil ich mich ſo ſelten bei Euch ſehen ließe! Das hat man davon, wenn die, welche der liebe Gott vereinigt hat, ſich muthwillig aus dummen Stolz und Hochmuth und alberner Rechthaberei trennen. Aber ich denke, daß ſoll jetzt anders werden. Deine Mutter hat die Kleine ſchon ſo lieb gewonnen! Da wird ſie das Kind wohl öfter ſehen wollen, und dann komme ich bei der Gelegenheit mit, wenn man ſich auch aus mir nicht viel macht; ich bin überall das fünfte Rad am Wagen —"

„Aber Tante Bella," ſagte Wolfgang, „die Mutter ſpricht ſtets mit der größten Liebe von Dir und ich —"

„St, ſt!" ſagte die Tante; „ich weiß, was ich weiß. Tante Bella iſt immer nur dann gut, wenn man ſie brauchen kann. Ich bin von jeher das Aſchenbrödel in der Familie geweſen; aber das thut nichts, ganz und gar nichts; ich habe mich mittlerweile daran gewöhnt. Aber, erkläre mir doch nur, Wolfgang, wie du nach Rheinfelden kommſt! ich denke, Dein Vater und der alte General ſind die größten Feinde! Das kann ja gar nicht mit rechten Dingen zugehen. Laß Dich um's

Himmelswillen nicht mit denen ein, Wolfgang! Ich ſage Dir, ſie taugen Alle nichts; Alle, wie ſie da ſind. Wenn Dein Vater treu und ehrlich zu uns gehalten hätte, nachdem er einmal zu uns gekommen: es ſtünde beſſer mit Euch und uns."

„Mag ſein, Tante," ſagte Wolfgang nachdenklich, „mag wohl ſein; aber das iſt ein langes Kapitel; wir wollen ein ander Mal darüber ſprechen. — Iſt der Vater noch immer nicht vom Rathhaus zurück? und was giebt's denn überhaupt in der Stadt?"

„Gott mag's wiſſen," erwiderte Tante Bella; „die Menſchen wollen ja einmal keinen Frieden halten. Mein Bruder Peter iſt mit Dr. Münzer und Dr. Holm gegen Abend von Hauſe fortgegangen, ohne mir ein Wort zu ſagen, was gar nicht hübſch von ihm iſt, aber mit mir braucht man ja keine Umſtände zu machen, das iſt eine alte Geſchichte. Ich wollte, ihr Männer könntet nur ein einziges Mal ſolche Angſt ausſtehen, wie wir, wenn wir allein zu Hauſe ſitzen und nicht wiſſen, was draußen vorgeht und jedes Mal, wenn geklingelt wird, zuſammenfahren, weil wir denken; es iſt eine Unglücksnachricht. Ich begreife Deinen Vater nicht. Wenn Deine Mutter auch noch nicht ſo krank war, als er fortging, krank war ſie immer und da hätte er wohl zu Hauſe bleiben können. Du wärſt zu Hauſe ge-

blieben, davon bin ich überzeugt, aber Du haſt auch Schmitz'ſches Blut in Deinen Adern und Schmitz'ſches Blut iſt treu. St! ſprach da Deine Mutter nicht? richtig! ſie iſt aufgewacht! ſoll ich erſt hineingehen und ſagen, daß Du hier biſt?"

„Thu's, liebe Tante, und ängſtige Mutter nicht, wenn ſie nach dem Vater fragt."

„Ich werde doch nicht ſo thöricht ſein," erwiderte Tante Bella mit beleidigter Würde; „denkſt Du denn, daß ich ein Kind bin? — Hörſt Du? die Mutter lacht; ſie iſt ganz munter aufgewacht; ich wußte es ja. Ottilie iſt ein Engel, ich bin nur begierig, zu hören, was Du von der Kleinen ſagen wirſt! Das wäre ſo eine Frau für Dich!"

Tante Bella ſtand auf und verſchwand in dem Nebenzimmer. Wolfgang ging in großer Erregung auf und ab, die Unterredung mit der Tante hatte ihn ſonderbar berührt; er hatte ſchon manchmal mit der guten Dame ganz ähnliche Geſpräche gehabt; aber heute ſchienen ihm die alten, ſchon ſo oft durchſprochenen und beklagten Verhältniſſe in einem ganz neuen Licht.

Die paar Sekunden, die er allein zubringen mußte, däuchten ihm eine Ewigkeit. Er hörte Tante Bella ſprechen und dann ſeine Mutter, und dann eine Stimme, die er nicht kannte, eine ſanfte, melodiſche Stimme...

Die Thür wurde geöffnet.

„Willst Du hereinkommen, Wolfgang; die Mutter befindet sich ganz wohl.“

Wolfgang trat in das Zimmer, in welchem ihn das häufige Kranksein der Mutter so heimisch gemacht, in welchem er an ihrem Bette, zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, so viele lange, bange Stunden zugebracht hatte. Da lag, in dem Schatten des Vorhangs, der in reichlichen Falten herniederfloß, seine Mutter, bleich und angegriffen, aber mit lächelndem Munde und lächelnden Augen ihn begrüßend, und vor dem Bett, überströmt von dem milden Licht der Lampe, die zu Häupten des Bettes auf einem Tische stand, saß ein junges Mädchen, das, als er auf das Bett zuschritt, sich erhob und zu Tante Bella trat, die an dem Tisch einen kühlenden Trank bereitete.

„Bist Du da, mein Wolfgang?“ sagte die Mutter; „ach, wie habe ich mich nach Dir gesehnt! verzeihe, daß ich Dir so viel Angst verursacht habe; aber ich mußte Dich wieder sehen; ich konte nicht anders;“ und sie schlang ihre kraftlosen Arme um den Hals des lieben Sohnes, der sich in tiefster Rührung über sie beugte, und küßte ihn zärtlich, wie nur eine Mutter küssen kann.

Rege Dich nicht zu sehr auf, lieb Mütterchen“,

flüſterte Wolfgang: „ich bleibe bei Dir; lege Dich wieder ordentlich hin, ſo, ſo!“

„O, ich fühle mich ganz kräftig,“ ſagte Margarethe, „ganz kräftig!“ und dabei ſank ihr Haupt matt auf das Kiſſen zurück; „ſie haben mich ja ſo ſchön gepflegt, Bella und die liebe Kleine. Wo iſt denn Ottilie?“

„Riefſt Du mich, liebe Tante?“ ſagte das junge Mädchen, einen Schritt nach dem Bett zu machend und dann wieder ſchüchtern ſtehen bleibend, weil Wolfgang ſich in dieſem Augenblicke aus den Armen der Mutter aufrichtete und ſie ſo groß und forſchend anblickte.

„Ja, mein Kind;“ ſagte Margarethe „komm her! ich muß Dir doch meinen Wolfgang zeigen. Das iſt Ottilie, Wolfgang!“

Ottilie trat raſch an das Bett und beugte ſich über die Kranke, eine brennende Röthe, die ihr plötzlich, ſie wußte ſelbſt nicht weßhalb? in die Wangen ſchoß, zu verbergen.

„Liebes, herziges Mädchen;“ ſagte Margarethe, ſie auf die Stirn küſſend; er wird Dich auch recht lieb haben, wie wir Alle; nicht wahr, Wolfgang?“

„Gewiß, das werde ich!“ ſagte Wolfgang, Ottilien, die ſich jetzt zu ihm wandte, die Hand entgegenſtreckend.

Das junge Mädchen wollte etwas erwidern; aber

ihre Lippen zuckten nur, als ſie ihre Hand langſam, faſt zögernd in Wolfgang's Hand legte.

So ſtanden ſie und ſahen ſich, jetzt zum erſten Male. Eines das Andre voll in's Antlitz mit jenem prüfenden ahnungsreichen Blick, mit dem ſich Menſchen nur bei der erſten Begegnung und dann nie wieder anſchauen, mit jenem Blick, der ſo wenig zu ſehen ſcheint und doch oft ſo unendlich viel ſieht, daß das ganze ſpätere Leben kaum hinreicht, den Kreis auszumeſſen, welchen dieſer einzige Blick umſpannte.

„Das werde ich;“ wiederholte Wolfgang, und diesmal ſagte er's mit inniger Ueberzeugung. „Mir iſt's, als hätte ich Dich ſchon längſt gekannt, Ottilie!“ ſetzte er nach einer kleinen Weile hinzu, während er ihre Hand noch immer in der ſeinen hielt.

„Und ſo geht mir's mit Dir;“ erwiderte Ottilie.

Margarethe's Augen hatten mit unausſprechlicher Zärtlichkeit auf den beiden hohen Geſtalten geruht.

„Nun habe ich zwei Kinder;“ ſagte ſie ganz leiſe. Sie faltete die Hände über der Bruſt und ſchloß die Augen.

„Ich werde wieder müde,“ ſagte ſie; „geht Ihr nach Haus, Bella und Ottilie; der Wolfgang ſoll Euch nach Haus bringen. Es braucht Niemand bei mir zu wachen; wenn ich etwas bedarf, klingle ich der Urſel

aber ich weiß: ich werde ruhig ſchlafen. Sage dem Vater, wenn er nach Hauſe kommt, daß ich mich ganz wohl fühle; hörſt Du, Wolfgang?"

Tante Bella fand dieſe Anordnung keineswegs vernünftig und öffnete ſchon den Mund zum entſchiedenen Widerſpruch, aber Wolfgang winkte ihr zu ſchweigen. Kopfſchüttelnd gehorchte ihm die gute Dame. Alle Drei machten ſich in aller Stille bereit, das Zimmer zu verlaſſen.

„Ottilie!" ſagte da Margarethe leiſe und ohne die Augen aufzuſchlagen; „Ottilie, ich ſehe Dich doch Morgen wieder?"

„Gewiß, liebe Tante;" ſagte das junge Mädchen.

„Gut, gut! Nun laßt mich ſchlafen; ich bin ſo müde." . . . . . .

. . . . . .

Wolfgang hatte die Damen nach Haus gebracht und ſchritt langſam den bekannten Weg nach ſeiner elterlichen Wohnung zurück. Auf den Straßen war es ſtill geworden, nur hier und da ging es in der Nähe von Wirthshäuſern lebhafter zu; ſonſt aber ſchien man des unnützen Lärmens müde zu ſein; nur noch einzelne Fenſter waren erhellt. Der volle Mond war ſchon hinter die Häuſermaſſen geſunken, die hohen Thürme der Kirchen waren noch von ſeinem matten Licht um-

floſſen, aber in den Gaſſen dunkelte es ſtark. Wolfgang war es, als wollte heute der Weg kein Ende nehmen. Er war ſo müde, daß er im Gehen träumte. Schon auf dem Wege nach dem Schmitz'ſchen Hauſe hatte er kaum gehört, was Tante Bella, die er am Arm führte, Alles erzählte — es war gewiß ſehr wichtig geweſen, denn die Tante hatte mit der größten Lebhaftigkeit und unausgeſetzt geſprochen; aber er erinnerte ſich durchaus nichts mehr von Allem, was ſie geſagt hatte. Ottilie, die auf der andern Seite neben ihm ging, war ganz ſtill geweſen; nur einmal hatte ſie geſagt: „das darf Wolfgang nicht!" aber Wolfgang wußte nicht mehr in welchem Zuſammenhang. Er ſann vergeblich darüber nach, aber je mehr er ſann, deſto dichter wurde das Dunkel. „Was darf ich nicht?" fragte er ſich wieder und wieder.

Er kam durch eine ſtille einſame Straße, in die er in ſeiner Achtloſigkeit unverſehens gerathen war, denn ſein eigentlicher Weg führte gar nicht durch dieſe Straße. Als er an einem der hübſcheſten Häuſer, das ſich durch einen, von epheuberankten Pfeilern getragenen Balcon auszeichnete, vorüberſchritt, wurde die Thür dieſes Hauſes geöffnet und ein Mann kam ſo eilig die Stufen, welche zur Hausthür führten, herab, daß er an Wolf-

gang ſtieß und dieſen ſo ſehr unſanft aus ſeinen Träumen aufſchreckte.

„Entſchuldigen Sie!“ ſagte der Mann und eilte weiter.

„War das nicht Dr. Münzer,“ ſprach Wolfgang bei ſich; „und wie komme ich denn hierher? wohnt hier nicht Tante Antonie? Was hat der Münzer hier zu thun?“

Die Begegnung mit Münzer hatte Wolfgang auf ein paar Minuten munter gemacht; aber bald überwältigte ihn wieder die Abſpannung. Er ſchleppte ſich nur ſo eben weiter und war herzlich froh, als er endlich die elterliche Wohnung wieder erreicht hatte.

Er ſah rechts im Parterrezimmer, wo ſein Vater ſchlief, Licht. Der Vater mußte zu Hauſe ſein. Die Hausthür war verſchloſſen. Wolfgang klingelte leiſe, damit die Mutter nicht geſtört werde. Es wurde nicht geöffnet; doch ſah er, wie das Licht in der Schlafſtube ſeines Vater hin und her getragen wurde. Müde und ungeduldig, wie der junge Mann war, kletterte er an dem Weinſpalier, welches die Mauer bekleidete, ſo weit in die Höhe, daß er an das Fenſter klopfen konnte: „ich bin's!“

Das Rouleau wurde in die Höhe gezogen; Wolfgang ſprang auf den Boden hinab. Das Fenſter wurde geöffnet; der Stadtrath ſchaute heraus.

„Biſt Du's, Wolfgang?"

„Ja, Vater."

„Kommſt Du allein?"

„Mit wem ſollte ich kommen?" erwiderte der junge Mann, verwundert über die Frage.

„Ich werde Dir gleich aufmachen."

Nach wenigen Augenblicken wurde die Hausthür geöffnet. Wolfgang ſah den Vater in einen Schlafrock gehüllt mit einem Lichte in der Hand vor ſich ſtehen. Der Vater ſah ſo blaß, ſo verſtört, ſo angegriffen aus, daß Wolfgang heftig erſchrak.

„Biſt Du krank, Vater?"

„Ich nicht wohl? weshalb nicht wohl?" erwiderte der Stadtrath, im Begriff die Hausthür wieder zu verſchließen. Wolfgang bemerkte, daß die Hand, in welcher der Vater das Licht hielt, heftig zitterte. Er ergriff das Licht und wie er dabei die Hand des Vaters berührte, fühlte er, daß dieſelbe eiskalt war.

„Aber, lieber Vater, Du biſt gewiß krank;" rief der junge Mann ernſtlich beſorgt.

„O, nicht doch;" erwiderte der Stadtrath und verſuchte zu lächeln; „ich bin angegriffen, ſehr, ſehr angegriffen; den ganzen Tag auf den Beinen, in einem fort geſprochen; das greift an; ich bin ſehr matt, ſehr;

gute Nacht, kannſt das Licht behalten; ich habe noch eines in meiner Stube brennen."

„Biſt Du bei der Mutter geweſen?"

„Ich? nein, nein! bewahre Gott!" und der Stadtrath zuckte ſichtbar zuſammen, während er das ſagte. „Geh zu Bett, mein Junge;" ſetzte er nach einer Pauſe hinzu, „brauchſt mich nicht ſo ängſtlich forſchend anzuſehen; ich bin ganz wohl, vollkommen wohl; aber etwas angegriffen; den ganzen Tag auf den Beinen, das viele Reden — gute Nacht, mein Junge."

Der Stadtrath ſchlug den Schlafrock dichter um ſich und ging raſch in ſein Zimmer, das er hinter ſich verſchloß. Wolfgang fiel das auf; der Vater hatte ſonſt ſtets bei unverſchloſſenen Thüren geſchlafen.

Ein ſeltſam banges Gefühl überkam den jungen Mann, als er ſo mit dem Lichte in der Hand in dem weiten Flur ſtand, durch welchen jetzt das Tik-tak der alten Wanduhr auf dem Treppenabſatz ſo unheimlich laut erſcholl. Die Lampe in der Glasglocke an der Decke flatterte noch einmal auf und erloſch. Wolfgang berührte das unangenehm; er hatte eben an die Mutter gedacht; es kam ihm vor wie ein böſes Omen.

„Du biſt übermüde," ſprach er bei ſich; „mach, daß Du zu Bette kommſt, Du ſiehſt ſonſt heute Nacht noch Geſpenſter."

Er ging leiſe die Treppe hinauf, lauſchte auf dem Flur des erſten Stockes an der Thür der Schlafſtube ſeiner Mutter — es war Alles ſtill. Er ging in das zweite Stock, wo in dem Giebel ſein Zimmer war, das er als Knabe ſchon bewohnt hatte, und das er bei ſeinen Beſuchen immer wieder bezog. Er entkleidete ſich langſam, denn ſeine Hände verſagten ihm faſt den Dienſt, und er hatte kaum das Licht ausgelöſcht, als bleiſchwerer, von ängſtlichen Träumen gequälter Schlaf auf ſeine von den bunten Wechſelfällen des Tages ermattete Seele ſank.

21.

Aber wie ängſtlich auch Wolfgang's Träume ſein mochten — angſtvoller und ſchrecklicher waren die Gedanken, welche in dieſer Nacht, wie die Spukgeſtalten in einem Hexentanz, durch den wachen Geiſt des unglücklichen Mannes wirbelten, der heute den letzten Reſt ſeiner Ehre auf eine Karte geſetzt hatte und jeden Augenblick das Spiel zu verlieren fürchten mußte. Der leiſeſte Laut, der ſich im Hauſe regte, machte ihn zuſammenfahren; das Ticken der alten Wanduhr auf dem Vorplatze, an das er ſeit zwanzig Jahren gewöhnt war, quälte ihn ſo, daß er auf den Zehen hinſchlich und das Pendel zum Stehen brachte; und als er ſich wieder in ſein Zimmer eingeſchloſſen hatte, war es ſo ſtill, ſo ſtill und das Blut in ſeinen Ohren klang und ſauſte ſo laut, ſo laut — und da ſchlich er zum zweiten Mal hinaus und ſetzte das Uhrwerk wieder in Bewegung. Dann krächzte drüben in der alten Kloſtermauer ein Käuzchen und hörte nicht auf zu krächzen und zu krei-

ſchen, bis andere Käuzchen einſtimmten und ganz deutlich riefen: Hier, hier, hier iſt der Dieb! hier, hier! — Es war zum Wahnſinnig-werden!

Und nun kein Licht brennen dürfen! im Dunkeln, den ſchmerzenden Kopf in die Hände geſtützt, ſitzen oder leiſe auf dem Teppich des Fußbodens umherſchleichen und beobachten müſſen, wie die ſchmalen Streifen des Mondlichts, die durch die heruntergelaſſenen Vorhänge fielen, langſam, langſam weiter rückten. Es war eine Verdoppelung der Qual; aber ſie mußte ertragen werden. Wenn die Sache herauskam und der Wächter conſtatirte: er habe die ganze Nacht im Zimmer des Herrn Stadtrath Licht geſehen! ... warum hatte er Licht gebrannt? warum hatte er nicht geſchlafen? — Meine Frau war krank, meine Herren; verlangen Sie, daß ein Mann ſchlafen ſoll, wenn ſeine geliebte Frau todtkrank darniederliegt? — Aber es iſt von der Zeugin Urſula Klüngel, die damals bei Ihnen im Dienſte ſtand und bei Ihrer Gattin gewacht hat, ausgeſagt worden, daß Sie Ihr Zimmer nicht verlaſſen, zum mindeſten das Zimmer Ihrer Gattin nicht betreten haben. Was können Sie darauf erwidern, Angeklagter? Und wie wollen Sie es erklären, daß man Ihr Bett am andern Morgen nicht berührt fand? Sprechen Sie, Angeklagter! — „Ich muß zu Bett," murmelte der

Stadtrath, als er, mitten im Zimmer ſtehend, aus dieſem furchtbaren Verhör wieder zu ſich kam und ſich den Angſtſchweiß von der Stirn wiſchte; — „ich muß zu Bett gehen; es wäre ein Indicium mehr.“

Er ſchlich in ſeine Schlafſtube, die in der Front des Hauſes an ſein Arbeitszimmer ſtieß, legte ſich zu Bett und drückte ſeine fiebernden Schläfen in die Kiſſen. Und jetzt! war das nicht der Schritt einer Patrouille, welche die einſame Straße heraufkam! ſo lange er hier wohnte — ſeit zwanzig Jahren — war keine Patrouille durch dieſe Straße gekommen! was hatte ſie hier zu thun, wenn nicht, ihn zu ſuchen? . . . Ein paar Polizeibeamte marſchirten mit . . . in gleichem Tritt . . . um ihn ſicher zu machen; aber ſo leicht überliſtet man mich nicht; ſo leicht fängt man mich nicht!

Mit einem Satze war der Stadtrath aus dem Bette bis an die Stelle der Wand, wo ſeine Piſtolen hingen — der Hahn knackte — „beim erſten Klopfen gegen die Hausthür oder die Fenſter! ein Blitz, ein Knall — dann iſt's vorbei!“ —

Aber die Patrouille marſchirte im gleichmäßigen Schritt vorüber und ihr Fußtritt verhallte am andern Ende der Straße. Der Stadtrath holte tief Athem, hing die Piſtole wieder an den Nagel und ſchlich ſich wieder in's Bett. Seine Zähne klapperten, ein wildes

Fieber ſchüttelte ſeine Glieder; er zog die Decke hoch herauf, nichts mehr zu ſehen und zu hören — und da kam der barmherzige Schlaf und erlöſte den Unglücklichen von ſeinen Folterqualen.

Aber ſchon mit dem frühen Morgen erwachte er, und jetzt, während im Hauſe und in der Stadt noch Alles ſtill war, und die Morgenröthe die nächtigen Geſpenſter bannte, konnte er mit verhältnißmäßiger Ruhe ſeine Situation überdenken.

Alles in Allem lagen die Karten nicht ſo ſchlimm, daß ſie nicht noch ſchlimmer hätten liegen können. Es war eben wahrſcheinlich, daß der indolente Bürgermeiſter mit der Kaſſe irgend etwas anderes vornehmen würde, als dieſelbe an die alte Stelle in der Schatzkammer ſchaffen laſſen, und an eine Kaſſenviſitation war in dieſen aufgeregten Zeiten nicht zu denken, um ſo weniger, als auch vor wenigen Tagen der einſtimmige Beſchluß gefaßt war, vorläufig keine Stadtkaſſenſcheine weiter zu emittiren. Sodann war es ſo gut wie gewiß, daß man ihn, der ſich geſtern ſo verdient um die Stadt gemacht hatte, dem man eine Anerkennung durchaus ſchuldig war, mit der Verwaltung gerade dieſer Gelder betrauen würde. Der Oberbürgermeiſter hatte noch, während ſie ſich geſtern Abend durch die langen Korridore in die Schatzkammer begaben, davon ge-

ſprochen; der Stadtrath Heydtmann u. Comp. pflegte in Fragen dieſer Art den Ausſchlag zu geben, und Heydtmann u. Comp. war ſeit geſtern, wo die Maſchinenbauer hauptſächlich in Folge ſeiner (des Stadtraths) Anſprache mit der Revolution ſo zu ſagen gebrochen hatten, ſein enthuſiaſtiſcher Verehrer geworden. Hatte er aber erſt die Verwaltung dieſer Kaſſe in ſeinen Händen, dann ließ ſich die entlehnte Summe nach und nach, oder, wenn das Glück günſtig war und eine gewiſſe Speculation, die er ſchon lange im Sinne gehabt hatte, glückte, auf einmal erſetzen und dann war er ja aller Sorgen überhoben. Worauf es alſo jetzt hauptſächlich ankam, war: in den Augen der Welt, vor allem ſeiner Collegen vom Magiſtrate, den Schein der Solidität in jeder Beziehung aufrecht zu erhalten, dieſen Schein durch eine möglichſt eclatante Ausſöhnung mit ſeiner Familie noch glänzender zu machen und ſo den Beweis zu liefern, daß er, als Abkömmling einer ſo alten, vornehmen Familie, und als wohlhabender Mann, jetzt in dieſer Zeit der Verwirrung und der Noth, nicht zu jenen Leuten gehöre, die ſich Hals über Kopf in die Bewegung ſtürzen, weil ſie weder einen Namen noch ein Vermögen zu verlieren haben.

Eine Hauptſchwierigkeit blieb allerdings noch immer die, wie er, ohne Verdacht zu erregen, eine ſo große

Summe neuer Kaſſenſcheine in Cours bringen könne. Er hatte heute zehntauſend Thaler auf fällige Wechſel zu bezahlen und genau zehntauſend Thaler in fünfhundert und hundert Thaler-Obligationen hatte er geſtern, als er, ohne ſie zu zählen, die Packete in ſeine Rocktaſche ſchob, aus der Kaſſe genommen; aber ſein eigener Kaſſenbeſtand betrug Alles in Allem nur fünfhundert Thaler. Dieſe Fünfhundert unter die Tauſende gemiſcht nahmen ſich — er hatte bei verſchloſſenen Thüren, ſo wie er erwacht war, das Experiment wiederholt angeſtellt — noch immer ſehr verdächtig aus, um ſo mehr, als es nur drei Wechſel waren, um die es ſich handelte.

Ein Zufall, der ſo günſtig war, daß der Stadtrath zuerſt einen Hinterhalt darin vermuthete, kam ihm zu Hülfe. Der alte geizige Materialwaarenhändler Pitter an der Straßenecke, mit dem er ſchon manchmal in Geſchäftsverbindung geſtanden hatte, kam gegen neun Uhr und erlaubte ſich, bei dem Herrn Stadtrath anzufragen, ob er ihm nicht eine Gefälligkeit erweiſen könne, die zu erwidern, ſo weit es in ſeiner Macht ſtehe, er jeder Zeit bereit ſei. Er habe ſechstauſend fünfhundert Thaler wegzuſchicken und nur Gold und Silber im Hauſe; ob ihm der Stadtrath nicht Papiergeld dafür geben wolle? am liebſten ſtädtiſche Obliga-

tionen, mit denen er noch zufällig an dem Orte, wohin er das Geld zu ſenden habe, ein kleines Profitchen machen könne? Der Stadtrath erwiderte: er habe freilich einige Obligationen im Hauſe, da den Herren vom Magiſtrate ein Theil ihres Gehaltes immer in dieſen Papieren ausgezahlt wäre, natürlich aber nicht ſo viel, als Herr Pitter verlange; indeſſen möge Herr Pitter in einer Stunde wieder kommen; bis dahin hoffe er von einigen Geſchäftsfreunden, die, wie er wiſſe, in Beſitz ſtädtiſcher Obligationen ſeien, die gewünſchte Summe herbeizuſchaffen.

So kam der Stadtrath zu einem Gelde, das er unbedenklich ausgeben konnte, und dabei waren noch die verrätheriſchen Scheine vorausſichtlich auf längere Zeit von dem hieſigen Geldmarkte entfernt und die Gefahr bedeutend geringer geworden!

Nun endlich fand Herr von Hohenſtein den Muth, zu ſeiner Gattin hinaufzugehen. Er war höchlichſt überraſcht, ſie nicht mehr im Bette zu finden. Margarethe hatte es ſchon vor mehreren Stunden verlaſſen, da ſie ſich — wie es nach dergleichen Anfällen zu geſchehen pflegte — heute Morgen vollkommen wohl fühlte und die Zeit nicht erwarten konnte, wo ſie mit ihrem Wolfgang ein Stündchen plaudern könnte. Aber Wolfgang hatte auf ihr freundliches: „guten Morgen, du Lang-

ſchläfer!“ das ſie ihm durch die halb geöffnete Thür hineinrief, nicht geantwortet und als ſie, um ihn mit einem Kuſſe zu wecken, an ſein Bett geſchlichen war, hatte ſie ihn mit fieberhaft gerötheten Wangen und halbgeſchloſſenen Augen in einem krankhaft lethargiſchen Schlaf gefunden. Sie hatte ſeitdem des Sohnes Bett nur verlaſſen, um die Mädchen nach dem Arzt zu ſchicken, und ſo fand ſie der Stadtrath.

„Es wird nichts zu bedeuten haben“, ſagte er, „ein wenig Ueberwindung nach den Strapazen des geſtrigen Tages; haſt Du nach dem Medicinalrath geſchickt? ängſtige Dich nur nicht; wir Hohenſteins haben eine zähe Natur.“

Er hatte dem Kranken nach dem Puls gefühlt und dann das Zimmer wieder verlaſſen. Seine bis zum tiefſten Grunde erſchöpfte Seele war nicht mehr im Stande, neue Eindrücke aufzunehmen. Dennoch hatte er ſeinen Sohn — ſein einziges Kind — in ſeiner Art immer ſehr geliebt. Es fiel ihm ein, daß der Alte auf Rheinfelden es als einen Beweis von Hochachtung anſehen würde, wenn er ihm dies neue Unglück meldete. So ſchrieb er ein paar Zeilen an den General, in welchen er ſich über die Ungerechtigkeit eines Schickſals, das ihn mit Leid zu verfolgen nicht müde werde, bitter beklagte.

Die Wechſel waren bezahlt; die Leute, die ſie

eincaſſirt hatten, hatten den Stadtrath becomplimentirt, daß er in dieſer Zeit, wo die klingende Münze ſich überall verkrieche, ſo viel Gold und Silber in ſeiner Kaſſe habe.

Und nun mußte der Stadtrath den furchtbaren Entſchluß faſſen, ſich in die Magiſtratsſitzung zu begeben, welche von dem Rathsdiener Wenzel auf elf Uhr angeſagt worden war. Der Stadtrath fühlte ſich ſo matt, ſo gebrochen! — wenn er ſich krank melden ließe? — es war ja doch die pure Wahrheit; aber wie durfte er heute krank ſein? wie durfte er heute nur krank ausſehen?

Er blickte in den Spiegel und erſchrak über ſein bleiches, verfallenes Geſicht. So konnte er unmöglich erſcheinen. Es fiel ihm ein, daß er in früheren Jahren — wo man ihn „den ſchönen Hohenſtein" nannte — ſich manchmal nach durchſchwärmten Nächten geſchminkt habe. Unter ſeinen alten Toiletteſachen mußten die Requiſiten ſich noch vorfinden. Er ſuchte; er fand das mit Silber ausgelegte Ebenholzkäſtchen; es war noch Alles wohl erhalten; und mit zitternden Händen bemalte er ſeine bleichen Wangen. Er hatte die Kunſt noch nicht verlernt. Er überzeugte ſich, daß der geheuchelte Schein von Geſundheit und Friſche vollkommen war.

Er trat auf die Straße. Die Morgensonne schien so freundlich über die grauen Dächer des Klosters durch die mächtigen Kronen der alten Bäume auf die Straße, und in den Bäumen sangen die Vögel so lieblich — es war ein wonniger Morgen. Aber der Stadtrath fühlte nichts davon. Sonst war er immer auf seiner Seite der Straße — der Sonnenseite — gegangen, weil die Wärme ihm wohl that; — heute ging er auf der andern Seite, im Schatten der langen Klostermauer. Aber in der nächsten Straße mußte er aus dem Schatten heraus, hinein in das Treiben und das Gewühl einer der Hauptschlagadern der volkreichen, viel geschäftigten Stadt. Er war es gewohnt, daß viele Leute ihn grüßten, und er hatte stets etwas darin gesucht, von möglichst Vielen begrüßt zu werden; — heute war es, als ob alle Menschen, die er kannte, das Wort gegeben hätten, ihm auf der Straße zu begegnen. Jeder dritte Mensch zog den Hut vor ihm ab und starrte ihm in die Augen und in das Gesicht; Einer oder der Andre — er bemerkte es wohl — wandte sich sogar nach ihm um. Und da kam auch der Medicinalrath Schnepper, der jedenfalls zu seinem Sohne wollte; er konnte ihm nicht ausweichen und doch hatte der kleine verwachsene Mann so zwinkernde scharfe Augen!

„Morgen, morgen, lieber Stadtrath! bin im Be-

griff, zu Ihnen zu gehen. Hoffe, die Sache wird nichts zu bedeuten haben. Aber wie charmant ſie ausſehen! werden wahrhaftig mit jedem Tage jünger. Prieschen, he? — heute Abend im Verein? Müſſen ſprechen, Stadträthchen, müſſen ſprechen! ſind jetzt der Mann des Tages. Addio!"

Der Stadtrath ging mit feſterem Schritt weiter; wenn der Medicinalrath Schnepper ihm nichts anſah, ſo war er nach der Seite hin ſicher.

Auch die Sitzung nahm den günſtigſten Verlauf. Die Rathsdiener hatten ihn bei ſeinem Eintritt in das Gebäude nicht mit zweideutigem Lächeln angeblinzelt, ſondern hatten ihn ehrfurchtsvoll gegrüßt und die Thür zum Sitzungsſaal geöffnet; der Oberbürgermeiſter hatte nicht im Verlauf der Sitzung die Thüren ſchließen laſſen, war nicht aufgeſtanden, und hatte nicht, auf ihn deutend, geſagt: Ich habe die traurige Pflicht, meine Herren ... ſondern hatte ihn, wie alle Uebrigen, mit großer Cordialität bewillkommnet, ſich theilnehmend nach dem Befinden ſeiner Gattin, nach ſeinem eigenen Befinden erkundigt, und mit Emphaſe geſagt: „ich freue mich Ihres unvergleichlich wackern Ausſehens, lieber College, wie eines errungenen Sieges; Sie ſind uns jetzt ein wahrer Segen. Möge Sie der Himmel bei Kräften erhalten! wir werden noch oft an dieſe Kräfte

zu appelliren genöthigt ſein.“ Dann hatte er ihn bei Seite genommen und ihm zugeflüſtert: „Alles wieder an Ort und Stelle! Sprechen wir ſo wenig als möglich darüber, damit das Ding nicht unter die Leute kommt. Krauſe hat ſich ſchon wieder krank melden laſſen; Sie werden ſich entſchließen müſſen, Krauſe's Reſſort zu übernehmen. Zu thun iſt ja ohnehin jetzt nicht viel; einer Reviſion bedarf's ja auch nicht; wir haben das Zeugs ja geſtern erſt revidirt; ha, ha, ha! Wollen die Sache ganz unter uns abmachen; Krauſe wird's zufrieden ſein und die Andern erſt recht. — Darf ich die Herren bitten Platz zu nehmen. Die Sitzung iſt eröffnet.“

Es handelte ſich darum, welche Maßregeln bei der gegenwärtigen Lage der Magiſtrat zum Schutz der Bürger und des Eigenthums zu ergreifen habe. Einige Wenige der Herren — unter ihnen der Stadtrath Advokat Kaltebolt — meinten, es gebe nur ein Mittel, die augenblicklichen Wirren zu ſchlichten, und das ſei: dem Volke die gewünſchte Bewaffnung zu gewähren. Man müſſe den gemeinen Mann in das gemeine Intereſſe ziehen; ihn davon ausſchließen, heiße: den Wühlern in die Hände arbeiten. Dieſe Anſicht fand indeſſen ſehr wenig Beifall; aber von Niemanden wurde ſie mit größerer Entſchiedenheit zurückgewieſen, als von

dem Stadtrath von Hohenſtein. „Ich habe ſtets der Freiheit das Wort geredet," rief er; „und ich thue es noch; aber, meine Herren, eine zügelloſe Freiheit iſt keine Freiheit mehr; das iſt die Anarchie, das iſt die Auflöſung aller Bande, das iſt das Chaos. Wollen Sie das Chaos heraufbeſchwören? Wer iſt denn das Volk, von dem ſo viel geredet wird? um das es ſich einzig und allein zu handeln ſcheint? Die Fürſten und ihre Diener ſind es nicht; die Beamten des Staates, die Communalbehörden ſind es nicht; das Heer iſt es nicht; Alles, was Energie, Bildung hat, iſt es nicht; die Beſitzenden — die vor Allem! — ſind es nicht; der ſolide Handwerker, den das Cravalliren in ſeiner Arbeit ſtört, iſt es ebenfalls nicht. Wer iſt es denn? einige wenige überſpannte Köpfe, die um des Lebens und Sterbens willen nicht wiſſen, was ſie eigentlich wollen; Menſchen, die ihren Beruf verfehlt haben, oder deren Beruf es iſt, keinen zu haben, zum mindeſten keinen ſoliden; Ehrgeizige, die im Trüben fiſchen; Banqueroutteure, die dem Schuldthurm entgehen wollen — und hinter ihnen her eine wüſte Schaar, von der jeder Einzelne für Sie ein Gegenſtand der Verachtung iſt und vor der Sie nun, eben weil es eine Schaar, eine Maſſe iſt, in Ehrfurcht den Hut abziehen. Sehen Sie nach Frankreich und Sie werden ſchaudernd er-

kennen, wohin es führt, wenn man das Volk mit dem Pöbel verwechselt; wollen Sie franzöſiſche Zuſtände über uns bringen? Sehen Sie nach Baden und Sie werden begreifen, daß die Wühler bei uns daſſelbe erſtreben, was ſie in Frankreich erſtreben, daß ſie aber bei uns, Gott ſei Dank, noch machtlos ſind und machtlos bleiben werden, wenn wir nicht ſelbſt mit freventlichem Leichtſinn die Macht aus den Händen geben."

Die Rede des Herrn von Hohenſtein war oft von Beifallsgemurmel begleitet geweſen; ein lautes Bravo belohnte ihn, als er, nachdem er die letzten Worte mit erhobener Stimme geſprochen, in nicht fingirter Erſchöpfung in ſeinen Seſſel zurückſank; man war allgemein der Anſicht, daß Pöbel Pöbel ſei und bleibe und daß es ein Verrath am Vaterlande genannt werden müſſe, wollte man ſich jetzt auf Transactionen mit ſocialiſtiſchen Schwärmern und ihrem Anhang einlaſſen. Nur der Advokat Kaltebolt — ein zäher Kopf und ſpecieller Gegner des Stadtraths, in deſſen Verhältniſſe er gelegentlich nicht eben zur Achtung herausfordernde Einblicke gethan hatte — beharrte bei ſeiner Oppoſition. Er ſetzte in längerer Rede — wobei er ſich durch die Mißfallsbezeugungen ſeiner Collegen nicht anfechten ließ — ſeine Anſichten auseinander, daß man nur die Wahl habe zwiſchen offener, ehrlicher Anerkennung der Revo-

lution in allen ihren Conſequenzen, oder einer wüſten Reaction, welche die vormärzlichen Zuſtände zurückführen und Deutſchland auf Jahrzehnte zum Kinderſpiel in Europa machen werde. Dann, mit den ſcharfen, brillebewaffneten Augen Herrn von Hohenſtein fixirend, rief er: „Und wer ſind ſie, die Ihnen einen ſo verderblichen Rath zu geben wagen? Männer, die aus Regionen ſtammen, in die noch nie ein Strahl wahrer Humanität, wahrer Menſchenliebe gefallen iſt; die liberal geweſen ſind, ſo lange mit dem Liberalismus Geſchäfte zu machen waren und die mit dem Liberalismus Geſchäfte gemacht haben, — ſehr gute Geſchäfte, meine Herren! und in dem Augenblicke, wo die Chançen weniger gut ſind, ſich nicht mehr beſinnen können, daß ſie jemals liberal waren, daß ſie ſich jemals mit dem Volke liirt haben, ja noch bis auf dieſen Augenblick durch Bande, die ſonſt für ſehr heilig geachtet werden, mit dem Volke verbunden ſind.“

„Wenn dieſe Inſinuationen auf mich gehen ſollen, —“ rief Herr von Hohenſtein, aus dem Seſſel auffahrend.

„Qui se sent morveux, qu'il se moûche!“ meinte Herr Kaltebolt.

„Pfui, pfui,“ rief der Stadtrath Heydtmann u. Co.

„Es iſt unverantwortlich! man darf es nicht dul-

den! — das hat er wahrlich nicht um uns verdient!" — ſo tönten die Stimmen der aufgebrachten Väter durcheinander.

„Herr von Hohenſtein hat das Wort!" rief der Oberbürgermeiſter, der ſchon ſeit einer Minute mit dem kleinen ſilbernen Glöckchen, das vor ihm auf dem Seſſionstiſche ſtand, geläutet hatte.

„Ich habe nur wenig zu erwidern, meine Herren;" begann Herr von Hohenſtein mit einer Stimme, die vor innerer Aufregung bebte, obgleich ſeine Miene und Haltung ruhig und vornehm waren, wie immer; „wenig; wenn Sie wollen, Nichts, denn auf Beleidigungen, wie man ſie eben aus blauer Luft gegen mich geſchleudert hat, giebt es keine Erwiderung, oder wenigſtens doch nur eine ſolche, für die hier und jetzt nicht der Ort und nicht die Zeit ſind."

„Mit feudalen Velleitäten ſchlägt man heut zu Tage keinen Gegner mehr;" ſagte höhniſch lächelnd Herr Kaltebolk.

„Pfui, pfui!" rief Herr Stadtrath Heydtmann u. Co.

„Schändlich — nichtswürdig — abgeſchmackt — ſecundirten ein halbes Dutzend Andere.

„Meine Herren," rief der Oberbürgermeiſter Daſch, mit Aufbietung der ganzen, nicht geringen Kraft ſeiner Lunge den Lärmen überſchreiend; „ich bitte, ich

beſchwöre Sie: laſſen wir uns in einem Augenblicke, wo wir, wenn je, viribus unitis nach einem Ziele ſtreben müſſen, nicht zu ſolchen unſeligen Zwiſtigkeiten hinreißen! Halten wir das Gemeinwohl höher als unſre Privatintereſſen! opfern wir unſern Egoismus auf dem Altar des Vaterlandes! Ein tüchtiger Mann iſt viel werth in ſo ſchlimmer Zeit, aber, meine Herren, zwei tüchtige Männer ſind doppelt ſo viel werth. Als der oberſte Beamte dieſer unſrer guten Stadt, als Ihr langjähriger College und — ich darf mich ja wohl ſo nennen? — als Ihr Freund beſchwöre ich Sie, werthe Herren und Freunde: ſtehen Sie nicht von dieſem Tiſche auf, ohne ſich vorher die Hand zur Verſöhnung gereicht zu haben!"

„Bravo, bravo!" rief Herr Heydtmann u. Co.

„Ich bin gern bereit, zu vergeſſen, daß ich der Angegriffene bin!" ſagte Herr von Hohenſtein, mit würdevollem Lächeln ſeinem Gegner die Hand über den Tiſch entgegenſtreckend.

„Ich habe nur die Sache, um die es ſich handelt, im Auge gehabt; an der Perſon — liegt mir wenig," brummte Herr Kaltebolt, die dargebotene Hand an den Fingerſpitzen ergreifend.

So war der Friede wiederhergeſtellt und bald darauf wurde die Sitzung geſchloſſen, nachdem mit

großer Majorität der Beſchluß gefaßt war, es lieber auf's Aeußerſte ankommen zu laſſen, als dem Verlangen Münzer's und Genoſſen nach allgemeiner Volksbewaffnung zu willfahren.

„Sie haben's ihm gut gegeben," ſagte der Stadtrath Heydtmann u. Co. zu Herrn von Hohenſtein, als ſie zuſammen die Rathhaustreppe hinabgingen. „Ein höhniſcher, ſpitzfindiger Kerl, ein Krakehler und Stänker und der es beſonders auf Sie abgeſehen zu haben ſcheint. Hüten Sie ſich vor dem Menſchen, mein wertheſter Herr von Hohenſtein!"

„Pah, was kann er mir thun?" ſagte der Stadtrath.

„Hm, hm!" ſagte Herr Heydtmann u. Co., „der Burſche hat ſeine Hand überall im Spiel und heute iſt Ultimo. Wenn Sie etwa was brauchten, Herr von Hohenſtein — ſo ein paar Tauſend Thälerchen haben Heydtmann u. Co. für ihre Freunde immer liegen."

Den Stadtrath durchzuckte es wie ein elektriſcher Schlag. Wenn ihm das Anerbieten ein paar Tage früher, wenn es ihm geſtern — nur noch geſtern gemacht wäre!

„Natürlich nur auf ein kurzes Ziel," ſagte der vorſichtige Fabrikant, den ſeine Großmuth gereute, nach-

dem er ſie kaum ausgeſprochen; „das Geld iſt jetzt knapp und man muß auf Alles gefaßt ſein.“

„Sie ſind ſehr gütig,“ ſagte Herr von Hohenſtein; „aber ich bin glücklicherweiſe in der Lage, mir ſelbſt ohne Anſtrengung helfen zu können.“

„Brav! brav!“ ſagte Herr Heydtmann, ſehr froh, daß man ihn nicht beim Worte genommen hatte; „aber ich muß hier abbiegen; — nichts für ungut, Herr von Hohenſtein, nichts für ungut!“

„Wie wäre das möglich! — ein Freund, wie Sie!“

„Sehr obligirt, ſehr obligirt!“

Die Herren ſchüttelten ſich die Hände und der Stadtrath ſetzte ſeinen Weg allein fort.

„Es hätte mir doch nichts geholfen,“ murmelte er; „ich bin zu weit gegangen, als daß ich noch zurück könnte.“

Es war bereits Nachmittag, als der Stadtrath wieder in ſeiner Wohnung anlangte. Er begab ſich ſogleich in ſein Zimmer, ſchellte nach dem Mädchen, fragte, wie es dem jungen Herrn gehe, und als Urſel berichtet: es ginge etwas beſſer, befahl er ihr, ihm etwas Brot und eine Flaſche Wein zu bringen, auch der Frau Stadträthin nicht zu ſagen, daß er nach Hauſe gekommen ſei: er ſei ſehr angegriffen, könne nicht zu Mittag eſſen, ſondern müſſe einige Stunden

ſchlafen; er ſei für Niemand zu Hauſe, für Niemand, „hören Sie, Urſel!“

Der Stadtrath legte ſich, in ſeinen Schlafrock gehüllt, auf das Sopha; aber der ſo ſehnlich herbeigewünſchte Schlaf wollte nicht kommen. Die folternde Angſt, daß ſein Verbrechen ſofort entdeckt werden könne, war durch die Ereigniſſe des Morgens etwas geringer geworden; aber er mußte ſich doch ſagen, daß aufgeſchoben nicht aufgehoben ſei. Und wie ſollte es nun weiter werden? Seine verhängnißvolle That hatte nur der augenblicklichen Verlegenheit abgeholfen; die Zehntauſend waren durch ſeine Kaſſe, wie durch ein Sieb gelaufen; warum hatte er nicht zwanzig — nicht dreißig Tauſend genommen? es war ja doch nun Alles Eines und eine größere Summe hätte er leichter wieder zuſammengebracht als eine kleinere. Ueber die dumme Zaghaftigkeit! Doch das ließ ſich vielleicht nachholen, wenn er wirklich zur Verwaltung dieſer Kaſſe deſignirt werden ſollte, wozu ja jetzt die beſte Ausſicht war. Aber bis dahin, bis dahin — was beginnen? Wenn er ſich jetzt eine Blöße gab, ſo war Alles verloren; Heydtmann u. Co. war düpirt, ſo mußten es auch die Andern werden. Beſonders Leute von dem Schlage des Herrn Kaltebolt. „Wie der Menſch mich in's Auge faßte! — und das höhniſche Lächeln! — als

wüßte er ſchon Alles und wollte es nur nicht ſagen, um die Wonne zu haben, mich noch länger auf der Folter zu ſehen! — Ich muß Geld haben; aber woher es nehmen? woher?"

Der Stadtrath ließ alle Perſonen, an die er ſich möglicherweiſe wenden könnte, Revue paſſiren. Es waren wenig ſolide Leute darunter, meiſtens notoriſche Wucherer oder waghalſige Speculanten — einen Augenblick dachte er ſogar an ſeinen Schwager Peter. Aber das ging aus tauſend Gründen nicht. Wie konnte er Peter nach Allem, was zwiſchen ihnen vorgefallen war, unter die Augen treten? beſonders jetzt, wo er ſich mit ſolcher Entſchiedenheit gegen die demokratiſchen Beſtrebungen, denen Peter nicht ſeit geſtern huldigte, ausgeſprochen hatte? und dann wußte er ſehr wohl, daß Peters Verhältniſſe keineswegs glänzend waren. Die radicale Zeitung machte ſchlechte Geſchäfte; in den Kreiſen des Stadtraths war man allgemein der Meinung, daß ſich dieſelbe höchſtens noch ein oder zwei Quartale halten könne, wenn ſie nicht eine viel gemäßigtere Richtung einſchlage, woran bei der bekannten Geſinnung des Verlegers und der Redacteure natürlich nicht zu denken ſei. Dazu kam der Tod von Peter's Bruder Eugen — und der Stadtrath kannte die Verhältniſſe der Schmitz'ſchen Familie hinreichend, um zu wiſſen,

daß dieſes Ereigniß eine neue Quelle von Verlegenheiten für Peter ſein werde.

„Nur der Alte auf Rheinfelden könnte helfen!“ murmelte der Stadtrath, von dem Sopha aufſpringend und, die kalten Hände auf die fieberheißen Schläfen gedrückt, im Zimmer auf- und abſchreitend; aber er wird nicht helfen wollen. Zwar iſt er ſehr gütig gegen Wolfgang geweſen, aber von da, bis der Geizhals ſeine Geldkiſte aufſchließt, iſt noch ein weiter Schritt. Und daß der Wolfgang nun auch gerade jetzt krank werden muß; ſo könnte man doch wenigſtens erfahren, wie der Alte über mich denkt.“

Der Stadtrath hatte geſtern Abend, als er den unſeligen Griff that, der ihn zum Verbrecher machte, ſich eingebildet: er thue, was er thue, nicht für ſich, ſondern für die Seinen, über die er die Schande eines leichtſinnigen Banqueruts nicht dürfe kommen laſſen; und jetzt, nachdem die That geſchehen war, verurſachte ihm der Gedanke an ſeine Frau, an ſeinen Sohn Höllenpein, denn er wußte, daß ſie das vermeintliche Opfer, das er ihnen gebracht, mit Abſcheu von ſich weiſen, daß ſie jedes Leid, daß ſie den Tod einer ſolchen Rettung vorziehen würden. Heute Nacht hatte er bei dem Gedanken, ſeine Frau könne ſterben, aufgeathmet — denn die Hälfte ſeiner Laſt wäre ja auf

dieſe Weiſe von ihm genommen worden! und heute Morgen, als er ſeinen Sohn ſo bleich und krank vor ſich liegen ſah, hatte er wieder nichts Anderes empfunden, als daß ein Elender, wie er, keinen Sohn haben dürfe, daß ein Sohn, wie Wolfgang, einen Elenden nicht zum Vater haben könne und daß es beſſer für Wolfgang ſei, er erwachte nicht wieder zum Leben.

Und doch war Wolfgang's gutes Verhältniß zu dem alten Mann in Rheinfelden jetzt ſeine einzige Hoffnung. Daß es dem Alten nur um Wolfgang zu thun war, lag auf der Hand; vielleicht, daß er dem Sohn gewährte, was er dem Vater rund abſchlagen würde! Und nun mußte Wolfgang krank ſein!

Der Stadtrath warf ſeinen Schlafrock ab — er ließ ſich von den Seinen, wenn es irgend zu vermeiden war, nie im Negligé ſehen — kleidete ſich an und ging die Treppen hinauf in das Krankenzimmer. Er fand Urſel am Bett ſitzen, die ihm flüſternd mittheilte, der junge Herr habe vorhin eine Stunde gewacht, es gehe viel beſſer und die gnädige Frau ſei auf einen Augenblick hinuntergegangen, um Fräulein Bella Schmitz und das junge Fräulein Schmitz zu empfangen, die geſtern ſchon den ganzen Abend bei der gnädigen Frau zugebracht hätten. — Der Stadtrath runzelte die Stirn; — das fehlte noch, daß ſeine Frau ihre Familienbe-

ziehungen wieder hervorſuchte, jetzt, wo ihm Alles darauf ankam, ſeinen vollſtändigen Bruch mit der Demokratie, vor Allem mit den demokratiſchen Verwandten ſeiner Frau recht gefliſſentlich zur Schau zu tragen.

Er ſetzte ſich an ſeines Sohnes Bett, nahm die heiße Hand des Kranken in ſeine Hand und ließ ſie wieder fallen, weil es ihm war, als ob Wolfgang bei der Berührung zuſammengezuckt hätte.

So ſaß er, in ſich verſunken, da, und dachte der Zeit, wo Wolfgang geboren war und wie er ſich gefreut hatte, daß es ein Sohn ſei und welche ſtolzen Hoffnungen er an dieſen Sohn geknüpft hatte. Damals war er noch mit Peter Schmitz — äußerlich wenigſtens — eng verbunden geweſen und er hatte ſich geſagt: der Peter ſoll mir meinen Sohn reich machen helfen und dann wird er die Stellung in der Welt einnehmen können, die ſein Vater ſo leichtſinnig verſcherzt hat. — Was war von dieſen Hoffnungen in Erfüllung gegangen? Er hatte ſeinen Schwager fallen laſſen, um das heißerſehnte Ziel ſchneller und leichter zu erreichen; aber er hatte ſich grauſam verrechnet. Sein Schwager war freilich nicht reich geworden; aber er war ein ehrlicher Mann geblieben; er ſelbſt war ärmer, als je — und —

Der Stadtrath ſprang auf; es war ihm, als ob

er erſticken müſſe. Er flüſterte Urſel zu: er habe dringende Geſchäfte in der Stadt zu beſorgen und werde wahrſcheinlich ſehr ſpät nach Hauſe kommen. Wenn es mit dem jungen Herrn nicht beſſer gehe, ſolle ihm Urſel keine angezündete Lampe, wie ſonſt, in ſein Zimmer ſtellen und er werde dann heraufkommen, um bei ſeinem Sohne zu wachen.

Er ging aus dem Hauſe und ſchlich in der ſchon dunkelnden Stadt herum, immer die einſamſten Gaſſen ſuchend, mehrere Stunden lang. Er hatte eigentlich vorgehabt, in das Weinhaus zu gehen, welches er zu beſuchen pflegte; aber er fühlte, daß er der Anſtrengung, unbefangen auszuſehen und zu plaudern, nicht mehr gewachſen ſei. Seine Kräfte waren faſt gänzlich erſchöpft; er ſchleppte ſich nur mit der größten Mühe weiter; in einer ärmlichen Vorſtadtkneipe ließ er ſich ein Glas Wein geben. Das erquickte ihn wieder etwas. Er war im Begriff, noch um ein Glas zu bitten, als er bemerkte, wie ein paar Männer in Blouſen, die in der Nähe an einem Tiſche ſaßen und aus Thonpfeifen dampften, auf ihn blickten und die Köpfe zuſammenſteckten. Er gab der Kellnerin ein Stück Geld, das erſte, das ihm in die Hand kam, und entfernte ſich ſchleunig.

Wieder irrte er durch die ſchon einſamer gewor-

denen Straßen. Er kam an dem großen Dom vorüber; — aus den hohen Fenstern einer der Seitenkapellen dämmerte Licht; er hörte Orgelton und Gesang. Er blieb einen Augenblick stehen und dachte, welch' eine Erquickung es für ihn sein würde, wenn er in einer dunkelsten Ecke in das Ohr eines Menschen, der zur Verschwiegenheit durch einen theuren Eid verpflichtet ist, das schreckliche Geheimniß beichten könnte, daß der Stadtrath Arthur von Hohenstein, Sohn des Oberpräsidenten von Hohenstein, früher Officier in der Armee, ein gemeiner Dieb sei ...

„Sie haben es gut, diese Katholiken! und wenn sie einen Mord begangen haben, sie finden Jemand, dem sie es sagen können. Woher sie nur das Vertrauen nehmen? ich könnte keinem Menschen trauen, und wäre sein Mund durch die heiligsten Eide versiegelt; nur die Todten sind verschwiegen. Ich wollte, ich wäre todt."

Er ging weiter und unwillkürlich lenkten sich seine Schritte nach dem Strom. Er ging auf die Brücke, bis er gleich weit von den beiden Ufern und den Lichtern, die sich hüben und drüben im Wasser spiegelten, entfernt war. Da lehnte er sich auf die Brüstung und schaute lange, lange hinab, wie die tiefen, dunklen Wasser vorüberschossen, leise, leise, dann und wann nur

in Wirbeln aufkochend, raſtlos, unwiderſtehlich, unaufhaltſam, geheimnißvoll wie der Tod. Ja, das war die wahre Verſchwiegenheit! und doch! plauderte der Strom das anvertraute Geheimniß nicht auch aus, wenn er die Leiche des Selbſtmörders ein paar Meilen weiter unten irgendwo zwiſchen die Binſen an's Ufer ſchwemmt, damit die Fiſcher ſie mit den Bootshaken herausziehen und ein paar Stunden ſpäter es wie ein Lauffeuer durch die Stadt geht: der Stadtrath von Hohenſtein iſt gefunden; er hat ſich in den Strom geſtürzt, um der Schande zu entgehen, aber der Strom hat ihn wieder ausgeſpien; der Strom hat ihn nicht behalten wollen. . . .

Und der Stadtrath raffte ſich wieder auf und wankte durch die jetzt faſt menſchenleeren Straßen nach ſeiner Wohnung zurück. Schon ganz in der Nähe derſelben packte ihn eine furchtbare Angſt: wenn er die Polizei ſchon bei ſich zu Hauſe vorfände? — wenn ſich, ſobald er die Thür geöffnet, ein paar ſtarke Männer über ihn ſtürzten und ihn knebelten? . . . Mit klopfendem Herzen und kaltem Schweiß auf ſeiner heißen Stirn ſchlich er näher und blickte, in den tiefen Schatten der Kloſtermauer ſich drückend, nach ſeinem Hauſe hinüber. Es war Alles ſtill, in ſeiner Stube brannte die Lampe ruhig; es bewegte ſich kein Schatten

an den heruntergelaſſenen weißen Rouleaux vorüber. Auch oben aus Wolfgang's Giebelſtube dämmerte ein ſchwacher Lichtſchein. Kein Laut regte ſich; der Wächter rief auf dem benachbarten Kloſterplatz die zwölfte Stunde ab.

Der Wächter ſollte ihn nicht ſo ſpät noch auf der Straße finden; er trat raſch in's Haus und athmete tief auf, als er ſich endlich in ſeinem Zimmer befand und die Thür, die nach dem Flur führte, feſt verſchloſſen war.

Glücklicherweiſe hatte Urſel das Weißbrot und die angeſchenkte Flaſche Wein auf dem Tiſche vor dem Sopha ſtehen laſſen. Der unglückliche Mann bedurfte der Labung; er hatte heute noch ſo gut wie nichts gegeſſen und getrunken. Aber ſelbſt jetzt war es ihm unmöglich zu eſſen; nur den Wein trank er gierig. Dann, als er den Wächter an dem Eingang der Straße hörte, löſchte er ſchnell die Lampe aus und ging im Dunkeln zu Bett. Er war ſo matt, daß ihm die Glieder faſt den Dienſt verſagten und doch wollte kein Schlaf in ſeine Augen kommen. Sobald ihm die Sinne ſchwinden wollten, trat irgend ein Schreckbild vor ſeine Seele: der Advokat Kaltebolt, der ihm mit höhniſchem Lachen eine Handvoll Kaſſenſcheine hinhielt; der Oberbürgermeiſter Daſch, der die Augen verdrehte

und die Arme zum Himmel ſtreckte — und er ſaß wieder wach in ſeinem Bette und horchte auf das Kniſtern eines Mäuschens hinter den Tapeten, auf das Ticken der Wanduhr auf dem Flur, auf das leiſe Kreiſchen des Wetterhahns auf dem Thurm der Kloſterkirche. Dann fiel es ihm ein, daß er ſeine Piſtolen ſeit geraumer Zeit nicht nachgeſehen habe und daß die Zündhütchen vielleicht feucht geworden ſeien. So ſtand er denn wieder auf, holte aus einem Schubfache ſeines Schreibtiſches das runde Schächtelchen und erſetzte die alten Zündhütchen durch ein paar neue.

Die Gewißheit, ſich in jedem Augenblick das Leben nehmen zu können und den Verfolgern nur als Leichnam in die Hände zu fallen, brachte ihm endlich gegen Morgen eine verhältnißmäßig größere Ruhe und mit der Ruhe den Schlaf, den barmherzig-unbarmherzigen Schlaf, der ſich nicht herbeibeten und herbeifluchen läßt, und den am meiſten flieht, der ſeiner am meiſten bedarf.

Als der Stadtrath erwachte, ging es bereits auf Mittag. Er fühlte ſich ſehr geſtärkt; auch empfand er das Bewußtſein ſeiner Schuld weniger lebhaft; er fing bereits an, ſich an dieſes Bewußtſein zu gewöhnen, wie der Menſch ſich eben an Alles gewöhnt, was unvermeidlich iſt. Mit peinlichſter Sorgfalt machte er ſeine

Toilette und verzehrte dann mit großem Appetit das Frühstück, das ihm Ursel auf sein Klingeln gebracht hatte, während er dabei die Zeitungen durchblätterte.

„Haben der Herr Stadtrath den Brief gefunden, den ich gestern Abend auf den Schreibtisch gelegt?" fragte Ursel, als sie das Geschirr abräumte.

„Nein; es wird wohl nicht wichtig sein."

Der Stadtrath hatte das im gleichgültigsten Tone gesagt, aber er war bei dem Worte „Brief" zusammengezuckt, als hätte er auf eine Schlange getreten. Ein Brief ist ein verhängnißvolles Ding für Jemanden, der kein reines Gewissen hat. Der Stadtrath hielt sich die Zeitung dicht vor das Gesicht, bis Ursel aus der Thür war. Dann sprang er auf, und schritt eilig und mit klopfendem Herzen nach seinem Schreibtisch. Da lag der Brief, — ein Blick auf das grobe, in altfränkischer Weise zusammengefaltete und mit wunderlich steifen und geschnörkelten Buchstaben bemalte Papier sagte ihm, daß derselbe aus Rheinfelden vom alten General sei. Was wollte der Alte? sich nach dem Befinden seines Sohnes erkundigen, dessen Krankheit er ihm gestern Morgen gemeldet hatte? Das wäre eine große, bedeutsame Aufmerksamkeit — in diesem Augenblick, wo die Gunst des Alten von unberechenbarem Werthe war.

Mit zitternden Händen erbrach er den Brief, und las:

Lieber Neffe Arthur!

Die Nachricht von Deiner Frauen Geneſung freut mir ſehr dahingegen ich mit déplaisir erfahre daß Dein Sohn Wolfgang ſich krank gemeldet hat was ich um ſo weniger goutire als ich an dem Jungen Antheil nehme und ihn protegiren will. Darumb ich auch geſtern ſchon an Deinen Bruder Guisbert geſchrieben und ihm aufgegeben habe den Wolfgang in ſeinem Regimente zu placiren wie ich denn auch andererſeits eine Mariage zwiſchen Deinem Jungen und der jüngſten Tochter Deines Bruders Philipp ſouhaitire da die Grasaffen hübſch und kräftig ſind und ihre Bälger der Familie Ehre machen werden wasmaßen ich heute noch an Deinen Bruder Philipp ſchreiben und ihm ſagen werde was ich intentire worauf er wohl ohne Weigerung eingehen wird ſintemalen er ein ſchlauer Fuchs iſt der die ſauern von den ſüßen Trauben prächtig unterſcheiden kann.

Der ich bin

Dein wohlaffectionirter Onkel

Eberhard von Hohenſtein auf Rheinfelden.

Während der Stadtrath nicht ohne Mühe dieſe

Zeilen entzifferte, theilte ſich das Zittern ſeiner Hände dem ganzen Körper mit; ſeine blaſſen Wangen rötheten ſich, ſeine matten, eingeſunkenen Augen begannen zu glänzen . . . Rettung! Rettung in dieſer grimmen Noth! . . . zum wenigſten Ausſicht, faſt gewiſſe Ausſicht auf Rettung! . . .

Der arme Mann ſchwankte — den Brief in ſeinen Händen haltend — nach einem Stuhl, und Thränen, die er ſeit ſeinen Kinderjahren nicht geweint hatte, brachen aus ſeinen Augen. In jener Rührſeligkeit der gänzlichen Erſchöpfung und Nervenſchwäche gelobte er ſich, von jetzt an, wenn er dem drohenden Verderben wirklich entrinnen ſollte, ein guter Menſch zu werden, ein zärtlicher Gatte, ein liebender Vater, ein rechtlicher billiger Geſchäftsmann.

Doch dauerte dieſe weiche Stimmung nicht lange. Die Welt ließ ihr Opfer ſo leichten Kaufes nicht los. Zum Frommſein hatte es noch immer Zeit, wenn nur erſt die rechte Sicherheit vorhanden war und an der fehlte noch viel. Bis jetzt war Alles nur Hoffnung, Möglichkeit, Wahrſcheinlichkeit — und vielleicht auch nicht einmal das! Wenn nun Wolfgang ſich weigerte, auf den Wunſch des Alten einzugehen! Wolfgang hatte nie die geringſte Neigung für den Soldatenſtand blicken laſſen, hatte ſich im Gegentheil während ſeiner Dienſt-

zeit oft bitter über die unnöthigen Scheerereien und den Kleinkram des Gamaſchendienſtes beklagt. Und dann! Wolfgang war ein ſehr ſelbſtſtändiger Charakter, der ſich nicht leicht durch den Schein blenden ließ; — ſollte ſeine glänzende Couſine ihn nicht viel eher abgeſtoßen als angezogen haben? — Dem Stadtrath war es bei dem Beſuch neulich in Rheinfelden faſt ſo vorgekommen. Und dann des Jungen Liberalismus! ſeine oft ausgeſprochene Antipathie gegen ſeine adeligen Verwandten und die unverkennbare Achtung, die er dem tüchtigen Weſen ſeines Onkels Peter Schmitz und ſeiner Tante Bella ſchenkte! Seine Freundſchaft endlich zu Münzer, von dem er ſtets in Ausdrücken der Anerkennung und Hochſchätzung ſprach, die den Stadtrath nur ſchon zu oft bitter gekränkt hatten ... Nein nein! es war noch nichts gewiß; Alles noch in einer peinlichen, unheimlichen Schwebe!

Der Stadtrath ſprang von ſeinem Stuhl wieder empor und ſchritt im Zimmer auf und ab ohne den Muth zu finden, ſeiner Gattin, die er jetzt ſeit beinahe zwei Tagen nicht geſehen hatte, unter die Augen zu treten und mit Wolfgang zu ſprechen, der, wie Urſel berichtet hatte, ſchon ſeit einer Stunde mit der gnädigen Frau ganz munter ſich unterhalte.

22.

Als Wolfgang am Mittag des zweiten Tages ſeiner Rückkehr von Rheinfelden aus einem tiefen, traumloſen, erquickenden Schlaf, in welchem die heraufdrohende Krankheit ſich glücklich gebrochen hatte, erwachte, dauerte es eine geraume Zeit, bevor er ſich beſinnen konnte, wo er war, wie er hierher gekommen und weshalb ſeine Mutter, die an ſeinem Bette ſaß, mit hellen Freudenthränen in den lieben ſanften dunklen Augen ſich ſo zärtlich beſorgt über ihn beugte.

„Ich bin wohl krank geweſen, Mutter?“ ſagte Wolfgang, die Liebkoſungen und Küſſe erwidernd.

„Recht krank!“ erwiderte Margarethe; „zwei böſe, böſe Tage lang haſt Du Dein armes Mütterchen geängſtigt; aber nun iſt es gut; wenn Du mit hellen Augen erwachteſt, hat der Medicinalrath, der vor einer Stunde hier war, geſagt, wäre es gut; und Du biſt mit hellen Augen erwacht, mein Liebling — aber nun mußt Du ruhig liegen, ganz ruhig, und darfſt gar

nicht ſprechen und Dich aufregen, damit Du nicht wieder krank wirſt, mein Herzensjunge!“

Wolfgang ſank wieder auf ſein Lager zurück. Die Mutter glättete ſein Kiſſen und ſeine Decke, ſtand auf und ließ das Rouleau herunter, um die helle Mittagsſonne auszuſchließen, ſetzte ſich dann wieder zu ihm an's Bett, nahm eine ſeiner Hände in ihre Hände und lächelte ihm freundlich zu mit jenem unſäglich liebevollen Blick, der nur aus einer Mutter Augen glänzen kann.

Wie er ſo, ſich ſtumm des wiedergewonnenen Lebens freuend, halb wachend und halb träumend dalag, zog die Erinnerung der letzten Tage in hellen klaren Bildern durch ſeine ſabbath-ſtille, tief erquickte Seele. Und im Vordergrund all' dieſer Bilder bewegte ſich die zierlich-ſchlanke Geſtalt eines wunderſchönen Mädchens, das ſich bald mit neckiſcher Schalkheit zu ihm wendet, bald ſich mit ſcheuem Zagen von ihm zu entfernen ſcheint und endlich liebeglühend und liebeheiſchend an ſeine Bruſt ſinkt. Da zieht plötzlich eine dunkle Wolke herauf und löſcht die hellen, ſonnigen Bilder aus; das Mädchen, deſſen knospender Buſen nun eben noch heiß und heißer an ſeinem Herzen geklopft hatte, reißt ſich aus ſeinen Armen, und verſchwindet in dem Dunkel des Parks, der ſich dann in

den ſandigen Weg längs des Stromufers verwandelt, auf welchem der kreiſchende Wagen des alten Köbes ihn langſam, langſam — als wollte die Fahrt kein Ende nehmen — heim trägt, heim zu ſeiner lieben, kranken Mutter, deren warme Hand jetzt in ſeiner Hand — die ſich bei dieſem Gedanken feſter ſchließt — liegt. Dann ſitzt er vor dem Bett der Mutter, wie ſie jetzt vor ſeinem Bett ſitzt und aus dem Schatten der Krankenſtube tritt das Bild eines andern Mädchens hervor, eines Mädchens, das kaum weniger ſchön iſt, als jenes dort im Park von Rheinfelden, eines Mädchens, deſſen einfach-edle Erſcheinung ihn anmuthet, wie ein Lied aus der Jugendzeit, — aus der Jugendzeit —

„Das iſt doch ſonderbar," ſagte Wolfgang, zur Mutter aufblickend.

„Was iſt's, mein Herz?"

„Mir iſt, als hätte ich Ottilien von jeher gekannt, als wäre Ottilie die Schweſter, die ich mir immer gewünſcht habe, wenn ich allein vor Deinem Bette ſpielte und die Sophakiſſen keine Rede und Antwort geben wollten."

Margarethen's Augen glänzten, während ſie ſich tiefer über den lieben Sohn beugte:

„Alſo auch Du haſt das Gefühl ſagte ſie, „das mich nicht mehr verlaſſen hat, ſeitdem ich das herzige

Kind geſehen? Mir iſt ſeitdem immer, als hätte ich nun zwei Kinder. Sie iſt auch geſtern mit Tante Bella hier geweſen und war ſo beſtürzt und ſo traurig, daß Du krank warſt — das gute Kind, als ob ſie nicht eigenen Kummer genug hätte! Sie hat mich ſo lieb getröſtet: „Morgen komme ich wieder — hat ſie geſagt — und dann mache ich Dir den Wolfgang geſund, und wenn er geſund iſt, komme ich alle Tage, und ſitze mit Dir hier im Fenſter — wir waren in meiner Stube — hier iſt es ſo ſtill und kühl und die hohen Bäume da drüben über der alten Mauer, die hab' ich nun gar zu gern.“ Und die liebe ſanfte Stimme, mit der ſie das ſagt, das klingt ſo lieblich wie ſanfter Schwalbengeſang.“

„Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit“ — ſagte Wolfgang träumeriſch vor ſich hin.

„Und weißt Du, liebes Herz,“ fing die Mutter wieder an, indem ſie zärtlich des Sohnes Hände ſtreichelte, „daß Du in Deinen Phantaſien faſt nur von Ottilien geſprochen haſt? daß Du lange Zwiegeſpräche mit ihr geführt haſt?“

„Mit Ottilien?“ fragte Wolfgang — und ſeine bleichen Wangen rötheten ſich; „biſt Du gewiß, daß ich mit Ottilien und von Ottilien geſprochen habe?“

„Ob ich gewiß bin!“ ſagte Margarethe lächelnd;

„nun, ihren Namen haſt Du wenigſtens oft genug genannt.“

„Sonderbar, ſonderbar,“ murmelte Wolfgang.

„Was iſt dabei ſo ſonderbar, mein Herzensjunge?“ fragte Margarethe; „aber da plaudern und plaudern wir und Du ſollſt ganz ruhig ſein, hat der Medicinalrath geſagt. Ich bin eine ſchöne Krankenwärterin. So! jetzt ſtill gelegen und nicht den Mund geöffnet!“

„Nein, nein,“ erwiderte Wolfgang lebhaft; „laß uns plaudern; ich fühle mich vollkommen wohl und habe Dir ſo viel zu ſagen.“

„Was iſt's, lieb Herz?“ ſagte Margarethe.

Wolfgang ſtreckte die Arme aus und zog die Mutter zu ſich auf den Rand des Bettes, wie er es als Kind und Knabe gethan, wenn er ihr ſeine kindiſchen und knabenhaften Geheimniſſe gläubig anvertraute, und ebenſo gläubig wie damals, vertraute er nun der lieben Mutter ſein letztes, großes Jünglings-Geheimniß, das Geheimniß ſeiner Liebe zu Camilla — ſtockend im Anfang und erröthend, und dann, als er erſt einmal das große Wort ausgeſprochen, lebhaft und beredt, wie es ſeine Art war, all' die kleinen Nebenumſtände ſeines Liebes-Romans, all' die Hoffnungen, Zweifel, Bedenken, Alles, was in den letzten Tagen ſein edles Herz erfüllt, ſeinen hellen Geiſt beſchäftigt hatte.

„Nun habe ich Alles gebeichtet, lieb Mütterchen," ſchloß der Jüngling; „jetzt aber ſage Du mir, ob Du mit Deinem Jungen zufrieden biſt, denn, bevor ich das ſicher weiß, kann ich doch nicht ſo glücklich ſein, wie ich es ſo gern ſein möchte."

Margarethe antwortete nicht gleich, weil es ihr bei dem Chaos widerſprechendſter Gefühle, welche während Wolfgang's langer Erzählung ihre Seele erfüllt hatten, in der That unmöglich war, ſeine ſchließliche Frage direct zu bejahen oder zu verneinen. Zuerſt und vor Allem war es Eiferſucht geweſen gegen die Glückliche, der ſie nun das Herz, das ſie bis dahin ſo ganz beſeſſen, abtreten ſollte. Wie ſchmerzlich dieſer Gedanke für Margarethe ſein mußte, das konnte Niemand ermeſſen, denn Niemand wußte, wie tief unglücklich ſich die arme Frau in ihrer Ehe gefühlt, wie ſie ihr Glück, ihren Troſt, ihr Alles, Alles nur in dieſem einen heißgeliebten Sohn geſucht und gefunden hatte. Sie hatte ſeine Liebe in ſich geſogen, wie eine ſommerliche Pflanze, die in einer kalten dumpfigen Stube verkümmert, das Licht und die Wärme allzukurzer ſoniger Augenblicke gierig trinkt; nun ſollte auch das ihr genommen werden, das Letzte, Beſte, Einzige! genommen, ja! — Margarethe hatte immer, wo ſie geliebt, mit voller Seele, mit ganzem Herzen geliebt und

Wolfgang war das Kind ihres Herzens. Daß er ein Mann war und Männerherzen anders fühlen als das halb gebrochene Herz einer vereinsamten, geknickten Frau — daran dachte Margarethe natürlich nicht.

Aber diese Eifersucht war nur die erste unwillkürliche Regung ihrer Seele, dem leisen, schmerzlichen Klingen einer Harfe vergleichbar, an die man plötzlich unsanft gerührt hat. Dann überkam sie die tiefgewurzelte, langgenährte, beinahe abergläubische Furcht vor jener Familie, mit der sie gerade so gern in Verbindung getreten war, wie ein Lamm in den Käfig der Wölfe geht; von jener stolzen, harten, grausamen Familie, die ihren Gemahl den Kelch der Verachtung und Demüthigung bis auf den letzten bittern Tropfen hatte trinken lassen, die durch diese ihre feindliche, abwehrende Haltung in ihren Augen mehr als alles Andre dazu beigetragen hatte, ihren Gatten von ihr zu entfremden; vor jener Familie, die sie als die Verkörperung aller jener Eigenschaften ihres Gatten ansah, mit denen sie sich schon im Anfang als junges, zärtlich liebendes Weib nie hatte befreunden können und die ihr, wie sich dieselben mit jedem Jahre deutlicher ausprägten, mit jedem Jahre unheimlicher geworden waren. Und aus dieser Familie wollte ihr Sohn, ihr treuer, offener, geradsinniger, warmherziger Sohn das Weib seines

Herzens nehmen! Thu's nicht, thu's nicht! — ſchrie eine Stimme in ihrem Herzen.

Und dann — mußte dieſe Verbindung nicht das ſchwache Band, welches ſie an ihre eigne — die Schmitz'ſche Familie — knüpfte, vollends zerreißen? würde ihr Bruder Peter — der ſo tief beleidigte, ſo ſcheu gemiedene und doch noch immer ſo innig geliebte — nicht mit doppeltem Recht behaupten können, was er ihr einſt mit Thränen in den Augen geklagt: daß ſie ſich äußerlich und innerlich von ihm und ihren andern Blutsverwandten losgeſagt habe? — Und gerade jetzt hatte ſie ſich mit dem Gedanken getragen, durch die Liebe, die ſie der verwaiſten Nichte beweiſen wollte, ihren Geſchwiſtern zu zeigen, daß ſie noch mit ihnen in Liebe und Treue verbunden ſei!

Aber auf der andern Seite! wurde nicht ſo der Fluch von ihr genommen, unter dem ſie ſo ſchwer gelitten: daß ſie, und ſie allein, ihren Gatten mit ſeiner Familie entzweit, ihn aus ſeiner Laufbahn geriſſen, ihn zu dem unglücklichen Manne gemacht hatte, der zu ſein, er ſich ſo oft und ſo bitter beklagte? Mußte ſie dagegen mit ihren Intereſſen nicht zurückſtehen? und nun gar, wenn Wolfgang ſo wirklich das Glück fände, das ſie dem geliebten Kinde aus tiefſtem Herzensgrunde

wünſchte? — Konnte, durfte ſie nur einen Augenblick zweifeln, was ihr in dieſem Falle zu thun oblag?

Dennoch war es ein ſehr ſchmerzliches Lächeln, das um Margarethen's Lippen ſchwebte, als ſie jetzt die Wimpern hob und Wolfgang mit einem zärtlichen Blick tief in die Augen ſchauend, leiſe ſagte:

„Du lieber Junge, Du kannſt nicht glücklich ſein, ohne daß ich mit Dir zufrieden bin, und ich kann nicht zufrieden ſein, ohne daß ich Dich glücklich weiß. So liebe Deine Camilla und ſei glücklich; aber Wolf, behalte auch Deine arme Mutter noch ein wenig lieb!"

Die Thränen ſtürzten ihr bei dieſen Worten aus den Augen und ſchluchzend verbarg ſie ihr Geſicht an ihres Sohnes Bruſt.

„Du haſt noch etwas auf dem Herzen, Mutter," ſagte Wolfgang; „Du biſt doch nicht ganz zufrieden mit mir! Sprich es aus, Mutter! Du haſt ja immer behauptet, daß Du mir Alles ſagen könnteſt! Bitte, bitte, lieb', lieb' Mütterchen, ſag' mir Alles, was Du auf dem Herzen haſt! Dein Herz muß heute ſo leicht ſein, wie das meinige. Was haſt Du?"

„Es iſt nichts, gewiß nichts!" ſagte Margarethe, ſich wieder aufrichtend und ihre Thränen trocknend; „Du biſt ja ſo gut und ſo klug; und wenn Du ſagſt, daß Camilla Dich liebt, ſo muß ſie ja auch ein gutes

Mädchen ſein und Alles thun, um Deiner immer würdiger zu werden. Und der Vater wird ſich gewiß recht freuen; er hat Dich ja auch ſo lieb und möchte ſo gern, daß Dir das Leben leichter würde, als es ihm geworden iſt. Er war ſo froh über die guten Nachrichten, die Du uns aus Rheinfelden ſchriebſt, daß der Großonkel ſo gut gegen Dich ſei und die Tante und Alle. „Der Junge wird's weiter bringen, als ich," hat er mehr als ein Mal geſagt. Auch ſteht er jetzt mit Onkel Philipp und auch mit Onkel Guisbert auf dem beſten Fuße; aber ich kann mir noch immer nicht denken, daß Deine Verwandten es wirklich ehrlich mit uns meinen und daß ſie ſich nicht wieder von uns zurückziehen, wenn ſie Ernſt machen ſollen. Und wie würde das den Vater ſchmerzen? und was ſollte dann aus Dir werden, mein armer Junge?"

„Da habe ich beſſern Muth!" ſagte Wolfgang heiter; „ſie werden Ja und Amen ſagen, verlaſſe Dich darauf! Der alte Griesgram von Großonkel zuerſt von Allen" — und er erzählte nun ausführlich, wie ausnehmend gnädig der alte Herr während der ganzen Zeit und noch in den letzten Augenblicken gegen ihn geweſen ſei, und daß er ihn mit den Worten entlaſſen habe: Habe was vor mit Dir, Junge; ſoll Dein Schade nicht ſein, wenn Du folgſam biſt. — „Nun, Mütter-

chen: eine Liebe iſt der andern werth. Wenn unſere Verwandten, die ſo lange in Fehde mit uns gelebt haben, Frieden mit uns machen wollen, ſo ſollen ſie auch den Frieden theuer erkaufen und der Preis des Friedens iſt Camilla und dieſen Preis ſollen, müſſen und werden ſie zahlen."

Wolfgang war in der glücklichſten Stimmung und die Mutter war zu ſehr gewohnt, ſich glücklich zu fühlen, wenn ſie den Sohn glücklich ſah, als daß ſie nicht auch jetzt in ſeine Heiterkeit hätte einſtimmen ſollen. Sie lächelte ihm freundlich zu, während er die herrlichſten Schlöſſer baute und endlich, von dem vielen Sprechen ermüdet, den Kopf auf die Seite wandte und die Hand der Mutter in der ſeinen haltend einſchlief.

Margarethe ſaß noch eine Weile in der ſonnigen Stille, in tiefbewegter Seele Alles überdenkend, was ſo eben geſprochen war. Dann ſtand ſie leiſe auf, küßte den Schlafenden auf die Stirn und verließ geräuſchlos das Zimmer. Es verlangte ſie, ihren Gatten, der in dieſen letzten Tagen ſo viel Sorge und Arbeit gehabt hatte, eine Botſchaft zu bringen, von der ſie wußte, daß ſie für ihn eine frohe ſein würde.

Der Stadtrath war eben im Begriff, ſich (mit dem Brief des Alten in der Bruſttaſche) hinaufzubegeben und hatte ſich ſchon nach der Thür gewandt, als

leiſe an dieſelbe geklopft wurde und auf ſein Herein! ſeine Gattin in's Zimmer trat.

Margarethe eilte auf ihn zu und ſchlang die Arme um ihn.

„Ich habe Dich ſo lange nicht geſehen, Arthur!“ ſagte ſie, wie zur Entſchuldigung einer Zärtlichkeit, die allerdings in dieſer freudloſen Ehe zu den Seltenheiten gehörte.

Herr von Hohenſtein hatte die Liebkoſungen ſeiner Gattin mit einer bei ihm ſehr ungewöhnlichen Wärme erwidert. Er fühlte das lebhafte Bedürfniß, in dem verhängnißvollen Spiel, das ihm ſo günſtige Karten in die Hand gegeben hatte, ſeine Gattin auf ſeiner Seite zu haben. Wußte er doch, wie groß ihr Einfluß auf Wolfgang war!

„Sehr lange nicht, Gretchen,“ ſagte er, während er, ſeinen Arm um ihren noch immer jugendlich ſchlanken Leib legend, ſie nach dem Sopha führte und an ihrer Seite Platz nahm. „Es waren ein paar heiße Tage für mich; und für Dich auch, Du armes Kind! erſt ſelbſt krank, dann der Wolfgang krank! Aber es geht doch gut, nicht?“

„Beſſer wenigſtens,“ erwiderte Margarethe, in herzlicher Dankbarkeit für ihres Gatten Freundlichkeit ſeine Hand an ihre Lippen drückend; „ja, ich glaube,

gut — wir haben eben ein langes, langes Geſpräch mit einander gehabt."

Margarethe lächelte und ſah ihren Gatten halb ängſtlich, halb ſchalkhaft an. Sie war es ſo wenig gewohnt, ihn zum Vertrauten zu haben! ſie wußte ſich nicht in dieſe Situation zu finden, trotzdem ſie mit Beſtimmtheit annahm, daß die Nachricht, welche ſie ihm mittheilen wollte, ihn angenehm berühren würde.

„Ein langes Geſpräch," ſagte der Stadtrath; „und worüber denn, wenn man unbeſcheiden genug ſein darf, das zu fragen."

Margarethe wurde roth und ſah in ihrer Verlegenheit ſo hold verſchämt und jungfräulich aus, als habe ſie ſelbſt ein Liebesgeſtändniß abzulegen.

„Du machſt mich äußerſt neugierig;" ſagte der Stadtrath, „was iſt's?"

„Ich habe Dir eine große Neuigkeit mitzutheilen, Arthur."

„Ich Dir ebenfalls, liebes Gretchen; erwiderte er; „ſo fang' Du nur an, damit wir endlich einmal aus der Stelle kommen."

Das war wieder der alte, herbe, liebloſe Ton, der Gretchen ſchon ſo oft ſo unglücklich gemacht hatte. Es war ihr mit einem Male, als könne ſie dieſem Manne nicht ſagen, was ſie ſo eben gehört: das Her-

zensgeheimniß ihres Lieblings, ihres Abgotts. Und doch: er ſah ſo angegriffen, ſo verfallen aus; er hatte gewiß wieder rechte Sorgen gehabt; bedurfte einer Freude gewiß recht ſehr.

„Es iſt nur dies, Arthur;“ ſagte Margarethe mit einer Entſchloſſenheit, die ihr alles Blut in die Wangen trieb; „Wolfgang hat in Rheinfelden noch größere Eroberungen gemacht, als wir gedacht haben und er uns geſchrieben hat. Er ſteht nicht nur bei der Excellenz in großer Gunſt, auch die Präſidentin hat ihn ſehr ausgezeichnet und Camilla — nun, es muß doch heraus und Du wirſt auch gewiß nicht ungehalten ſein: Camilla liebt den Wolfgang . . .“

„Und Wolfgang?“ fragte der Stadtrath haſtig und vor Aufregung bleich; „und Wolfgang?“

„Er hat ſie auch recht gern,“ erwiderte Margarethe, die das Wort: „er liebt ſie“ nicht über die Lippen bringen konnte.

„Das iſt eine Nachricht!“ rief der Stadtrath, indem er ſeine Gattin — diesmal ohne alle Affectation — umarmte. „Nun ſollſt Du aber auch meine Neuigkeit hören; ſieh' hier: vom Alten — eigenhändig — mußt Dich an die Worte nicht ſtoßen — ſo ein alter Herr drückt ſich manchmal wunderlich aus — nun, was ſagſt Du? iſt das nicht ein Glück?“

„Ja, aber —“ ſagte Margarethe.

„Was aber! kein Aber!“ rief der Stadtrath, der aufgeſtanden war und mit großen Schritten im Zimmer umherging. „Wenn der Alte Ja ſagt, können die Andern nicht Nein ſagen; ich kenne ſie.“

„Aber Arthur“, ſagte Margarethe ſchüchtern; „da in dem Brief ſteht doch noch mehr, noch Anderes. Wolfgang ſoll Soldat werden.“

„Wie Du redeſt!“ rief der Stadtrath; „Soldat! als ob es ſich um Hinz oder Kunz handelte! Officier ſoll er werden, wie ich es geweſen bin und es noch ſein könnte, wenn —“

Herr von Hohenſtein verſchluckte das Ende des Satzes, denn er ſah, wie Margarethen die Thränen in die Augen traten und er fühlte ſich doch noch nicht ſicher genug, um ſie ruhig weinen ſehen zu können.

„Sei vernünftig, Gretchen!“ ſagte er, ſich wieder zu ihr auf das Sopha ſetzend, „und mache mir nur jetzt keinen Strich durch die Rechnung! Du weißt, wie unendlich viel mir daran liegt, mich mit meiner Familie vollſtändig auszuſöhnen; ich kann Dir nicht ſagen, warum mir jetzt mehr als je daran liegt. Ja es liegt mir ſo viel daran, daß, wenn dieſe Ausſöhnung nicht ſtattfindet, wenn Wolfgang unkindlich genug denken könnte, mich in meiner Noth zu verlaſſen — nun,

nun, ich will Dich nicht unnöthig ängſtigen, Kind! Halte nur zu mir! hilf mir den Wolfgang gewinnen, dann iſt Alles gut, dann kann noch Alles gut werden."

Herr von Hohenſtein war in einer unbeſchreiblichen Aufregung. Die alte Spielernatur regte ſich mit Macht. War es denn nicht gerade, wie beim Pharao? Geſtern Alles verloren! heute Alles wieder gewonnen! Das hatte er ſo oft durchgemacht! wie oft war er ſchon daran geweſen, ſich eine Kugel durch den Kopf zu jagen! und war noch immer wieder ſo oder ſo aus der ſchlimmſten Verlegenheit herausgekommen! Warum ſollte es diesmal anders ſein, diesmal, wo, nach der ſchlimmen Taille von vorgeſtern Abend, heute Karte um Karte für ihn ſchlug!

„Ich werde ſogleich zu Wolfgang hinaufgehen!" ſagte er.

„Bitte, lieber Arthur, nicht jetzt;" ſagte Margarethe; „Wolfgang war eben wieder eingeſchlafen, als ich von ihm ging. Er iſt doch noch ſehr ſchwach. Ich fürchte, es könnte zu viel für ihn werden."

„Wie Du willſt, wie Du willſt;" erwiderte der Stadtrath; „ſprich Du vorher mit ihm! oder nein, laß es doch lieber. Ihr könntet Euch da Beide in eine Sentimentalität hineinreden und ich hätte dann doppelte Mühe. Ich muß jetzt ausgehen, Gretchen!

Du brauchſt mit dem Eſſen nicht auf mich zu warten; und noch Eines, Gretchen! ich höre, daß Deine Verwandten Dich geſtern und heute beſucht haben. Das muß aufhören; ich kann es nicht dulden. Jetzt, wo Aller Augen auf mich gerichtet ſind und jeder meiner Schritte beobachtet wird, darf ich keine demokratiſchen Relationen mit der Ufergaſſe haben."

„Aber, Arthur;" ſagte Margarethe; „das iſt doch hart. Mein Bruder iſt ſeit acht Tagen todt und ich ſoll die Tochter meines Bruders nicht einmal ſehen dürfen."

„Ja ſo," ſagte Herr von Hohenſtein; „entſchuldige! ich hatte wirklich nicht daran gedacht. Aber gleich viel! Es handelt ſich hier um wichtigere Dinge, als um ein bischen Familienſentimentalität. Adieu, Gretchen!"

Der Stadtrath hatte vor dem Spiegel ſein Halstuch in Ordnung gebracht, ſeinen Hut abgebürſtet und ſah nach der Uhr.

„Hilf Himmel, ſchon halb zwölf; es iſt die höchſte Zeit, wenn ich den Obriſt noch treffen will. Adieu, Gretchen!"

Er warf ſeiner Gattin eine Kußhand zu und eilte zur Thür hinaus.

Margarethe folgte ihm langſam. Sie ſchloß mechaniſch die Stube zu, und hing den Schlüſſel an die ge-

wohnte Stelle und kehrte auf der Treppe noch einmal um, weil sie bereits nicht mehr wußte, ob sie abgeschlossen hatte oder nicht. Sie war von dem, was sie gehört, wie betäubt. Nur das Eine wußte sie, daß zwischen ihr und dem Vater ihres Sohnes die Kluft so groß geworden sei, daß die scheuen Liebesarme, die sie nach ihm ausstreckte, nicht mehr hinüberreichten, nimmermehr hinüberreichen würden; und nur das Eine fürchtete sie, daß diese Kluft sie auch noch von ihrem Sohne trennen könnte. Das war der schmerzlichste Gedanke für die arme Margarethe und wie sie so langsam, langsam die Treppen hinaufstieg, rannen ihr die Thränen Tropfen um Tropfen langsam über die bleichen — ach, einst so jugendfrischen, rosigen Wangen!

23.

„Herr von Willamowsky, ich finde, Sie ſind heute noch geiſtreicher, als ſonſt.“

„Finden Sie wirklich?“ ſagte der junge Officier, mit einem zärtlichen Blick ſeiner matten Augen auf den Gegenſtand ſeiner Huldigung.

„Gewiß! ſo ſehr, daß ich mich heute für eine ſo ſpirituelle Converſation in der That zu dumm fühle. Ueberdies hat die Mama nach mir geſchickt. Entſchuldigen Sie mich daher!“

Camilla ſtand von dem Platze am Fenſter, wo ſie mit einer Perlenſtickerei ſo eifrig beſchäftigt geweſen war, daß ſie kaum auf das harmloſe Geſpräch des Dragonerlieutenants mit ihrer Schweſter gehört zu haben ſchien, auf, rauſchte an jenem, ohne ihn weiter eines Blickes zu würdigen, ſo nahe vorüber, daß ihr ſeidenes Gewand ſeine ſpitzen Kniee ſtreifte und war im nächſten Augenblick in der hohen Flügelthür, die

aus dem Empfangs-Salon in das Zimmer der Präsidentin führte, verschwunden.

„Aber, mon Dieu, was bedeutet denn das!" sagte Herr von Willamowsky nach einer kleinen Pause, während welcher sich Aurelien's schwarze Augen an seiner bestürzten Miene sattsam geweidet hatten; „um Himmelswillen, Fräulein Aurelie, lachen Sie nicht, und sagen Sie mir: was das heißen soll."

Aurelie zuckte die weißen Schultern.

„Ich fürchte, Sie haben Ihre Rolle ausgespielt, lieber Willamowsky — für einige Zeit wenigstens; schreiben Sie diese Illusion perdue zu den übrigen."

„A bas," sagte der Lieutenant; „so leicht wird man mit Stillfried von Willamowsky nicht fertig; sie wird bös sein, daß ich nicht schon gestern gekommen bin. Voilà tout."

„Rauchen Sie, lieber Willamowsky?" fragte Aurelie.

„Wie kommen Sie zu der Frage? Sie wissen: ich deteſtire diese horrible Gewohnheit."

„Sehen Sie, Willamowsky, welch' reizende Stickerei, die offenbar zu einem Cigarrenetui bestimmt ist! silberblau auf mattgrauem Grunde — unsre Farben, Willamowsky — das ist zart und sinnig, n'est-ce pas?"

und das übermüthige Mädchen ließ die angefangene Arbeit Camilla's in der hellen Mittagssonne flimmern.

„Aber Camilla weiß so gut wie Sie, und alle Welt, daß ich nicht rauche!"

„Gewiß; und darum eben ist diese Arbeit nicht für Sie."

„Aber für wen? vielleicht für Kuno?"

„Pah! Sie haßt Kuno, sage ich Ihnen!"

„So dachte ich auch; wenn es aber Kuno nicht ist, so" —

„Wird es wohl ein Andrer sein. — Im Ernst, Willamowsky, kommen Sie einmal hierher in's Fenster und schnarren Sie etwas weniger, daß man's nicht nebenan hört. — Es geht hier etwas vor, von dem ich selbst nur erst eine Ahnung habe. Man traut mir nicht und hat auch keine Ursache dazu, denn ich habe diese Geheimnißkrämerei und dieses ewige Bevorzugen Camilla's satt und bin entschlossen, künftig meine eigenen Wege zu gehen. Sowie ich dahinter gekommen bin, sollen Sie's erfahren, denn ich liebe Sie, Willamowsky, weil Sie ein guter Mensch sind, dem es auf ein paar Louisd'or zu einem Bouquet nicht ankommt, wenn Sie einem armen Mädchen eine Freude damit machen können, und weil sie so wundervoll Polka tanzen und es sich in Ihrem neuen kleinen Wagen mit

dem hübſchen Rappen ſo himmliſch fährt. Ich glaube, daß Sie ſich als Schwager ausgezeichnet benehmen würden und ich protegire Sie deshalb viel mehr als unſern Vetter Kuno, der alle Tage gelber und unangenehmer wird und überdies eine ſehr ſchlechte Partie ſein würde. Aber, wie ich Ihnen ſagte: in dieſem Augenblicke haben Sie nicht mehr Ausſicht, als er: wir blicken mit unſern Schmachtaugen nach einem Andern aus. Kommt Zeit, kommt Rath, und nun machen Sie, daß Sie fortkommen: Sie alteriren ſich ſonſt ausnahmsweiſe alles Ernſtes und Ihre Ladylike ſchlägt ſich noch die Vorderhufe ab. Apropos Ladylike. Wollen Sie wirklich mit Brinkmann's Fuchs tauſchen? und warum iſt Brinkmann heute nicht auf der Parade geweſen?"

„Er hat ſich krank melden laſſen; aber ich weiß, daß er mit dem Maler Kettenberg im Catalini'ſchen Garten bei einer Maibowle ſitzt."

„Les scélerats! Gehen Sie auch hin, lieber Willamowsky und nehmen Sie ſich ein Beiſpiel an der Eintracht meiner Verehrer. Kettenberg iſt ein wahrer Segen für euch. Er hat euch neue Cotillontouren gelehrt, er hat euch neue Recepte zu Bowlen mitgebracht; er hat die lebenden Bilder in unſerm Cirkel in's Leben gerufen; enfin, hat er Camilla für die ſchönſte, mich

aber für die liebenswürdigſte Präſidententochter auf der Welt erklärt."

„Das ſind Sie auch, auf Ehre, das ſind Sie!" rief Herr von Willamowsky, die Hand der jungen Dame zierlich an ſeine dünnen Lippen führend.

„Auch Sie, Willamowsky? Haben Sie ſelbſt jetzt noch Illuſionen zu verlieren?"

Der hoffnungsvolle junge Dragonerofficier hatte ſich kaum ſporenklirrend und ſäbelraſſelnd verabſchiedet, als die Präſidentin aus ihrem Zimmer in den Salon geraufcht kam:

„Was hat er geſagt?" fragte ſie, mit einem bezeichnenden Blick nach der Thür; „er iſt ja ſehr lange hier geweſen."

„Deſto mehr Gelegenheit hätteſt Du gehabt, ihn ſelbſt zu fragen;" erwiderte Aurelie unartig.

„Iſt das eine Antwort?" fragte die Mama, in die Nähe des Fenſters tretend und durch ihre Lorgnette dem Wagen Willamowsky's nachſchauend.

„Warum nicht? Wenn ich für eure Vertraute zu ſchlecht bin, ſo halte ich mich für zu gut, euer Spion zu ſein."

„Ich glaube, Du träumſt, Aurelie;" ſagte die Präſidentin, ſich vom Fenſter in das Zimmer wendend.

„O, liebe Mama," erwiderte die junge Dame mit

großer Lebhaftigkeit; „ich bin nicht ganz ſo dumm und ſo gutmüthig, wie ihr denkt. Oder meinſt Du: ich ſollte es ganz in der Ordnung finden, daß es Camilla und immer wieder Camilla iſt, um die ſich Alles dreht? daß Camilla ſich in Rheinfelden amüſiren und bei dem Großonkel einſchmeicheln darf, während ich mich hier in der Stadt langweilen muß und nichts zu thun habe, als eure Commiſſionen auszuführen? Meinſt Du denn: ich wüßte nicht, daß es etwas zu bedeuten hat, wenn Fräulein Camilla ihren Anbetern, einem nach dem Andern, den Laufpaß giebt und Cigarrenetuis in unſern Farben" —

Das junge Mädchen wollte noch mehr ſagen, aber Thränen, die ihr leicht in's Auge kamen, wenn ſich die Sache, um die es ſich handelte, zu einem übermüthigen Lachen nicht eignen wollte, erſtickten ihre Stimme. Sie warf ſich in die Ecke des Sopha's und drückte ihr Geſicht in die Kiſſen.

Das Schluchzen der Tochter war für die Mama das Signal, ebenfalls in Thränen auszubrechen.

„Das hat man nun von ſeiner Güte," jammerte ſie, ſich in einen Fauteuil ſinken laſſend und ihr Taſchentuch vor die Augen haltend; „nichts als Sorge und Herzeleid und Undankbarkeit — ich arme, unglückliche Frau!"

„Und ich will's nicht leiden;“ ſchluchzte Aurelie aus dem Sopha heraus; „ich heirathe den erſten Beſten; es iſt ja doch ganz gleich, was ich thue.“

„Ich arme Frau! meine Kinder werden mich noch in's Grab bringen;“ klagte die Präſidentin hinter ihrem Spitzentaſchentuch.

„Ehem, hem!“ machte Jemand, der von den weinenden Damen unbemerkt in den Salon getreten war und bereits auf dem großen bunten Teppich, der in der Mitte des Salons über den einfarbigen Teppich gebreitet war, gerade unter dem Kronenleuchter ſtand: „Ehem!“

Die Damen fuhren in die Höhe.

„Ah! Herr Medicinalrath!“ rief die Präſidentin durch Thränen lächelnd, und dem kleinen Manne die mit Ringen bedeckte fette Hand, die noch das Taſchentuch hielt, entgegenſtreckend; „Sie kommen gerade recht!“

„Das ſehe ich,“ erwiderte der Medicinalrath, die Hand der Gnädigen mit ſüßlicher Höflichkeit küſſend; „die Damen wollten ſich ja faſt ausſchütten vor Lachen! Sie haben ja ordentlich Thränen in den Augen! Was in aller Welt gab es denn ſo Komiſches? Nun, nun, ich will nicht indiskret ſein! Aber, Fräulein Aurelie, erlauben Sie mir, Sie daran zu erinnern, daß Sie

mir verſprochen haben, um dieſe Stunde den ſchönen warmen Sonnenſchein im Garten zu genießen. Wir kommen hernach zu Ihnen hinab! Eilen Sie, liebes Fräulein, eilen Sie!"

Und der galante Herr warf Aurelien, die dem erhaltenen Wink zu folgen ſich beeilte, einige Kußhände zu, legte dann, als ſie zur Thür hinaus war, Hut und Stock ab und ſetzte ſich auf einen Fauteuil in unmittelbarer Nähe der Präſidentin.

Der Regierungs- und Medicinalrath Schnepper war ein kleiner, magerer Mann von ungefähr ſechzig Jahren mit einem glattraſirten Geſicht, das durch den lauernden Blick der kleinen grauen Aeuglein unter den etwas buſchigen Brauen und durch ſein ſarkaſtiſches Lächeln, welches fortwährend um die ſchmalen, eingefallenen Lippen ſpielte, nicht gerade verſchönt wurde. Die linke Schulter des kleinen Mannes war etwas höher als ſeine rechte, und vielleicht war dieſes körperliche Gebrechen mit die Veranlaſſung, weshalb ſich der alte Herr ſo ganz beſonders ſorgfältig kleidete.

Der Medicinalrath Schnepper ſtrich die magern Beinchen und ſagte, aus einer goldenen Doſe eine kleine Priſe nehmend, und die grauen zwinkernden Aeuglein forſchend auf das verlegen lächelnde Geſicht der corpulenten Dame heftend:

„Was hat's denn gegeben, meine Gnädigſte? etwas von Bedeutung?"

„Nicht doch, lieber Medicinalrath! Aurelie warf mir vor: ich zöge Camilla vor und ſo etwas" —

„Schmerzt, beſonders wenn es wahr iſt; natürlich; aber Sie haben ganz recht: Camilla iſt ein Engelchen. Doch laſſen wir dieſe Kindereien und kommen wir zur Sache; ich habe Ihnen einen ganzen Packen von Neuigkeiten mitzutheilen."

„Laſſen Sie hören, lieber Schnepper!" ſagte die Präſidentin, ſich in ihrem Lehnſtuhl bequem zurechtrückend; „ich bin, wie immer, ganz Ohr."

„Zuerſt alſo," ſagte der kleine Herr, in die geöffnete Doſe hineinriechend; „zuerſt eine ſchlechte: mit den Vermögensverhältniſſen des alten Willamowsky ſteht es keineswegs ſo gut, wie wir bis jetzt geglaubt haben. Ich weiß es aus den beſten Quellen."

„Was Sie da ſagen!"

„Hm! Sie ſcheinen die Sache ja ſehr ruhig zu nehmen. Ich will nur wünſchen, daß Fräulein Camilla ſich die ſchönen Aeuglein ebenſowenig ausweinen wird."

„Sein Sie davon überzeugt; aber es iſt wunderbar, welches Ahnungsvermögen ich in dieſen Dingen habe. Wollen Sie mir glauben, lieber Medicinalrath:

ich ſagte noch vorgeſtern in Rheinfelden: Du ſollſt ſehen, Camilla, ſagte ich: Stillfried macht einen zu großen Aufwand; der Alte kann es nicht auf die Dauer aushalten."

„So, hm, hm! In Rheinfelden ſagten Sie das und vorgeſtern Abend, dem Abend vor der Abreiſe? Hätte die Excellenz Verſprechungen gemacht? und gäbe uns der Glaube an dieſe Verſprechungen, die jedenfalls nicht gehalten werden, dieſe philoſophiſche Ruhe? He?"

Die Präſidentin lächelte mit einer unendlichen Selbſtgefälligkeit, während ſie ihrem Wachtelhündchen, das unterdeſſen unter dem Sopha hervorgekommen war, ſich gereckt, und ſchließlich auf dem Schooß der Herrin wiederum zur Ruhe begeben hatte, die langen Ohren ſtreichelte:

„Sie ſind mein Freund, Schnepper, und Camilla's Freund; Ihnen kann ich es ſagen: die liebe alte Excellenz *hat* uns Verſprechungen gemacht, große Verſprechungen; ja mehr noch: Camilla kann ſich als ſeine Haupterbin betrachten, wenn Sie eine Bedingung erfüllt, die allerdings — ich will ganz offen ſein, lieber Schnepper; erfahren müſſen Sie's ja ſchließlich doch und ich möchte auch gern Ihren Rath in der Sache haben. Die Bedingung iſt, daß ſie ihren Vetter Wolf-

gang, den Sohn des Stadtraths heirathet. Lieg' ſtill, Joli!"

Ein paar ſchärfer beobachtende Augen, als die halb von den Lidern bedeckten, ruheſeligen Augen der Präſidentin würden bemerkt haben, daß des Medicinalraths graues Geſicht bei dieſen letzten Worten noch um einige Schattirungen grauer geworden war.

„So!" ſagte er; „hm, jetzt erklärt ſich mir allerdings Manches. Hm! daher alſo die plötzliche Zahlungsfähigkeit des Stadtraths, vielleicht auch ſein Renegatenthum, hm! Und Sie glauben, das Project werde ſich ausführen laſſen?"

„Mais, pourquoi pas, lieber Schnepper?"

„Vielleicht ſcheitert es gleich an dem kleinen Umſtand, daß Herr Wolfgang möglicherweiſe nur noch ein paar Tage zu leben hat."

„Großer Gott!" ſchrie die Präſidentin ſo laut, daß Joli vor Schrecken von ihrem Schooß fiel und, um ſeine Entrüſtung über eine ſo beiſpielloſe Störung doch an Jemanden auszulaſſen, den Präſidenten wüthend anbellte, welcher ſoeben aus der Seſſion nach Hauſe gekommen war und mit dem Hut in der Hand in den Salon trat.

„Denke Dir, Philipp, der Wolfgang — leg' doch nur den Hut ab, Du ſiehſt ja, daß der Joli ſich vor

dem Hute ängſtigt! — ſoll heut noch ſterben! Da haſt Du den Grund, weshalb er nicht ſchon geſtern zu uns gekommen iſt. Ruhig, Joli, Du wirſt meine Nerven noch ganz zerreißen — ach! ich arme Frau! hat ſich denn heute alle Welt verbündet, mich zu quälen!"

Der Präſident ſchien durch dieſen Empfang einigermaßen betroffen. Indeſſen war keine Spur von Erregung in dem leiſen Ton ſeiner ſanften Stimme, als er, zwiſchen ſeiner Gemahlin und dem Medicinalrath Platz nehmend, zu dieſem letzteren gewandt, ſagte:

„Sécrieusement, lieber College, was iſt das mit dem Wolfgang?"

Der Medicinalrath hatte unterdeſſen Zeit gehabt, zu überlegen, daß dieſer Augenblick keineswegs geeignet ſei, von einem gewiſſen Plan, zu deſſen Ausführung er die Einwilligung von Camilla's Eltern nicht wohl entbehren konnte, die Hülle fallen zu laſſen, und daß die Rolle des Hausfreundes bis auf Weiteres noch fortgeſpielt werden müſſe. Ueberdies mußte er jedenfalls einmal erſt das Project, in welches ihm die unvorſichtige Präſidentin einen Blick verſtattet hatte, nach allen Seiten kennen lernen und ſo ſagte er denn mit ſeinem gewöhnlichen Lächeln:

„Sécrieusement, Herr Präſident, die Sache ſteht glücklicherweiſe nicht ſo ſchlimm, wie Frau Präſidentin

in ihrer mütterlichen Aengſtlichkeit dieſelbe darzuſtellen beliebten. Hätte ich vorher gewußt, daß ſo intime, von einem Uneingeweihten unmöglich zu ahnende Beziehungen zwiſchen Ihrer Familie und der Ihres Herrn Bruders beſtehen, — ich würde mich natürlich gehütet haben, der ſchönen Seele meiner verehrten Freundin ſo wehe zu thun. Auch habe ich in der That nur von einer Möglichkeit, keineswegs von einer Wahrſcheinlichkeit, am wenigſten von einer Gewißheit geſprochen. Ihr junger — und ich muß bekennen — liebenswürdiger Neffe iſt vergangene Nacht — vermuthlich in Folge des Schreckens über die Nachricht von der Krankheit ſeiner Mutter, die übrigens vollkommen wiederhergeſtellt iſt, in Folge auch wohl einer leichteren Erkältung, welche er ſich in dem offenen Wagen auf der Fahrt von Rheinfelden hierher zugezogen hat, — iſt, ſage ich, vorgeſtern Nacht von einem Fieber befallen, das anfänglich allerdings einen bösartigen Charakter anzunehmen ſchien, von dem ſich der junge Mann aber bei ſeiner ſehr kräftigen Natur auch ebenſo gut in ganz kurzer Zeit vollſtändig erholen kann. — Sie ſehen alſo, meine Herrſchaften, wenn ſonſt in dieſem Projecte kein error in calculo iſt — der Tod wird nicht ſo unfein ſein, Ihnen einen Strich durch die Rechnung zu machen."

„Lieber College," ſagte der Präſident, und ſeine Stimme klang ſanfter, als je: „ich geſtehe Ihnen, ich hätte Ihnen nichts von der Sache geſagt — nicht, weil ich Ihnen, meinem langjährigen Freunde und Geſinnungsgenoſſen nicht unbedingt vertraute" —

Hier verbeugten ſich die beiden Herren höflich gegeneinander; der Medicinalrath ſagte außerdem: „ehem!" und nahm eine kleine Priſe.

„Sondern, weil ich nicht gern über Projecte ſpreche, die, wie dieſes hier, noch ganz und gar in der Luft ſchweben. Verzeihe, liebe Clotilde, daß ich ausnahmsweiſe nicht ganz Deiner Meinung bin, aber, ſage ſelbſt, welche Garantien haben wir denn! Einige vage Andeutungen des Onkels, die Ihr — ich bitte Dich, liebe Clotilde, alterire Dich nicht! — deren Tragweite Ihr doch möglicherweiſe überſchätzt haben könnt. Ja, wir wiſſen nicht einmal, ob dieſer Wolfgang, der mir ein excentriſcher junger Menſch zu ſein ſcheint, nicht heute ſchon wieder anderen Sinnes iſt, oder ob ſeine bürgerliche Verwandtſchaft aus der Ufergaſſe nicht ein Veto einlegt; und dann, ich darf es nicht verſchweigen, traue ich dem Stadtrath, trotzdem er ſich jetzt zu uns halten zu wollen ſcheint, ebenſowenig, als ich der Solidität ſeiner Verhältniſſe traue. Nun aber erwäge, liebe Clotilde! — erwägen Sie, lieber College! — die

horrible Situation, in die wir gerathen würden, wenn der Fall einträte, daß der General den Wolfgang fallen ließe, oder der junge Menſch, ſeinen, ihm von der Mutter anhaftenden plebejiſchen Tendenzen folgend, ſich wieder von uns losſagte — ich ſchaudre, wenn ich daran denke."

„Lieber Philipp," ſagte die Präſidentin, welche während dieſer langen Auseinanderſetzung ihres Gemahls Zeichen lebhafter Ungeduld an den Tag gelegt hatte; „ich bin es zu ſehr gewohnt, daß Du meine Pläne durchkreuzeſt, als daß ich mich in dieſem Augenblicke über Deine Oppoſition gegen ein Project wundern ſollte, das freilich das Unglück hat, aus meinem armen Kopfe hervorgegangen zu ſein. Du weißt am beſten, wie vorſichtig, wie ruhig ich bin und wie wenig geneigt, die Dinge von der Gefühlsſeite aufzufaſſen; aber hier iſt denn doch mein mütterliches Herz engagirt. Die Kinder lieben ſich, ich habe die innigſte Ueberzeugung davon; der General iſt wie vernarrt in den Wolfgang; o, und Rheinfelden iſt ſo ſchön! — Die Zimmer ſind ein wenig dumpfig, und auch nicht eben geſchmackvoll decorirt, aber das läßt ſich ja Alles ändern, wenn man nur die paar Thaler anwenden will; und für mich wird es eine ſolche Erholung ſein, wenn ich von Zeit zu Zeit zu meinen Kindern auf das

Land fahren kann — aber freilich, was kümmert es Dich, ob wir glücklich ſind, oder nicht, und ich dächte doch, Du wüßteſt am beſten, daß unſre Verhältniſſe" —

„Was ſagen Sie, lieber College?" fragte der Präſident, ſeine Hand für einen Augenblick leicht auf die Knie des Medicinalraths legend.

Aber bevor der kleine Mann, der während dieſer ganzen Verhandlung, in tiefes Nachdenken verſunken, die goldne Tabaksdoſe zwiſchen dem Daumen und dem Zeigefinger der linken Hand gedreht hatte, antworten konnte, wurde die Thür — zum abermaligen Entſetzen Joli's — aufgeriſſen und herein eilte die Obriſtin von Hohenſtein und rief, noch bevor ſie die Schwelle überſchritten hatte:

„Nun das iſt ſchön, ihr Lieben, daß ich Euch hier beiſammen finde. O, mon dieu! ich bin ſo ſchnell gegangen, daß ich ganz außer Athem bin; aber ich mußte Euch doch zuerſt die große Neuigkeit mittheilen. Nun rathet einmal! aber Ihr rathet's doch nicht und da will ich Euch denn nicht länger quälen, ihr guten Seelen. Der Wolfgang wird Officier — Alles ſchon abgemacht. Mein Mann iſt ſtolz, den Plan, den er lange mit ſich herumgetragen haben will, realiſirt zu haben; aber der Gedanke iſt von mir zuerſt ausgegangen; ja ich kann ſagen, daß ich den Wolfgang, ſeit-

dem ich ihn neulich in Rheinfelden geſehen, in mein Herz geſchloſſen habe, wie meine eigenen Söhne. Und denkt Euch, der liebe gute Großonkel will ganz und gar für ſeine Ausſtattung ſorgen und will durchaus, daß er in unſer Regiment eintritt. In ein paar Tagen iſt er Portepéefähndrich, dann wahrſcheinlich nach der Reſidenz in die Officierspreſſe; und im Herbſt werden wir das Vergnügen haben, den Herrn Lieutenant wieder hier begrüßen zu können. Ah! iſt mir aber heiß geworden! Du könnteſt mir wohl ein Glas Limonade kommen laſſen, liebe Clotilde? Aber, Kinder, Ihr ſeht ja ganz verdutzt aus! Ihr ſeid doch wohl nicht am Ende gar neidiſch auf uns, daß der liebe alte Onkel ſich Wolfgangs wegen an uns gewandt hat! Großer Gott! es lag ja doch am Ende nichts näher, und ſo ſagte auch heute Morgen der Stadtrath zu meinem Manne — Bitte, lieber Florian — ach nein, Friedrich heißen Sie ja! — beſtellen Sie mir bei Mademoiſelle in der Küche ein Glas Limonade, oder laſſen Sie's auch nur; ich muß doch gleich wieder fort. Adieu Kinder! und wie geſagt, Clotilde, ärgere Dich nicht, Kind — die Sache iſt ja ſo einfach, wie nur möglich. Adieu, lieber Medicinalrath! tröſten Sie die arme Clotilde; dem Wolfgang geht es übrigens vor-

trefflich; ich komme eben her; er iſt ein herrlicher Junge. Adieu Kinder! Adieu Medicinalräthchen!"

Und damit rauſchte Selma — von Joli mit wüthendem Bellen verfolgt — zur Thür hinaus, Die im Zimmer in großer Aufregung zurücklaſſend. Clotilde brach in Thränen aus; der Präſident ging, ſeiner Gewohnheit gemäß, mit langſamen Schritten, die Hände auf dem Rücken, im Zimmer auf und ab, der Medicinalrath nahm eine Priſe, aus welcher er unter gewöhnlichen Umſtänden mindeſtens vier gemacht hätte.

„Sie fragten mich vorhin, was ich von der Affaire denke;" ſagte der Letztere nach einer Pauſe; „wollen Sie's wirklich wiſſen?"

„Können Sie zweifeln, wertheſter College!" flüſterte der Präſident, ſtehen bleibend.

„Eh bien! gehen Sie auf den Plan Ihrer trefflichen Gemahlin, meiner werthen Freundin, ein; protegiren Sie das Verhältniß; gehen Sie, wenn es ſein muß, bis zur öffentlichen Verlobung. Bis zur Heirath hat's ja immer noch Zeit, und man kann ja nicht wiſſen, was bis dahin paſſirt; aber Sie laufen ſo wenigſtens nicht Gefahr, von Ihren Nebenbuhlern in der Gunſt des Alten ganz aus dem Felde geſchlagen zu werden, und Schade wär's doch immer, wenn Ihnen die Erbſchaft entginge. Die Hauptſache ſcheint mir,

daß Fräulein Camilla Alles thut, was sie in der Gunst des Alten weiter bringen kann; zu diesem Zwecke ist jedes Mittel recht, selbst ein Eingehen auf seine seltsamsten Launen. Freilich, diesen Wolfgang zum Officier zu machen —"

Und der Medicinalrath neigte nachdenklich sein graues Köpfchen.

„Weshalb erscheint Ihnen das so wunderbar?" fragte die Präsidentin, sichtbar gereizt.

„Weil — doch wir sind in einer nervösen Stimmung, meine theuerste Freundin. Brechen wir diese Unterredung ab, und machen Sie mit den jungen Damen einen kleinen Spaziergang. Die Promenade ist überfluthet mit der Crème unsrer Gesellschaft. Man sieht es der Stadt nicht an, daß wir mitten in der Revolution sind. Und, verehrteste Freundin" — der Medicinalrath trat näher zur Präsidentin, die bereits aufgestanden war, heran und sagte mit leiserer Stimme: „Lassen Sie Aurelien nicht so sehr merken, daß Camilla unser Liebling ist; wir könnten die junge Dame doch nöthig haben — Adieu, schöne Frau! Adieu, Joli! au revoir! — Ehem! Nun will ich mich aber auch Ihnen, Herr Präsident, empfehlen; wir sehen uns heute Abend im Verein, nicht?"

„Schwerlich; es ist meiner Frau Empfangstag,

wie Sie wiſſen; deshalb möchte ich noch gern, wenn Ihre Zeit es erlaubt, ein paar Worte mit Ihnen ſprechen; aber nicht hier; bitte, treten wir in mein Zimmer; mir iſt immer, als ob in dieſem Frauengemach die Spiegel und Meubel Augen und Ohren hätten."

„Ha, ha, ha!" lachte der Medicinalrath, während er mit dem Präſidenten in das Nebenzimmer ging; „das möchte noch ſein, aber wenn ſie auch einen Mund hätten!"

Der Präſident lächelte:

„Nun, für Sie, den discreteſten aller Menſchen, würde das doch keine Gefahr bringen; aber nehmen Sie Platz, lieber College, und nun ſagen Sie mir einmal aufrichtig: was halten Sie von dem Project?"

„Aufrichtig! ich glaube, Herr Präſident, daß, wie die Sachen augenblicklich liegen, Sie auf dieſen hochromantiſchen Handel werden eingehen müſſen. Niemand kann durch die Sache weniger angenehm berührt worden ſein, als ich; aber ich kann leugnen, daß es ſich diesmal ausnahmsweiſe um etwas Anderes handelt, als um phantaſtiſche Seifenblaſen, die in den Gehirnchen der lieben Damen entſprungen wären. Es iſt notoriſch, daß der Stadtrath geſtern Wechſel zu einem bedeutenden Betrage — es ſind ganz zufällig einige durch meine Hände gegangen — bezahlt hat. Von wem kann er

das Geld haben, als von dem Alten? Wenn aber dieſer graue Harpagon ſeine Kaſten öffnet, ſo will das gewiß etwas ſagen; und wenn der Obriſt es ſich zur Ehre macht, den jungen Menſchen in ſeinem Regimente zu placiren, und die Obriſtin Hals über Kopf die Nachricht davon in der ganzen Stadt herumträgt — ſo können wir wohl ſchwören, daß der General einen Trumpf darauf geſetzt hat."

„Ich geſtehe: mir iſt bei einem Project, das ſo aus dem Kreiſe des gewöhnlichen Laufes der Dinge herausfällt, das einen — sit venia verbo! — ſo revolutionären Charakter hat, gar nicht gut zu Muthe;" ſagte der Präſident, die Spitzen ſeiner langen dünnen Finger ſanft zuſammendrückend.

„Das glaube ich gern," erwiderte der Medicinalrath; „mir würde auch an Ihrer Stelle für die Kleine eine ſolide Partie, und wäre es auch mit einem älteren Manne, lieber ſein."

Hier ſchwieg der kleine Herr einen Augenblick und warf einen ſchnellen Blick auf die lange Geſtalt des Präſidenten, der mit lautloſen Schritten in dem Gemache auf- und abging. Da dieſer auf die letzte Bemerkung nichts erwiderte, fuhr er in einem etwas gereizten Tone fort:

„Camilla iſt klug und ſollte eine kluge Wahl

treffen; für die jeder guten Familie unentbehrliche Confuſion wird, fürchte ich, Fräulein Aurelie ſchon ſorgen."

„Sie erſchrecken mich, Wertheſter!" ſagte der Präſident ſtehen bleibend; „wenn Sie von ſo ernſten Dingen in einer ſo leichtfertigen Weiſe ſprechen. Haben Sie, betreffs Aureliens, mir irgend welche Beobachtungen mitzutheilen?"

„O nicht doch, nicht doch!" ſagte der Medicinalrath; „mein Urtheil über Fräulein Aurelie beruht mehr auf phyſiologiſchen Gründen, als auf moraliſchen. Die junge Dame hat ein feuriges Temperament; ſie ähnelt in dieſer Hinſicht ihrer ſchönen Tante Antonie. Apropos, Herr Präſident, haben Sie denn ſchon von der neueſten Extravaganz der reizenden Wittwe Ihres feu frère gehört?"

„Schon wieder?" ſeufzte der Präſident, „dieſe Frau wird mich durch ihre Thorheiten noch zur Verzweiflung bringen."

„So wiſſen Sie nicht, daß ihr vorgeſtern Abend bei dem Crawall der Pöbel die Fenſter hat einwerfen wollen? daß Münzer ſie aus dieſer Gefahr gerettet hat? und zum Dank dafür mit einem köſtlichen Souper unter vier Augen bewirthet worden iſt? Das Alles wiſſen Sie nicht?"

„Nur, daß vor ihrem Hauſe ein Auflauf ſtattge-

funden hat; von Münzer's Einmiſchung kein Wort; aber ich bin Ihnen verpflichtet für dieſe Mittheilung; die Sache ſcheint mir von einiger Wichtigkeit. Ein Souper, ſagten Sie! und tête-à-tête? Aber, von wem haben Sie das?"

„Von der gnädigen Frau ſelbſt, die mir die heillose Affaire vor einer halben Stunde unter Scherzen und Lachen mit allen Details erzählt hat."

„Mit allen Details?" flüſterte der Präſident.

Die beiden Herren ſahen ſich ein paar Secunden lang mit einem eigenthümlichen Blick des Einverſtändniſſes in die Augen.

„Aber welchen Grund kann ſie gehabt haben, Ihnen das Geheimniß mitzutheilen?" begann der Präſident von neuem.

„Weil es eben kein Geheimniß mehr iſt, weil der Obriſt, Ihr Herr Bruder, brutaler Weiſe das reizende tête-à-tête geſtört hat — um elf Uhr — in nachtſchlafender Zeit — es iſt in der That himmelſchreiend."

„Auch das hat ſie Ihnen erzählt?"

„Nein nicht ſie, ſondern ihr Kammerdiener Jean, der — ein boshafter Affe, wie er iſt — den unbequemen Beſuch nicht abgewieſen hat und in Folge deſſen noch an demſelben Abend aus dem Dienſt gejagt wurde. Der arme Teufel — nebenbei ein Client von

mir — iſt heute Morgen zu mir gekommen, hat mir ſein Leid geklagt und mich gebeten, ihn anderweitig zu placiren."

„Und haben Sie ihm eine Stelle verſchafft?"

„Vor der Hand nicht; ich weiß in dieſem Augenblicke keine mir bekannte Familie, der ich den Burſchen vortheilhaft empfehlen könnte."

„So ſchicken Sie ihn zu mir."

„Zu Ihnen?"

„Aber, lieber College, wo haben Sie heute Ihren von mir ſo oft bewunderten Scharfſinn? Sehen Sie denn nicht, wie uns der Zufall da die Karten ſo glücklich gemiſcht hat, daß wir ſie gar nicht beſſer wünſchen können?"

„Ich geſtehe zu meiner Beſchämung, daß ich Ihre Combinationen nur zum Theil ahne. Mein Kopf iſt heute etwas eingenommen und dann — dies wunderliche Project, Ihre reizende Camilla — eine ſo abenteuerliche Verbindung —"

„Pah! ſagte der Präſident lächelnd, „dieſe Familienangelegenheit muß für den Augenblick hinter den Staatsangelegenheiten zurücktreten. Die Sache eilt auch nicht ſo; aber in acht Tagen finden die Wahlen Statt und unter einem Miniſterium Münzer zu dienen, wäre uns doch Beiden unbequem. Meinen Sie nicht?"

Der kleine Medicinalrath ſchlug ſich vor die Stirn:

„Gott, wie dumm ich war! Freilich, freilich! die Sache iſt von Wichtigkeit. Was gedenken Sie aber zu thun?“

Der Präſident lächelte:

„Das weiß ich ſelbſt noch nicht, lieber College; ich weiß nur, daß Münzer ein Poet und ein Schwärmer, das heißt verführbar, und Antonie die verführeriſchſte aller Sirenen iſt. Doch da höre ich, daß mein Wagen vorfährt. Ich wollte zum Oberpräſidenten; begleiten Sie mich eine Strecke. Wir überlegen unterwegs noch, wie die Sache anzufaſſen iſt. Aber, eh' ich's vergeſſe: ſchaffen Sie mir noch heute den Jean! Können Sie?“

„Ohne Zweifel.“

„Eh bien! gehen wir. Bitte, bitte, nach Ihnen!“

25.

Es war ein paar Stunden ſpäter, als der Wagen des Präſidenten die Ufergaſſe herauf gefahren kam und vor Peter Schmitz's Hauſe ſtill hielt. Der Bediente ſprang vom Bock und öffnete den Schlag; der Präſident ſtieg heraus und warf einen flüchtigen Blick auf das verkümmerte Wappen mit der unleſerlichen Inſchrift über der Hausthür und auf den Schild über den Fenſtern des linken Erdgeſchoſſes, auf welchem in ſehr deutlichen, ja, wie es dem Präſidenten vorkam, frechen Lettern: „Expedition des Volksboten" zu leſen war. Ueberhaupt konnte ſich der Präſident bei all' der kühlen Ruhe ſeines ſcharfſinnigen Geiſtes eines gewiſſen abergläubiſch-unheimlichen Gefühls nicht erwehren, als er jetzt dem Bedienten den Auftrag gab, fortzufahren, wenn er in fünf Minuten nicht wieder käme. — Wenn er nun gar nicht wieder käme? — War doch aus dieſem alten, düſtern Hauſe für ſeine Familie ſchon Unglück genug hervorgegangen, wenn auch in Geſtalt eines

ſchönen Mädchens — eines ſo ſchönen Mädchens, wie da eben jetzt eines aus dem Seitenfenſter des Erkerchens hervorſchaute. Der Präſident zog unwillkürlich ſeinen Hut; das junge Mädchen erwiderte den Gruß und verſchwand vom Fenſter. Der Präſident trat in das Haus.

„Die Redaction des Volksboten iſt eine Treppe hoch, gerade aus, dann rechts;“ verkündete ein an die Wand geklebter Zettel, auf welchem außerdem eine rieſige Hand mit ausgerecktem Zeigefinger die gebrechliche, zur Gallerie führende Treppe hinaufwies. Oben auf der Gallerie waren an ſchicklichen Stellen noch verſchiedene Exemplare derſelben Rieſenhand angebracht mit der Ueberſchrift „zur Redaction.“ Der Präſident ging vorſichtig, als fürchtete er, die knarrenden Bretter könnten bei jedem Tritt unter ihm zuſammenbrechen, die Gallerie entlang, und das umheimliche Gefühl, welches ihn beim Eintritt in das Haus überkommen hatte, ſteigerte ſich mit jedem Augenblick. Er erinnerte ſich nicht, je in ſeinem Leben ein ſo wunderlich gebautes Haus geſehen zu haben. Er fragte ſich, was denn nur der ungeheure Flur zu bedeuten habe? ob das Haus wohl zuſammenſtürzte, wenn man den mächtigen Pfeiler, der in der Mitte des Flurs die Decke ſtützte, herausnähme? und die alte Sage von Simſon, dem gemiß-

handelten, verhöhnten Sclaven, deſſen blinde, todesmuthige Kraft ein ganzes Geſchlecht ſeiner übermüthigen Herren in einer verzweifelten Anſtrengung vernichten konnte, kam ihm in den Sinn — eine unbequeme Erinnerung hier in dieſem Hauſe Peter Schmitz', des fanatiſchen Demagogen. Der Präſident blieb unwillkürlich ſtehen; es war ſo geſpenſterhaft ſtill in dem öden, kühlen Raum, nur durch die weitgeöffneten Fenſter in der Hinterwand ſchallte vom Hofe her ein gleichmäßiges Brauſen und Rauſchen — es waren die Preſſen, die an der Abendnummer des „Volksboten" arbeiteten; vielleicht ſo eben einen jener ſcharfen, mit ätzender Satyre getränkten, „In Praesidentem" überſchriebenen Artikel, welche ſeit einigen Tagen ſeine — des Präſidenten Philipp von Hohenſtein — Amtsverwaltung einer mitleidsloſen Kritik unterzogen, in die Welt ſchleuderten. Der Präſident von Hohenſtein fand auf einmal, daß der Plan, deſſen Ausführung ihn hier ſo unvorbereitet mitten in das Lager ſeiner ſchlimmſten Feinde führe, denn doch vielleicht etwas vorſchnell gefaßt ſei und — da fuhr der Wagen fort! die Dummköpfe! nicht zwei Minuten haben ſie gewartet! aber jetzt noch umkehren? warum nicht? du haſt das Redactionszimmer nicht finden können! biſt du ja doch

Niemandem begegnet! das junge Mädchen am Fenſter wird ſich nicht eben um dich gekümmert haben —

In dem Augenblicke, wo der Präſident im Begriff war, umzuwenden und ſich mit langen leiſen Schritten davon zu machen, kam aus einer der niedrigen Thüren, die auf die Gallerie führten, eine ältere Dame, ſchwarz gekleidet, wie die junge Dame am Fenſter, in der Hand ein Stickmuſter und um den Hals eine lange Docke blutrothen Stickgarns wie eine Ehrenkette tragend. Da ſie ſich nach den vorderen Räumen begab, und die Rieſenhände in die entgegengeſetzte Richtung wieſen, ſo war, wenn der Präſident nicht geradezu davon laufen wollte, auf der ſchmalen Gallerie an ein Ausweichen nicht zu denken. Der Präſident hielt es alſo für das Gerathenſte, einen ſuchenden Blick in dem Flur umherzuſchicken, und in dem Moment, als die Dame bis auf drei Schritte an ihn heran war, ſie plötzlich zu bemerken und etwas auf die Seite tretend und den Hut lüftend, im verbindlichen Tone zu fragen:

„Ah, Madame; Sie können mir vielleicht ſagen, ob ich hier auf dem rechten Wege zum Büreau des Herrn Dr. Münzer bin?“

Tante Bella blieb ſtehen und heftete ihre ausdrucksvollen dunklen Schmitz'ſchen Augen mit einer ſo durchdringenden Schärfe auf den Frager, daß dieſer

unwillkürlich den gelüfteten Hut ganz abnahm, als könne er dadurch bewirken, daß die dunklen Augen der Dame einen etwas weniger unbequem-forſchenden Ausdruck annähmen. Aber die dunklen Augen blickten nur noch forſchender, und es lag auch durchaus keine Süßigkeit in dem Ton, mit welchem Tante Bella jetzt antwortete:

„Das Redactionszimmer iſt am Ende der Gallerie, Herr Präſident.“

„Ah,“ ſagte Herr von Hohenſtein mit einer anmuthigen Verbeugung: „ich habe die Ehre von Madame gekannt zu ſein?“

„Wenn Sie nichts dagegen haben, daß ich weiß, wie der Bruder meines Schwagers ausſieht, ja!“

„Dann habe ich das Vergnügen, mit — Fräulein Schmitz?“ —

„Arabella Schmitz, zu dienen, Herr Präſident. Ich fürchte, Sie werden jetzt nur erſt Herrn Dr. Holm in der Redaction treffen. Dr. Münzer pflegt am Dienstag ſpäter zu kommen; bin ich vielleicht im Stande, Ihren Auftrag auszurichten?“

Bei dieſen Worten blickten die dunklen Augen Tante Bella's forſchender als je.

„Ich bin Ihnen ſehr verbunden, mein Fräulein; aber ich würde vorziehen, Herrn Dr. Münzer ſelbſt zu

ſprechen; ich werde, wenn Sie erlauben, einige Zeit in dem Redactionszimmer auf ihn warten."

„Wie es Ihnen beliebt," ſagte Tante Bella und ging mit einer kaum merklichen Neigung ihres Kopfes an dem Präſidenten vorüber.

„Incidit in Scyllam," murmelte dieſer, jetzt nothgedrungen weiter ſchreitend; „welch' impertinentes, diaboliſches Frauenzimmer! ich wollte, ich wäre nur erſt wieder aus der Räuberhöhle heraus! Ah! da iſt endlich die Thür. Dr. Holm! — bin mit dem Menſchen in Heidelberg zuſammengeweſen; habe ihn jetzt in vielen Jahren nicht geſehen. Man wird die Bekanntſchaft erneuern müſſen."

„Herein!"

Es war eine brummige, tiefe, ſonderbare Stimme, die das „Herein" gerufen hatte und eine ſonderbare Geſtalt war es auch, die der Präſident, als er dem Rufe Folge geleiſtet, in dem Redactionszimmer an einem kleinen Tiſch in der Nähe des zweiten Fenſters mit dem Rücken nach der Eingangsthür ſitzend fand: ein ſtarker, breitſchultriger Mann mit einem breiten maſſiven Schädel, den ſtruppiges, ſchwarzes, negerartig krauſes Haar dicht bedeckte. Als er ſich nach dem Eintretenden umblickte, ſah dieſer ein ſchwarzbärtiges todtenblaſſes, und dennoch unſäglich finſtres Geſicht,

aus dem ein paar kleine ſtechende, und wie es dem Präſidenten ſchien, blutunterlaufene Augen ſtarrten. Der Mann trug, trotz der ſommerhaften Frühlingswärme, einen dicken groben Flausrock, und, wie zur Entſchädigung dafür, Beinkleider von ungebleichtem Leinen. Um ſeinen muskulöſen, nackten Hals hatte er ein blutrothes baumwollenes Tuch loſe geſchlungen; in ſeinen Ohren trug er kleine meſſingene Ringe.

„Ich wünſche, Herrn Dr. Münzer zu ſprechen," ſagte der Präſident.

„Noch nicht hier!" erwiderte der im Flausrock; ſehr beſchäftigt, wenn er kommt."

„Ich vermuthe das, auch will ich ihn nicht lange aufhalten. Mein Name iſt: Präſident von Hohenſtein; mit wem habe ich die Ehre?"

Der Präſident hatte ſich genannt, einmal, weil er in dem ſtechenden Blick der kleinen ſchwarzen blutunterlaufenen Augen eine dringende Aufforderung, ſich zu legitimiren, geleſen zu haben glaubte, und ſodann aus dem langjährigen Bedürfniß, Leuten in niedrigerer Lebensſtellung durch ſeinen Rang zu imponiren. Indeſſen ſchien der ſo oft erprobte Zauber diesmal eher die entgegengeſetzte Wirkung zu haben. Zum wenigſten zuckte es ſeltſam durch des bleichen bärtigen Mannes wildes Geſicht und ein kurzes heiſeres Lachen drang aus

ſeiner Kehle. Er ſtarrte den Präſidenten an und blickte dann in die Correctur, an der er beſchäftigt war, dann wieder auf den Präſidenten, wie ein Sicherheitsbeamter, der die Identität eines ganz beſonders koſtbaren Hallunken durch ſorgfältige Vergleichung des Originals mit dem Signalement im Steckbrief conſtatiren will; ſchließlich vertiefte er ſich, als ſei er jetzt mit ſich im Reinen, wieder in ſeine Arbeit.

Der Präſident verwünſchte innerlich ſeine Unvorſichtigkeit, die ihn in eine Lage gebracht hatte, welche von Minute zu Minute peinlicher wurde. Es war ihm, als ob die mit dem Duft friſcher Druckerſchwärze und feuchten Papiers erfüllte Luft der Stube ihn erſticken müßte, als ob die Wände auf ihn fallen und ihn zerſchmettern würden, als ob die dickſchnäbligen Papageien und Kakadu's der zerfetzten modrigen Tapete ſich über ihn luſtig machten. Zuletzt blieb er vor einem an eine Tapetenthür geklebten Bogen ſtehen, auf welchem die berühmte Fabel von dem Hausherrn, der zur Nacht auf die Katzenjagd geht, mit drolligen Bildern illuſtrirt war. Das mit geſperrter Schrift gedruckte „blinder Eifer ſchadet nur" ſchien ihm eine Weisheit von nie geahnter Tiefe zu enthalten. Der Mann im Flausrock achtete ſeiner nicht weiter; er hatte ſich wieder über ſeine Arbeit gebeugt; nichtsdeſtoweniger wurde

dem Präſidenten das Zuſammenſein mit demſelben immer unerträglicher. Es war aber auch ein zu unheimlicher Geſell, der im Flausrock. Er ſchrieb mit der linken Hand, offenbar mit der äußerſten Anſtrengung und Unbeholfenheit; ſein mächtiger Leib ward fortwährend wie vom heftigſten Fieber geſchüttelt, während auf ſeinem Geſicht ſchneller und immer ſchneller eine fieberhafte Purpurgluth mit einer geſpenſtiſch fahlen Bläſſe wechſelte. Dabei ſtöhnte und wimmerte er von Zeit zu Zeit ganz leiſe, wie ein von grauſamſten Schmerzen Gefolterter, und dann lachte er wieder ſein kurzes, heiſeres Lachen, wie Jemand, der ein äußerſt drolliges Buch lieſt und ſich durch die eigene Heiterkeit nicht ſtören will.

„Wollen Sie einen Blick in den Leitartikel des Abendblattes werfen?“

Der im Flausrock reichte dem Präſidenten, welcher jetzt, nachdem er die ingenuoſe Fabel zum ſechsten Mal durchgeleſen, im Zimmer mit leiſen Schritten auf- und abging, das Blatt, an dem er bis jetzt corrigirt hatte. Der Präſident erſchrak über den Ausdruck, den des Mannes Geſicht in dieſem Augenblick zeigte, ſo, daß er ein paar Schritte zurücktaumelte und eine abwehrende Bewegung machte.

„Nun, wie Sie wollen,“ ſagte der im Flausrock

grinsend; „aber der Artikel ist gut geschrieben und was den Inhalt betrifft, so hat es schon schlechtere Conterfei's gegeben; ho, ho, ho!"

Und der Mann ergriff eine zweite „Fahne" und fing wieder an zu corrigiren.

„Ich bleibe keinen Augenblick länger," murmelte der Präsident, „nicht für eine Million!"

In dem Momente, als der Präsident die Hand auf den Drücker der Thür legen wollte, erschallte draußen auf der hölzernen Gallerie der Schritt Jemandes, welcher mit dem einen Fuße sehr leise und mit dem zweiten sehr fest auftritt und dazu mit einem derben Stock den obligaten Takt stößt. Eine gar nicht üble Baßstimme sang:

„In diesen heil'gen Hallen
Kennt man die Rache nicht —"

dann wurde — ohne vorhergehendes Anklopfen — die Thür aufgestoßen und herein hinkte Dr. Holm, den breiträndrigen gelben Strohhut sammt dem Stock in der einen und in der andern Hand das rothseidene Taschentuch, mit welchem er sich in dem kühleren Zimmer den Schweiß von der perlenden Stirn und dem kahlen Schädel wischen wollte. Aber er vergaß diese nützliche Manipulation vor Erstaunen über den Anblick des alten Universitätsfreundes und jetzigen politischen

Gegners, deſſen Anweſenheit im Redactionszimmer des Volksboten in der That befremdlich genug war, für Dr. Holm zumal, deſſen menſchenfreundliches Gemüth mit dem Bewußtſein belaſtet war, daß noch heute Abend einer jener fulminanten Artikel „in Praesidentem“ im Volksboten zu leſen ſein würde. Aber Dr. Holm beſaß in einem hohen Grade die herrliche Eigenſchaft „nicht leicht aus der Faſſung gebracht zu werden,“ und ſo ſchwenkte er denn den breiträndrigen Strohhut mit einer kühnen Armbewegung und rief:

„Seid mir gegrüßt, der Regierung erleuchteter, würdiger Präſes.“

„Ich ſehe, die Jahre haben dem friſchen Humor meines Univerſitätsfreundes nichts anzuhaben vermocht;“ erwiderte der Präſident, der ſich durch dieſen cordialen Empfang ſehr erleichtert fühlte, mit ſeinem verbindlichſten Lächeln.

„Dank ſei den heiligen Göttern, die ſolches mir gnädig gewährten!“ ſagte Dr. Holm; „aber wollen wir uns nicht ſetzen, Herr Präſident, damit Sie mir in Ruhe ſagen können, was uns die Ehre Ihres Beſuches verſchafft.“

„Danke, danke!“ flüſterte der Präſident, ohne den Rohrlehnſtuhl, auf welchen Holm mit ſeiner gewöhnlichen majeſtätiſchen Geſte wies, anzunehmen; „ſo lieb

mir auch eine längere Unterredung mit meinem alten Univerſitätsfreunde wäre, ſo zwingt mich meine knapp zugemeſſene Zeit, ihm mein Anliegen in aller Kürze vorzutragen und ihn zu bitten, daſſelbe gütigſt bei ſeinem Herrn Collegen befürworten zu wollen. Aus Gründen, die ich hier nicht weiter entwickeln kann" — bei dieſen Worten blickte der Präſident auf den Mann im Flausrock — „liegt mir außerordentlich viel an einer Zuſammenkunft mit Herrn Dr. Münzer. Ich würde ihn in ſeiner Wohnung aufſuchen, fürchte aber, ihn dort ſo wenig, wie hier, zu treffen. Deshalb möchte ich Sie nun erſuchen, ihm mitzutheilen, daß, wenn er nicht vorzieht, mir dieſe Zuſammenkunft heute Abend in meinem Hauſe zu gewähren, er mir für eine andere Zeit und einen anderen, von ihm zu beſtimmenden Orte ein Rendezvous concedire. Wollen Sie, lieber Herr Doctor —"

„Entſchuldigen Sie einen Augenblick, Herr Präſident," unterbrach Dr. Holm den glattzüngigen Staatsmann, „aber Gottesdienſt, wiſſen Sie, geht vor Herrendienſt, und wenn der Leitartikel — wie ſteht's, Cajus, iſt er gereinigt von Fehlern des Drucks der holde Leitorum?"

„Hier," ſagte der Flausrock, ſich auf ſeinem Stuhle halb umwendend und mit der linken Hand das Blatt,

welches er vorher dem Präsidenten vergeblich zum Lesen angeboten hatte, hinhaltend.

Die mächtige Hand, die das leichte Blatt hielt, zitterte und auf dem erdfahlen Gesicht standen große Schweißtropfen.

„Um des Himmelswillen," rief Holm, mit dem hingehaltenen Blatt die Hand zugleich ergreifend, „wie sehen Sie denn aus? was ist Ihnen?"

„Ich bin, als ich die Treppe heraufkam, gefallen, und ich glaube, ich habe mir den rechten Arm gebrochen," murmelte Cajus.

„Mann, seid Ihr toll!" rief Holm, der bei diesen Worten beinahe so blaß geworden war, wie der im Flausrock, „und Ihr sitzt hier — seit einer Stunde — in diesem Zustande?"

Ein grimmiges Lächeln zuckte über das Gesicht des Leidenden.

„Die Herren hätten ja die Correctur selbst machen müssen, und ich weiß, daß Sie so schon Mühe haben, fertig zu werden, und —" die schmerzgebrochenen Augen schossen einen finstern Blick auf den Präsidenten — „gerade diesen Artikel konnte ich keinem Andern überlassen."

Der Corrector wollte aufstehen, aber die Bewegung brachte den zerbrochenen Arm aus seiner Lage.

Der wüthende Schmerz preßte dem ſtoiſchen Manne einen dumpfen Weheſchrei aus und er ſank ohnmächtig auf ſeinen Stuhl zurück.

Dr. Holm fuhr mit einer Geſchwindigkeit, die man ihm bei ſeiner Lahmheit nicht zugetraut hätte, an die Thür, die nach dem Setzerſaal führte, riß das Fenſterchen auf und ſchrie mit der ganzen Kraft ſeiner Lunge: „Hülfe! Hülfe!“ dann griff er nach der Klingelſchnur, die über dem Redactionstiſche hing und begann an dieſer Sturm zu läuten, während er dabei noch immerfort Hülfe! ſchrie, obgleich die von ihrer Arbeit aufgeſchreckten Setzer mit verſtörten Mienen ſchon in das Zimmer geſtürzt kamen. Zu gleicher Zeit aber ward auch die Thür, die nach dem Flur führte, geöffnet und Tante Bella eilte herein, — das Stickmuſter noch in der Hand und das rothe Garn noch um den Hals — und rief:

„Habe ich es doch gedacht, daß dieſer Mann uns Unglück in's Haus bringen würde! Was giebt's, Holm?“

„Rühre ihn Keiner an; er hat den Arm gebrochen!“ ſchrie Dr. Holm den Männern zu, die den noch immer ohnmächtigen Cajus emporzurichten bemüht waren.

„Aber Holmchen, ſind Sie denn von Sinnen?“ rief Tante Bella, „wir können ihn doch hier nicht

ſitzen laſſen. Geben Sie mir lieber ein Glas Waſſer aus der Karaffe. Lohmann, laufen Sie nach dem Doctor! er ſoll ſofort kommen! Sie Beide und Hartwig — Sie haben ja viel Kraft! — tragen Sie ihn nach vorne — in die rothe Stube! So!"

Da richtete ſich Cajus in die Höhe, blickte mit verwirrten Augen auf die um ihn Herumſtehenden und ſein finſteres Geſicht wurde noch finſterer.

„Ich dächte, es wäre genug, daß Einer nicht weiter kann, müßt Ihr Andern deshalb auch von der Arbeit laufen."

Er ſtand vollends auf und nahm den gebrochenen Arm in den geſunden:

„Ich kann allein nach Hauſe gehen," ſagte er, „machen Sie mir nur gefälligſt die Thür auf."

„Papperlapapp!" ſagte Tante Bella. „Nach Hauſe gehen! Ich möchte wohl wiſſen, was Sie ohne Frau und Kind und Kegel mit einem zerbrochenen Arm zu Hauſe wollten! Wir haben hier Platz genug und Arme genug. Ich möchte nicht das Geſicht ſehen, das mein Bruder machen würde, wenn er nach Hauſe käme und hörte, wir hätten Sie ſo fortgelaſſen."

Dies letzte Argument ſchien auf den ſonderbaren Mann ſichtbaren Eindruck zu machen. Er murmelte ein paar unverſtändliche Worte und folgte dann Tante

Bella aus dem Zimmer. Zwei von den Setzern gingen auf einen energiſchen Wink von Tante Bella's energiſchen Augen mit; die andern begaben ſich unter dem bei ſolchen Gelegenheiten üblichen Hin- und Herreden wieder an ihre Arbeit. Der Präſident und Dr. Holm blieben allein.

„Uff!“ ſtöhnte Dr. Holm, indem er ſich gänzlich erſchöpft in ſeinen Lehnſtuhl ſinken ließ und Arme und Beine von ſich ſtreckte; „mir ſchlottern alle Glieder! Iſt das ein Eiſenmenſch, eine Römernatur dieſer Cajorum! Was ſagen Sie, Herr Präſident? Haben Sie in Ihren Büreaus auch ſolche Helden?“

„Ich fürchte, nein,“ erwiderte der Präſident, der während dieſer ganzen Scene in der fernſten Ecke des Zimmers geſtanden hatte.

„Und eine Sache, die ſolche Kämpfer hat, ſollte nicht ſiegen!“ rief Dr. Holm, enthuſiaſtiſch auf den Tiſch ſchlagend; „eine Sache, zu der Männer halten, die nicht blos jeden Augenblick bereit ſind, für ihre Ideen in den Tod zu gehen — denn dulce est pro patria mori, — mororum! (abermaliges Berühren der Tiſchplatte mit der geballten Hand) aber ſich den Arm brechen, mit einem gebrochenen Arm einen Leitartikel corrigiren — corrigorum Leitorum!“

„Ich ſehe, Sie haben Ihren alten Heidelberger

Scherz der Latiniſirung deutſcher Wörter noch immer nicht abgelegt," ſagte der Präſident, ſchon nahe an der Thür.

„Den Göttern Dank!" erwiderte Dr. Holm, ſich erhebend und den Beſuch mit jener anmuthigen Grandezza, die ihm, trotz ſeiner Lahmheit, jeder Zeit zu Gebote ſtand, zur Thür begleitend, „wenn Sie auch noch Latein ſprächen, Herr von Hohenſtein, wir brauchten keine Leitorum in praesidentem zu ſchreiben."

„Ha, ha!" lächelte der Präſident, „ſehr gut, ſehr gut! Adieu, lieber Doctor! Sie vergeſſen nicht, Ihrem Herrn Collegen —"

„Soll geſchehen, ſoll geſchehen!"

„Ihr ergehenſter Diener!"

„Servorum! Servorum!"

„Ein Narr dieſer Menſch", murmelte der Präſident, während er mit langen, leiſen Schritten über die Gallerie davoneilte; „ein Narrenhaus dieſer ganze Rumpelkaſten. Nun, wenn ich den Hauptnarren, den Münzer, nur am Seile führen kann, bin ich doch nicht vergeblich hier geweſen."

25.

Der Präſident von Hohenſtein war, nachdem er die Redaction des Volksboten verlaſſen, an einer der nächſten Straßenecken ſtehen geblieben, augenſcheinlich unſchlüſſig, welchen Weg er zunächſt einſchlagen ſolle. Dann hatte er eine vorbeifahrende Droſchke angerufen und ſich zu Frau Antonie von Hohenſtein fahren laſſen. Er fand Antonie im Begriff, einen Spazierritt zu machen, und wurde in Folge deſſen, vielleicht auch, weil die gnädige Frau, wie es ſchien, überhaupt in ſehr übler Laune war, ziemlich ungnädig empfangen. Der Präſident wollte die ſchöne Schwägerin gar nicht aufhalten, er wollte ſie nur im Namen ſeiner Damen und in ſeinem eignen Namen — hier verbeugte ſich Herr von Hohenſtein mit der ihm eigenthümlichen geſchmeidigen Höflichkeit — daran erinnern, daß heute Empfangsabend in ſeinem Hauſe ſei. Dann erwähnte er — ganz zufällig — ſeines Gegners, des Dr. Münzer, welcher, ſehr wahrſcheinlich wenigſtens, heute Abend ebenfalls

zum Thee kommen werde, und dann ſeufzte er und meinte: „Wenn ich Jemand wüßte, der dieſen Mann auf unſere Seite bringen oder unſchädlich machen könnte, ich — aber, ma chère Antonie, da ſtehe ich und ſchwätze und thue, als ob ich nicht ſähe, wie Sie vor Aerger über dieſen Aufenthalt an den ſchönen Lippen nagen, und nicht hörte, wie Ihr Pferd die ganze Straße in Allarm ſcharrt. Adieu, ma belle! Kommen Sie nicht zu ſpät, und reiten Sie deshalb nicht ſo weit!“

Der Präſident lächelte, verbeugte ſich, lächelte und verſchwand, tippte unten im Vorbeigehen mit der Spitze des Zeigefingers Antonien's Pferd auf den ſchlanken Hals und ſchritt dann, die ſchmalen langen Hände auf dem langen ſchmalen Rücken, durch die engen, menſchenerfüllten, lärmenden Gaſſen dahin. Obgleich er die Augen kaum von ſeinen zierlichen Lackſtiefeletten zu erheben ſchien, bemerkte er doch offenbar Alles, was um ihn vorging. Der Gruß auch des geringſten Handwerkers wurde verbindlichſt erwidert; einem Knaben, der weinend neben den Scherben eines Bierkruges, welcher den ungeſchickten Händen entglitten war, ſtand, ſchenkte er ein Zehngroſchenſtück (zur größten Genugthuung einer Schaar alter Weiber, die ſeit einer Viertelſtunde eifrig auf den Buben eingeredet hatten) und ſagte dabei (mehr zu den Weibern, als zu dem Knaben:) „Wenn Dein Vater

Dich fragt: wie Du zu dem Gelde kamſt, ſage nur: der Präſident von Hohenſtein habe es Dir gegeben.“ In einer andern Straße trat er auf die Seite, um eine Prozeſſion in eine Kirche ziehen zu laſſen, und blieb mit unbedecktem Haupte ſtehen, bis der letzte Wallfahrer in dem Portale verſchwunden war — eine Aufmerkſamkeit, die von den vielen Herumſtehenden höchlich gebilligt wurde, von denen nicht Wenige den Präſidenten von Anſehen kannten und wußten, daß er, wie ſeine ganze Familie, nicht das Glück habe, der allein ſeligmachenden katholiſchen Kirche anzugehören.

So mit ſorgſamen Händen nach rechts und links den billigen Samen der koſtbaren Popularität ausſtreuend, kam der Präſident zuletzt in ein ruhigeres Quartier der Stadt. Der Präſident hatte dieſe Straßen lange nicht geſehen, ſo lange nicht, daß ſie ihm beinahe ganz fremd erſchienen. Und doch war er in frühern Jahren oft hier geweſen. In einem Hauſe, das ſeinen ſchmalen hohen Giebel nach einem halb mit Gras bewachſenen kleinen Platz kehrte, der auf zwei Seiten von düſtern Kloſtergebäuden begrenzt wurde, hatte drei Treppen hoch ein wunderhübſches Mädchen gewohnt, in die der Auscultator von Hohenſtein leidenſchaftlich verliebt geweſen war und die ihrerſeits den vornehmen ſchlanken jungen Mann noch viel leidenſchaftlicher geliebt hatte.

Der Präſident erinnerte ſich, daß er auf derſelben Stelle, auf welcher er jetzt einen Moment ſtehen blieb, um nach dem Giebelhauſe hinüber und hinauf zu blicken, vor nun ungefähr dreißig Jahren in einer ſchönen Maiennacht von der braunäugigen Agathe Abſchied genommen hatte, da er am nächſten Morgen in die Reſidenz reiſen mußte — nur, um ſein zweites Examen zu machen und dann wieder zu kommen, wie er dem weinenden Mädchen ſagte, in Wirklichkeit aber, um viele Jahre wegzubleiben. Er hatte die kleine Agathe nicht wiedergeſehen; er wußte nicht, was aus ihr geworden war; einmal hatte er, aber nicht als beſtimmt, gehört, das Mädchen habe einen ſchlechten Lebenswandel angefangen und ſei ſpäter in der Charité der benachbarten Univerſitätsſtadt elend geſtorben. Es war eine unbequeme Reminiscenz und der Präſident hielt ſich nicht lange dabei auf; er hatte Wichtigeres zu thun und er beeilte ſeine Schritte, bis er in die breite Straße gelangte, in welcher, wie er wußte, das Haus ſeines Bruders lag. Es war eine ſtille, melancholiſche Straße; die eine Seite wurde von der langen hohen Mauer des Kloſterhofes, über welche uralte Bäume ihre zum Theil verdorrten, zum Theil mit jungem Laub geſchmückten Aeſte ſtreckten, begrenzt. Die Häuſer auf der andern Seite waren meiſtens zweiſtöckig und ſahen

ſich, da ihre Wände alle mehr oder weniger mit Weinſpalieren bekleidet waren, ſo ähnlich, daß der Präſident nach einigem Suchen daran verzweifelte, das rechte zu finden und es für das gerathenſte hielt, eine Dame in Trauerkleidung, die eben aus einem der Häuſer getreten war und ihm in dieſem Augenblicke den Rücken wandte, nach der Wohnung des Herrn Stadtraths von Hohenſtein zu fragen. Die Dame kehrte ſich auf das höfliche: „Erlauben Sie Madame —“ um und der Präſident erkannte zu ſeinem Erſtaunen das ſchöne junge Mädchen, das er vor einer Stunde in dem Giebelfenſter des Schmitz'ſchen Hauſes geſehen hatte. Das reizende Geſicht des Mädchens trug unverkennbare Spuren von Schmerz oder Beſtürzung, ja der Präſident glaubte zu bemerken, daß die großen blauen Augen noch eben erſt geweint hatten.

„Ah, mein Fräulein, ich hatte, wenn ich nicht ſehr irre, heute Nachmittag ſchon einmal das Vergnügen; verzeihen Sie mir als einem nahen Verwandten der Schmitz'ſchen Familie die Neugier, mich nach Ihrem Namen zu erkundigen; ich heiße von Hohenſtein, Präſident von Hohenſtein.“

Und der Präſident verbeugte ſich anmuthig, den Hut über dem rechten Ohre haltend.

„Mein Name iſt Ottilie Schmitz,“ erwiderte das

junge Mädchen, dem, als der Präſident ſeinen Namen nannte, das Blut in die Wangen geſchoſſen war.

Der nahe Verwandte der Familie Schmitz war in der Genealogie dieſes ehrenwerthen Geſchlechts keineswegs hinreichend bewandert, um durch dieſe kurze Antwort vollkommen befriedigt zu werden. Er ſagte deshalb: „Ah, in der That, Fräulein Ottilie Schmitz? Ich erinnere mich. Und Sie haben einen Trauerfall in der Familie gehabt, Fräulein Schmitz?“

„Mein Vater,“ erwiderte Ottilie, deren Verwirrung mit jedem Augenblick größer wurde.

„O!“ ſagte der Präſident, „das iſt ja recht ſchmerzlich. Ihr Herr Vater! — Aber ich halte Sie in unverantwortlicher Weiſe auf. Ich hoffe, noch öfter das Vergnügen zu haben —“

Der Präſident trat mit einer tiefen Verbeugung auf die Seite, und Ottilie entfernte ſich eilends, nachdem ſie mit niedergeſchlagenen Augen und hoch erröthenden Wangen den Gruß kaum erwidert hatte.

„Hm!“ murmelte der Präſident, „ein hübſches Mädchen; Ottilie Schmitz, Nichte oder ſo was vermuthlich von meiner vortrefflichen Schwägerin, möglicherweiſe in einiger Zeit auch mit uns verſchwägert. Ich muß in die Sache Klarheit bringen. Clotilde hat ſich, wie es ſcheint, in gewohnter Weiſe wieder einmal

zu tief eingelaſſen. Es iſt die höchſte Zeit, daß ich die Angelegenheit in die Hand nehme. Jedenfalls iſt dies Haus das rechte; da ſteht ja auch der Name auf dem Klingelſchild."

Der Präſident klingelte und fragte: ob der Herr Stadtrath zu Hauſe ſei.

„Jeſſus Maria, Herr Präſident!" ſchrie die „dumme" Urſel, welche vor Jahren einmal im Hauſe des Präſidenten gedient hatte, und von den Zwiſtigkeiten der Familie Hohenſtein hinreichend unterrichtet war, „nein, wird ſich aber der Herr Stadtrath freuen! Wollen Sie hier in den Herrn ſein Zimmer treten, Herr Präſident; ich will nur eben hinauflaufen und ſagen, daß Sie hier ſind."

„Aber ich werde doch nicht ſtören, liebes Kind?"

„Jeſſus Maria, ſtören! Bitte, treten Sie näher, Herr Präſident."

Urſel drängte faſt den Präſidenten in das rechts vom Flur zu ebener Erde gelegene Zimmer ihres Herrn und machte die Thür hinter ihm zu. Der Präſident ſah ſich neugierig in dem Zimmer um; er war, ſo lange der Stadtrath verheirathet war, noch nie bei demſelben geweſen. Er hatte ſich die häusliche Einrichtung des Bruders — wenn er einmal, was ſelten geſchah, daran dachte — immer klein, unbedeutend, arm-

ſelig vorgeſtellt und war deshalb einigermaßen erſtaunt, das gerade Gegentheil von dem Allen zu finden. Teppiche auf dem Fußboden, etwas alterthümliche, aber bequeme, ſogar koſtbare Meubel, ſeidene Gardinen vor den Fenſtern, ſchöne Kupferſtiche und treffliche Gypſe an den in pompejaniſchem Roth gemalten Wänden. Stattlicher ſah es in ſeinem eigenen Arbeitscabinet nicht aus. „Ja, ja, wir Hohenſteins haben Geſchmack," ſagte der Präſident; „es iſt ein eigenes Ding um den Vorzug, aus guter Familie zu ſein, man encanaillirt ſich doch nicht ſo leicht, wie ich ſehe. Hm, hm! Es wäre am Ende ſo übel nicht — wenn man nur des Alten ſicher wäre." —

Der mit Akten und Papieren bedeckte Arbeitstiſch des Stadtraths erregte die Aufmerkſamkeit des Präſidenten. Ein offener, mit großen plumpen Buchſtaben geſchriebener Brief lag ſo, daß man ihn — wenn man ſich, wie der Präſident, ſcharfer Augen erfreute — noch aus einiger Entfernung bequem leſen konnte.

„Steht es ſo?" murmelte der Präſident, von dem Schreibtiſch ſchnell zurücktretend und ſich in die Betrachtung eines Bildes am entgegengeſetzten Ende des Zimmers vertiefend; ſo hat Clotilde alſo ausnahmsweiſe doch einmal das Gras wachſen hören. Das iſt freilich etwas Anderes. — Ah! da biſt Du ja, lieber

Bruder! wie freue ich mich, daß ich Dich endlich einmal unter vier Augen ſprechen kann!“

Der Präſident war dem in's Zimmer tretenden Stadtrath mit weit vorgeſtreckten Händen entgegengegangen, aber er ſtutzte unwillkürlich, als er das bleiche aufgeregte Ausſehen des Bruders bemerkte.

„Mein Himmel, Arthur, Du biſt krank; ich komme Dir ungelegen!“

„O nicht doch, nicht doch — ein wenig angegriffen — das iſt Alles,“ erwiderte der Stadtrath, mit bleichen Lippen lächelnd und die Hände des Bruders ergreifend; „ich freue mich, freue mich ſehr, Dich bei mir zu ſehen. Aber willſt Du nicht Platz nehmen? Du kommſt mir zuvor; ich würde mir heute Abend ſelbſt die Erlaubniß genommen haben, Dich aufzuſuchen. Wichtige Familienangelegenheiten, von denen ich in der That nicht weiß, was Du dazu ſagen wirſt . . .“

„Vorerſt, lieber Bruder,“ unterbrach ihn der Präſident, ſich in das bequeme Sopha ſinken laſſend, „gieb mir Nachricht über das Befinden der Deinen. Wie geht es Deiner Frau? wie geht es dem Wolfgang?“

„Beſſer, beſſer, ich darf wohl ſagen: gut. Wir haben eben eine Conferenz gehabt, in welcher Eure Namen oft genannt wurden.“

„Lieber Arthur," ſagte der Präſident, ſich auf ſeinem Sitze vornüberbeugend und ſeine Hand leicht auf den Arm des Stadtraths legend, „laß uns ohne Rückhalt, wie es Brüdern geziemt, offen zu einander ſprechen. Wir ſind uns durch jahrelanges thörichtes Schmollen ein wenig entfremdet, aber ich denke, wir werden uns wohl noch verſtehen, wie wir uns früher verſtanden, als wir auf derſelben Schulbank ſaßen und Du, obgleich Du zwei Jahre jünger biſt, mir meine Arbeiten corrigirteſt. Du warſt der Geſcheidtere von uns Beiden und hätteſt eine große Carrière machen können, wenn Du, wie es ja doch auch natürlich war, zu uns gehalten hätteſt. Laß mich ausreden, lieber Bruder! Siehſt Du, gerade weil ich ſo viel von Deinen Talenten hielt, gerade weil ich wußte, daß Du ein Stolz der Familie ſein könnteſt, wenn Du wollteſt — gerade deshalb kränkte es mich ſo ſehr, daß Du eine Richtung einſchlugſt, die Dich weiter und immer weiter von uns entfernen mußte und in der That entfernt hat. Wie tief mein Kummer über das Alles geweſen iſt, das habe ich erſt jetzt an der Freude erfahren, die ich empfand, als ich vorgeſtern Abend auf dem Rathhauſe vor allen Anweſenden in Dir den Retter der Stadt umarmen konnte. Lieber Arthur! Laß uns nachholen, was wir verſäumt haben, ſo weit es noch möglich iſt!

Wie groß mein Vertrauen zu Dir iſt, kannſt Du daraus abnehmen, daß ich heute als eine Art Bittender, um Aufſchluß Bittender zu Dir komme. Um es kurz zu machen: meine Frau hat mir ein Langes und Breites von einer ſtillen Neigung erzählt, die meine Camilla während des Beſuches auf Rheinfelden für Deinen Wolfgang und, wie Clotilde meint, Dein Wolfgang vice versa für meine Camilla gefaßt hat. Ich habe mit dem Kinde ſelbſt natürlich noch nicht geſprochen, werde es auch nicht thun, bevor ich weiß, was denn nun eigentlich an der Sache, die mich natürlich höchlich überraſcht hat, iſt. Und zu dem Zwecke bin ich eben hier. Hat Dir Dein Wolfgang, oder Deine Frau — Frauen ſind in dieſen Dingen ſo äußerſt ſcharfſinnig! — eine Mittheilung gemacht? Du ſiehſt: ich vertraue Dir ganz, vertraue Du auch mir."

„So haſt Du keinen Brief von dem Onkel erhalten?" fragte der Stadtrath.

„Von dem Onkel? Nein — kein Wort!" ſagte der Präſident.

„Und weißt auch nicht, was der Onkel über Wolfgangs Zukunft beſchloſſen hat? daß der Wolfgang die Juriſterei aufgeben, Soldat werden und in Guisbert's Regiment eintreten wird?"

„Nicht das Mindeſte!“ erwiderte der Präſident mit trefflich geſpielter Ueberraſchung.

„So erlaube, daß ich Dir dieſen Brief, den ich heute Morgen vom Onkel erhielt, vorleſe,“ erwiderte der Stadtrath, aufſtehend, an den Schreibtiſch tretend und den Brief des Alten zur Hand nehmend.

„Ich bin ganz Ohr,“ ſagte der Präſident und hörte mit den Zeichen lebhafteſten Intereſſes den Brief vorleſen, von welchem der Stadtrath natürlich die letzten, für den Bruder ſo wenig ſchmeichelhaften Zeilen fortließ.

„Ei, das iſt mir eine Neuigkeit!“ ſagte der Präſident, als der Stadtrath den Brief in ein Schubfach ſeines Schreibtiſches ſchloß; „aber, lieber Bruder, was ſagt der Wolfgang, was Deine Frau, was ſagſt Du dazu?“

„Ich kann Dir nur ſo viel ſagen, daß Wolfgang Camilla liebt; er hat es meiner Frau, er hat es mir geſtanden. Gegen das Project des Onkels, bezüglich ſeiner zukünftigen Carrière, hat er noch einige Scrupel; aber das wird ſich finden, wenn wir nur in der Hauptſache einig ſind.“

„Und ich denke, daß ſind wir!“ ſagte der Präſident mit feinem Lächeln, indem er dem Bruder die Hand hinhielt.

Der Stadtrath ergriff ſie mit großer Lebhaftigkeit.

„Kann es denn wirklich ſein?“ ſagte er, „ſollen wir, die wir ſo lange Jahre miteinander gegrollt haben, uns wirklich am Abend unſeres Lebens wiederfinden?“

„Am Abend unſeres Lebens?“ ſagte der Präſident lächelnd; „ei, lieber Bruder, wir ſtehen noch nicht einmal auf der Mittagshöhe; wir können und werden noch höher ſteigen, wenn wir zuſammenhalten.“

„Ich weiß nicht,“ ſagte der Stadtrath, „ich fühle mich ſeit einiger Zeit weniger kräftig als ſonſt. Mir iſt, als ob ich alle Spannkraft verloren hätte.“

Der Stadtrath ſtrich ſich mit der Hand über Augen und Stirn.

„A bas,“ ſagte der Präſident; „Du biſt überarbeitet, lieber Bruder; wenn Jemand das Recht hat, müde zu ſein, ſo biſt Du es. Aber Deine Verdienſte werden auch anerkannt. Ich ſprach geſtern Abend beim General Hinkel den Oberbürgermeiſter. Er hält Deine einſtimmige Wahl zum Kämmerer für unzweifelhaft. Er hat mir auch die romantiſche Geſchichte Eurer improviſirten Kaſſenviſitation erzählt; ſehr gut, ha, ha, ha; ich hätte Euch wohl Beide dabei ſehen mögen.“

„Ha, ha, ha!“ lachte der Stadtrath; aber ſein Lachen ging in einen trockenen Huſten über. Er ſtand auf:

„Ich glaube, meine Bruſt iſt angegriffen; ich muß doch einmal mit dem Medicinalrath ſprechen.“

„Du biſt ein Hypochonder geworden, lieber Bruder," ſagte der Präſident, der ebenfalls aufgeſtanden war. „Iſt auch nicht zu verwundern; Du haſt außerhalb Deiner eigentlichen Sphäre gelebt, ſo was bekommt Einem immer ſchlecht. Doch das wird ſich jetzt Alles ändern. Ich habe auch meine Sorgen gehabt und habe ſie noch. So ein armer Beamter, noch dazu wenn er eine höhere Stellung einnimmt, iſt übel daran. Unſern Kindern wird es hoffentlich beſſer gehen. Ich darf doch ſagen: unſern Kindern?"

„Lieber Bruder!" ſagte der Stadtrath und öffnete ſeine Arme.

„Aber nun will ich fort," ſagte der Präſident, nachdem er ſich der ſtummen Umarmung entzogen hatte. „Ich habe heute noch eine Welt von Geſchäften abzuarbeiten. Und dazu iſt heute Abend Clotilden's Empfangstag: Du ſollteſt doch auch kommen! junge Officiere, hübſche Mädchen . . . A propos: hübſche Mädchen! Wer war denn die Kleine in Trauer, die aus Eurem Hauſe kam, eben, als ich hineinging?"

„Eine Nichte meiner Frau," ſagte der Stadtrath, „die Tochter ihres Bruders in Thüringen, der vor einigen Tagen geſtorben iſt. Meine Frau hat eine merkwürdig unbequeme Anhänglichkeit an ihre Familie.

Ich hatte eben, als Du kamſt, eine kleine Dispüte mit ihr gerade über dies Kapitel.“

„Ha, ha, ha!“ lachte der Präſident kann mir denken, muß Dir gerade jetzt ein wenig unbequem ſein. Nun, nun, das arrangirt man ſo peu à peu. Keinen Schritt weiter, lieber Bruder, au revoir!“

„Sieht in der That elend aus, mon cher frère,“ murmelte der Präſident, als er die einſame Kloſtergaſſe langen leiſen Schrittes hinabhing; „glaube wirklich, daß er's nicht mehr viele Jahre treibt. — Das alſo wäre glücklich geordnet! Ich habe einen feinen Kopf für Geſchäfte der Art. Wie klug, daß ich mir gar nichts merken ließ! Nun habe ich nur noch dem demokratiſchen Bären einen Ring durch die Naſe zu ziehen, daß er nolens volens nach meiner Pfeife tanzt. Sechs Uhr! wie die Zeit hingeht! Droſchke! — Nach dem Präſidial-Gebäude!“ —

26.

Bernhard Münzer hatte ſchon häufig in ſeinem Leben empfunden, welcher Segen für ein leidenſchaftliches Herz eine alle Fibern des Gehirns anſpannende Arbeit iſt, aber noch nie ſo ſehr, als in dieſen beiden letzten Tagen. Wieder ſtand er einmal vor einem Räthſel ſeines räthſelvollen Daſeins, vor einer Sphinx, die ihn nur deshalb im Anfang mit ſo ſüßen Mienen angelächelt hatte, um ihn im nächſten Augenblick als widerlich verzerrte Teufelsfratze anzugrinſen. Das alte Gaukelſpiel der Phantaſie! wie oft hatte es ihn ſchon entzückt, entſetzt — genasführt! Wie genau kannte er die kunſtvolle Verſchürzung, die anmuthige Entwickelung, die jähe Kataſtrophe, und — das düſtre Nachſpiel! — nicht jene reueſelige Zerknirſchung, die weinend Buße und Beſſerung gelobt — ſie kannte Münzer nicht, hatte ſie nie gekannt! — wohl aber jenen finſtern, grimmigen Zorn, mit welcher die gramesdüſtren Augen von Milton's Satan den Wunderbau einer Welt durchmuſtern, die nur für ihn kein Kosmos iſt. Nur für

ihn? nein! auch für unzählige Andre, die ſo wenig, wie er ſelbſt, jemals zur Freude, zur Ruhe und zum Frieden kommen! — und wenn auch nur für ihn! iſt er denn nicht ein Theil des Alls — ein unendlich winziger Theil — ein Atom — gleichviel, ſo immer doch kein Nichts, ſo immer doch ein Etwas, das lebt und fühlt und denkt und leidet, unſäglich leidet unter dieſem Zwieſpalt eines tiefen klaren Geiſtes, der mit ſeiner ganzen ſtolzen Kraft nach Wahrheit, der ganzen Wahrheit und nach Bethätigung der ganzen Wahrheit ſtrebt und einem nicht minder tiefen, dunklen Herzen, das ſich mit ſeiner ganzen nicht minder ſtolzen Kraft nach Befriedigung, der vollen, ganzen Befriedigung ſeiner ausſchweifenden Wünſche ſehnt. Wie hatte er gerungen, dieſen Zwieſpalt zu verſöhnen! wie hatte er dieſem höchſten Ziele die duftigſten Blüthen ſeiner Phantaſie mitleidslos geopfert! wie hatte er mit zitternden Händen abgeriſſen das koſtbare Herrenkleid, die edlen Glieder in die Lumpen des Sklaven gehüllt! und ohne Murren, ohne Klagen Sklavenarbeit im Dienſte ſeines Ideals, im Dienſte der Menſchheit, einer freien, brüderlichen Menſchheit verrichtet! Was hatte ihm das Alles genützt! Der Zwieſpalt in ſeinem Innern war nicht verſöhnt! er hatte noch immer nicht Mäßigung, nicht Demuth, nicht Geduld gelernt! und

die freie, brüderliche Menſchheit war und blieb ein grauſamer, plumper, höhniſcher Götze, der die Sklaven, welche die Schultern an den Rädern ſeines Wagens blutig geſtemmt hatten, vor ſeinen Augen, ohne mit den Wimpern zu zucken, von den ſchlauen Prieſtern des Wahns in den Abgrund ſtürzen ſah. Und mochte doch das Alles ſein — wenn nur der Kämpfer ſeine Kraft in dieſem Kampfe nicht immer mehr und mehr hätte ermatten fühlen; nicht hätte fühlen müſſen, daß jenes größte Unglück, welches den Denker treffen kann, das Unglück: ſchließlich Widerwillen zu empfinden an der Vernunft, und abzuſtumpfen gegen den Reiz der Wahrheit, vielleicht doch das ſchmachvolle Ende ſein würde. Aber nein und tauſendmal nein! Deine Feinde, die nur auf Deine Schwäche lauern, — ſie ſollen dieſes Triumphes ſich nicht rühmen können! Keines Menſchen Hand ſoll das mattere Klopfen Deines Herzens fühlen; keines Menſchen Auge in Deinem Auge die ſtumme Klage leſen um das erſehnte, nie erreichte, längſt verloren gegebene Glück!

Keines Menſchen Hand? und auch die Hand nicht, die Du einſt in Deine Hand zum Bunde für das Leben legteſt? Keines Menſchen Auge? und auch das Auge nicht, das an Deinen Blicken mit unendlicher und darum auch allwiſſender Liebe hängt? das jede Wolke,

die über Deine Stirn zieht, im erſten leichteſten Aufdämmern erkennt und mit heimlichen Thränen begleitet? — auch Deines Weibes Auge nicht?

Du hoffſt es; es würde Dich noch elender machen, wenn Du es nicht hoffen dürfteſt. Und wer ſagt Dir, daß Du es hoffen darfſt? der ſchmerzliche Zug etwa, der ſo oft um ihren Mund zuckt, den Mund, der vielleicht nicht von geiſtreicher Rede überfließt, der aber noch ſtets die Wahrheit ſprach, und von dem Du nie ein bittres, kränkendes Wort vernahmſt, — nie! aber dafür wie manchen treuen Rath, wie manchen herzlichen Troſt! und von dem Du noch viel, ſehr viel mehr Gutes und Liebes würdeſt vernommen haben, wenn Du das Siegel zu löſen verſtanden hätteſt, das gerade in den Augenblicken tiefinnerſter Erregung wie von neidiſchen Dämonen auf ſeine Lippen gedrückt wurde. Nein Münzer, Du darfſt nicht hoffen, daß Du Dich vor Deinem Weibe mit Deinem kummerbelaſteten, ſchmerzzerriſſenen Herzen verſtecken kannſt!

Und dennoch hoffſt Du es! Wo blieb der Scharfſinn Deines Geiſtes, Münzer? wo das zarte Gefühl Deines Herzens? Biſt Du nur ſcharfſichtig für Andre? nur feinfühlend für Deinen Nächſten? — —

Fort, fort ihr Spukgeſtalten! Arbeit, heilige, menſchenerlöſende, gramzerſtreuende Arbeit, ſteh' du mir

bei! Du, die mich beſchirmt hat in meiner öden, freudloſen Jugend! die Du mich oft ſchon mit Deinen Götterhänden geriſſen haſt aus den Krallen der Verzweiflung und des Wahnſinns! Göttin, Du in dem härenen, ſtaubbefleckten Gewande, Du mit dem ſtrengen feſtgeſchloſſenen Munde und der düſtern Faltenſtirn! Du, der ich mich geweiht habe, als ich noch ein ſchwacher Knabe war, hilf Du mir fürder die ſchwere Bürde des Lebens ungebrochen tragen bis an's Ende! . . .

. . . . . .

„Willſt Du ſchon wieder fort, Bernhard?“ ſagte Clärchen, als Münzer, nachdem er am Nachmittage einige Stunden geſchrieben hatte, die Feder auf den Tiſch warf, ſeine Papiere zuſammenpackte und aufſtand; „Du pflegſt am Dienſtag nicht ſo früh zu gehen.“

„Ich muß,“ ſagte Münzer zerſtreut; „es iſt eben eine heiße Zeit für uns.“

„Armer Bernhard;“ ſagte Clärchen, zu ihrem Gatten tretend, und ihm die Hand auf den Arm legend; „Du mußt Dich ſo quälen!“

„Quälſt Du Dich denn nicht?“ erwiderte Münzer, der wieder anfing, zwiſchen ſeinen Papieren zu kramen; „aber laß mich, Clärchen; Du weißt: im Momente des Fortgehens bin ich ungern geſtört; ich vergeſſe ſonſt regelmäßig das Wichtigſte.“

Clärchen trat beſcheiden zurück, bis Münzer ſich zu ihr wenden würde. Aber er wandte ſich nicht zu ihr, ſondern ſchritt von ſeinem Schreibtiſch nach dem Stuhl an der Thür, auf den er ſeinen Hut zu ſtellen pflegte. Als er die Hand auf den Griff legte, ſagte Clärchen ſanft:

„Du haſt etwas Unwichtiges vergeſſen, Bernhard!“

„Was iſt's?“

„Mir Adieu zu ſagen.“

„Adieu, Clärchen!“

Münzer ſtreckte ſeiner Gattin lächelnd die Hand entgegen. Clärchen flog in ſeine Arme und legte ihren Kopf an ſeine Bruſt; aber ſogleich riß ſie ſich wieder los und wie ſie ſich von Münzer ab zum Fenſter wandte, ſah er, daß ihr die Thränen in den Augen ſtanden.

Münzer ſchien einen Augenblick zu ſchwanken, ob er gehen ſolle oder bleiben; dann legte er den Hut und die Papiere auf den Stuhl, trat an Clärchen heran und ſagte:

„Warum weinſt Du, Clärchen?“

Clärchen wandte ſich halb um und verſuchte zu lächeln:

„Das kommt wohl ſo;“ ſagte ſie.

„Du biſt unglücklich, Clärchen.“

„Ich bin's, wenn Du es biſt und — Du biſt es.“

Münzer's Stirn verdüsterte sich.

„Das alte Lied," sagte er.

„Das alte Lied!" wiederholte Clärchen; „das alte Lied, zu dem der Text nicht ausgeht."

„Weil Du immer neue Strophen dazu dichtest."

„Ich bin kein Dichter, Bernhard! Ich dichte Deine Sorgen, Deinen Kummer, Deine schlaflosen Nächte nicht. Das Alles ist wirklich."

„Und was kannst Du dafür?"

„Sehr viel! Du hättest nicht heirathen sollen. Du mußtest frei sein. Du hast mehr zu thun, als für Frau und Kinder zu sorgen. Du würdest vielleicht auch so nicht glücklich sein, aber doch nicht so unglücklich."

Clärchen sagte das so still, so in sich gefaßt — es war Münzer, als ob seine Seele hüllenlos vor dem ruhigen, klaren Auge seines Weibes läge. Er wollte und konnte nicht lügen; er konnte nichts sagen, als:

„Und werden wir nun dadurch glücklicher?"

„Ich weiß es nicht, Bernhard; aber Du selbst hast mich gelehrt, daß kein Geheimniß zwischen uns sein dürfe. Es wäre besser geworden, wenn ich das früher begriffen hätte. Oder begriffen hab' ich's auch wohl, aber — Du kennst mich ja, daß ich nicht immer sprechen kann, wie ich möchte."

„Es wäre beſſer geworden," ſagte Münzer mit dumpfer Stimme; „ja wohl, Clärchen; aber vielleicht haſt Du nicht allein Schuld; vielleicht hätte auch ich noch offener ſein können. Laß uns in Zukunft verſtändiger ſein. Wir meinen es ja Beide gut, und laß uns unſre Herzen nicht noch ſchwerer machen; dafür ſorgt die Zeit wahrlich zur Genüge. Adieu, Clärchen; es kann noch Alles beſſer werden."

Er zog ſeine Gattin an ſeine Bruſt und küßte ſie. Dann ging er, ohne ſich noch einmal nach ihr umzuſehen, aus dem Zimmer.

Clärchen ſchwankte, einer Ohnmacht nahe, nach dem beſcheidenen Sopha und ließ, ihr Geſicht in den Händen verbergend, der mühſam zurückgehaltenen Thränenfluth freien Lauf. Wer ſie ſo weinen ſah; wer ihren ganzen Körper von der Leidenſchaftlichkeit ihres Schmerzes zittern und beben ſah — er würde voll Erſtaunen gefragt haben, ob dies das ſtille, ruhige Clärchen ſei, deren gelaſſenes Temperament im Kreiſe der Bekannten ſprüchwörtlich war.

Nach einiger Zeit riß ſie ſich gewaltſam empor, trocknete mit einer Miene mehr des Zornes als des Schmerzes ihre Thränen und ſtarrte, den Kopf in die Hand ſtützend, düſter vor ſich nieder.

„Es kann noch Alles beſſer werden," murmelte

ſie; „und in welchem Ton er das ſagte! er glaubt ja ſelber nicht daran. Was brauchte beſſer zu werden, wenn er mich liebte? wie kann es beſſer werden, wenn er mich nicht liebt? Und er liebt mich nicht; hat mich nie geliebt, ſo, wie er lieben kann. Er liebt auch ſeine Kinder nicht. Wir ſind ihm eine Laſt, die er trägt, weil er muß, weil er zu ſtolz iſt, um einzugeſtehen, daß ſeine Heirath ein Fehler war. Aber ich bin nicht minder ſtolz; es ſind meine Kinder, wie es ſeine ſind; wir wollen ihm nicht länger zur Laſt fallen. Er ſoll wieder frei werden, wie er es vorher war; er ſoll in ſeinen Plänen, in ſeinen Arbeiten nicht länger gehemmt werden; er ſoll ſeine Kraft nicht länger an uns verſchwenden. Wir wollen ihm aus dem Wege gehen — weit, weit, daß ihm ſelbſt die Erinnerung an uns nicht drückend bleibt, daß er es ganz vergißt, wie wir ihm einſt gehörten“ . . . .

Und wieder rollten bei dieſem ſchmerzlichſten Gedanken, den eines Weibes Seele denken kann, die Thränen über Clärchen's Wangen.

„Kann er uns denn ganz vergeſſen? vergeſſen Alles, was wir zuſammen erlebt und erlitten? kann er denn wirklich eine Andre finden, die ihn beſſer verſteht, als ich? die ihn mehr lieben kann, als ich ihn geliebt habe und noch liebe? Nein und tauſendmal

nein? — Es iſt ja nicht möglich, daß wir uns trennen können. Und wenn ich Alles ſeinethalben erdulden wollte — kann er denn ohne mich zufrieden ſein? wird er nach mir nicht zurückverlangen, wenn es zu ſpät iſt? wenn er einſieht, daß es kein Menſch ſo treu mit ihm gemeint hat, als ich? wenn er einſieht, daß die, welche im Glück ſich an ihn drängten, im Unglück ſich von ihm wenden? — Und wenn er dann meiner bedürfte — wenn er allein und verlaſſen und krank daläge und ich müßte mir ſagen, daß mein Stolz ſchuld daran ſei, daß er mich doch bei ſich behalten und doch geliebt hätte, wenn ich weiſer geweſen wäre und demüthiger — o, mein Gott, mein Gott, was ſoll ich thun — was ſoll ich thun?"

Und die unglückliche junge Frau ſtreckte die hülfloſen Arme zum mitleidsloſen Himmel — einem Ertrinkenden gleich, der ſeine Kraft gebrochen fühlt und weiß, daß der finſtre Abgrund ihn im nächſten Augenblicke verſchlingen wird.

Da ertönten von nebenan fröhliche Kinderſtimmen: „Mama! Mama! wo biſt Du denn, Mama?"

Karl und Ella waren aus der Schule gekommen. Sie wollten ihr Vesperbrot haben.

Clärchen drückte das Taſchentuch vor die Augen, damit die Kinder die Spuren der Thränen nicht bemerkten.

„Hier, Kinder!“

„Ah, da iſt Mama!“ rief Karl, der Mutter entgegenlaufend; „ich bin ſo hungrig! ich bin dem Papa begegnet; er ſah mich anfangs nicht; da bin ich an ihn herangeſchlichen und hab' ihn ordentlich erſchreckt.“

„Das war nicht recht, Karl.“

„O, Papa war gar nicht bös; er fragte: ob ich heraufgekommen wäre und da ſagte ich: ja, eine ganze Bank, und da ſagte er: das wäre ſchön und ich ſolle Dich grüßen und da hat er mir einen Kuß gegeben — aber Mama, ich bin ſo hungrig!“

„Gleich, Kind, gleich!“

„Aber Du weinſt ja, Mama!“

„Du biſt nicht klug! es iſt mir was in's Auge geflogen, kommt.“

„Ja, Mama, ich bin auch wem begegnet!“ ſagte Ella; „Onkel Peter! und Onkel Peter ſagte: er wolle Dich heute Abend mit Tante Bella und der neuen Tante zum Spazierengehen abholen. Können wir nicht mit?“

„Wenn Ihr Eure Arbeiten fertig habt und es nicht zu ſpät wird.“ . . . .

Während Clärchen in der Sorge für ihre Kleinen den tödtlichen Schmerz um ihr verlorenes Eden, der ſie noch nie ſo mitleidslos grauſam gepackt hatte, wie

heute, zu betäuben ſuchte, ſchleppte ſich ihr Gatte durch die ſonnebeſchienenen engen und winkligen Gaſſen den tauſendmal durchſchrittenen Weg nach der Redaction. Die Begegnung mit ſeinem Knaben hatte ihn wieder an das erinnert, was er ſo gern vergeſſen hätte, vergeſſen mußte, wenn er ſein Tagewerk mit gewohnter Sorgſamkeit vollenden wollte. Als der Kleine mit ſeinem fröhlichen unſchuldigen Geſicht zu ihm emporgeſchaut hatte, war es ihm aufgefallen, daß er ſich zu ein paar freundlichen Worten förmlich hatte zwingen müſſen. Er hatte nichts dabei empfunden; es war ihm geweſen, als ob die Saiten ſeines Herzens zerriſſen wären und keinen Ton mehr gäben.

„So iſt es recht," murmelte er vor ſich hin, während er, ohne die Augen von dem Straßenpflaſter zu erheben, langſam weiterſchritt; „des Menſchen Sohn darf nicht haben, wohin er ſein Haupt lege. — Sei ruhig, Clärchen, wenn ich Dich nicht lieben kann, wie Du geliebt zu ſein wünſchſt, geliebt zu werden verdienſt, — ſo iſt es wahrlich nicht, weil ich eine Andere liebte. Das ſchöne Weib vorgeſtern Abend blickte mich an mit triumphſtrahlenden Augen, die deutlich ſagten: wie Du Dich ſträubſt, Du biſt ja doch mein eigen! Du triumphirteſt zu früh, ſchönes Weib! Es iſt ja doch nur der alte Traum — und auch die

Traumesbande ſtreife ich ab, wie ich ſie abgeſtreift habe die anderen Bande, die der Menſch ſich ſchuf in ſeines Sinnes Thorheit. Wie heißt es doch, das grauſe Wort von dem Haß, den wir der Welt ſchwören müſſen, bevor wir dem Heiland folgen können, der die Welt befreit? Ich will dem Rufe folgen, der an mich ergangen iſt, will ihm folgen, ohne nach rechts und links zu ſehen: es iſt mein Schickſal; ich kann nicht anders."

So, in dumpfem Grübeln, das ihm keinen Troſt und keine Klarheit brachte und bringen konnte, verloren, erreichte Münzer endlich das alte Haus in der Ufergaſſe. Er athmete tief auf, als er über die Schwelle ſchritt. Wie eine ſchwere Laſt fiel es von ſeiner Seele. Hier war die Arbeit, die mitleidsloſe, barmherzige Arbeit; vor ihrem ſtrengen klaren Auge wichen die Eumeniden, die ſich an ſeine Ferſen hefteten.

In dem Redactionszimmer fand er den Dr. Holm noch ganz aufgeregt von den Ereigniſſen des Nachmittags. Der eiſenköpfige Cajus hatte nicht geruht, bis er von Tante Bella die Erlaubniß, in ſeine Wohnung gebracht werden zu dürfen, ertrotzt hatte. Tante Bella hatte nachgegeben, aber erſt, nachdem der Arzt erklärt: er glaube, es werde zur Beruhigung des Leidenden beitragen, wenn man ſeinen Wunſch erfülle. So war denn Cajus, vor einer Stunde in Begleitung Tante

Bella's, die ſich das nicht nehmen ließ, und des Arztes in einer Droſchke abgefahren. Peter Schmitz war ſchon den ganzen Nachmittag in Geſchäften aus; Dr. Holm war ſeelenfroh, daß endlich Jemand kam, der ihm bei der Arbeit helfen und dem er ſein Herz ausſchütten konnte. Er war in durchaus mittheilſamer Stimmung, aber Münzer war noch ſtiller und verſchloſſener als ſonſt, und Holm ließ ihn gewähren, nachdem einige Verſuche, über der Arbeit ein Geſpräch anzuknüpfen, vergeblich geweſen waren. Als aber gegen Abend die Arbeit gethan, die letzte Fahne corrigirt durch das Fenſterchen in die Setzerſtube gewandert, die Briefe beantwortet, die eingelaufenen Korreſpondenzen, die nicht mehr in das Abendblatt konnten, für morgen zurecht geſtrichen und geſtutzt waren, und Münzer nach einem neuen Bogen langte und die Feder noch einmal in das Tintenfaß tauchte — da wurde es dem guten Dr. Holm denn doch zu arg, und ſeine Pfeife mit ungewöhnlicher Energie ausklopfend, ſagte er:

„Hören Sie, Münzer, es iſt ſchon ziemlich ſpät und ich glaube, für Ihre paar Thaler haben Sie heute gerade genug gearbeitet.“

„Ich arbeite nicht für Geld, lieber Holm,“ ſagte Münzer.

„So? für was oder wen denn? für die Menſch-

heit im Ganzen und Großen? lieber Münzer, die Menſchheit im Ganzen und Großen wird auch wohl zurecht kommen, ohne daß wir uns bei lebendigem Leibe ſchinden und unſre Haut noch obendrein zu Markte tragen."

„Ich weiß Holm, daß Niemand von einem ſolchen ſelbſtmörderiſchen Attentat ferner ſein kann, als Sie!"

„Ja, bei den Olympiern und ich rühme mich deſſen. Der Menſch ward nicht geboren, frei zu ſein, ſagt der alte Göthorum, und wenn das, im Sinne des alten Herrn wenigſtens, unleugbar richtig iſt, ſo iſt noch viel richtiger: daß er nicht geboren ward, ein Packeſel zu ſein."

„Sie werden anzüglich, lieber Holm."

„Tertium comparationis, oder, wie es im klaſſiſchen Latein heißt: tertiorum comparorum! Das Tertium iſt, daß Sie ſich mehr aufpacken, als Sie tragen können, trotz aller Ihrer Kraft, die wahrhaftig kein Menſch beſſer würdigen kann, als ich. Und angenommen auch, — obgleich ich es für mein Theil nur mit gewiſſen Reſervationen annehme — es habe einen Sinn, ſich für eine Idee zu opfern, ſo ſcheint mir doch, daß man dazu nur dann eine Berechtigung hat, wenn man, ſo zu ſagen, vorher ſeine anderen Schulden bezahlt hat."

„Ich habe keine Schulden, lieber Holm.“

„Ich wollte, Sie hätten welche und noch andere menſchliche Gebrechen, durch die wir daran erinnert werden, daß wir unter den anderen Menſchen nur Gleiche unter Gleichen ſind. Ich bin ein ſo guter Demokrat, daß ich alle Ariſtokratie haſſe, ſelbſt die Ariſtokratie der Tugend, und ich verdenke es den Athenern gar nicht, daß ſie den übergerechten Ariſtides oſtraciſirten. Was fiel dem Menſchen ein, daß er durchaus beſſer ſein wollte, als Paul und Peter? Aber um auf Sie zurückzukommen —“

„Dauert Ihre Rede noch lange?“ fragte Münzer, die Feder wiederum in das Tintefaß tauchend.

„Je nachdem ſie langſamer oder ſchneller die erwünſchte Wirkung auf Sie ausübt,“ erwiderte Holm, alſo um auf Sie zurückzukommen, ſo haben Sie, wie Sie ſagen, keine Schulden, die mancher brave Kerl hat; dafür erfreuen Sie ſich aber einer liebreizenden Frau und holdſeliger Kindlein, die ſo mancher brave Kerl entbehren muß. Dieſer Frau, dieſen Kindern ſind Sie ſchuldig, ſich ihnen friſch, frei und fröhlich zu erhalten und wie Sie dazu bei dieſem übermäßigen Arbeiten und bei Ihrer Leidenſchaftlichkeit auf die Dauer werden im Stande ſein — das kann ich bei Zeus und allen Himmliſchen nicht abſehen, noch begreifen.“

„Sterben müſſen wir Alle einmal," ſagte Münzer, deſſen Ungeduld ſichtbar wuchs.

„Alſo wollte es die Moira," erwiderte Holm, eine Cigarre aus ſeiner Taſche nehmend und anzündend; „dafür können wir alſo nichts; aber daß wir uns und Anderen den Trank des Lebens nicht ſauer machen, dafür können wir. Kommen Sie, Münzer! Schmitz's haben einen Spaziergang projectirt. Es ſcheint ihnen wahrhaftig allen Beiden Noth zu thun, denn Schmitz läßt ſeit geſtern den Kopf bedeutend hängen, Tante Bella ſieht aus wie eine Wetterwolke, und die kleine Ottilie muß ja hier erſticken in dieſen alten dunklen Zimmern, ſie, die nur eben kam aus der Heimath duftiger Tannen. D'rum, o Münzer, ſo kommt! und laßt die gräuliche Arbeit! Holet die Gattin, die holde, die Mutter lieblicher Kinder. Und die Kindelein ſelbſt, denn alſo müſſen wir werden, wollen wir kommen in's himmliſche Reich, zum Vater, dem Alten."

„Es geht nicht, Holm; ich kann nicht."

„Saget den Grund mir an und meldet die lautere Wahrheit," ſcandirte Holm, der bereits aufgeſtanden war, ſich gereckt und geſtreckt und endlich den breiträndrigen gelben Strohhut ergriffen hatte.

„Ich muß heute Abend den armen Cajus beſuchen, der, wie Sie wiſſen, an der Menſchheit vollends ver-

zweifeln würde, wenn ich, von dem er, wie es ſcheint, mehr hält, als von allen Andern, ihn verließe.“

„Cajus werde beſucht, von Ihnen, wie auch von Andern, ſo zum Beiſpiel von mir, doch gar nicht hindert uns dieſes.“

„Und vorher,“ ſagte Münzer, „muß ich, wie Sie vergeſſen zu haben ſcheinen, die ſechſte und letzte Epiſtel In Praesidentem ſchreiben. In acht Tagen iſt Wahl, und da möchte ich denn doch vorher dieſen edlen Marſyas vollends geſchunden haben.“

Dr. Holm ſchlug ſich vor die Stirn.

„In Praesidorum! ja wahrhaftig; das hatte ich ganz vergeſſen. Er iſt hier geweſen.“

„Wer? der Präſident?“

„Ja, und verlangte eifrig nach Ihnen. Er hat Sie in Ihrem Hauſe aufgeſucht oder aufſuchen wollen — ich weiß es nicht. Er bittet Sie, ihn, wenn es ſein kann, heute noch zu beſuchen.“

„Was will er denn von mir?“ ſagte Münzer.

„Die Götter mögen es wiſſen; ich habe ihn nicht gefragt;“ ſagte Holm, „die Geſchichte mit Cajus kam dazwiſchen. Ich vermuthe: Wahlſachen; vielleicht will es uns ein Compromiß anbieten. Sie werden auf keinen Fall hingehen.“

„Weßhalb nicht? der Mann hat mir einen Be-

ſuch gemacht; die einfache Höflichkeit erfordert, daß ich dieſen Beſuch erwidere. Uebrigens glaube ich, daß es ſich um die Zeitung handelt. Sie ſind, Dank unſerer Schlaffheit, jetzt wieder mächtig genug, uns nöthigenfalls mit Gewalt zu unterdrücken. Ich werde dem Manne ſagen, daß ihnen das nicht viel helfen wird und daß für dieſen Fall geſorgt iſt. Es iſt nicht wahr; aber er iſt pfiffig genug, es zu glauben, und wir erſparen uns möglicherweiſe ſo viele Weitläufigkeiten. Und ſoll ich eine perſönliche Zuſammenkunft mit dem Manne ſcheuen, gerade jetzt, wo er täglich die Zielſcheibe meiner Satyre iſt — das wäre feig und würde von der ganzen Partei als Feigheit ausgelegt werden. Ich gehe."

Mit jener Leidenſchaftlichkeit, die Münzer's Entſchließungen charakteriſirte, war er aufgeſprungen und hatte den Hut ergriffen. Holm ſchüttelte den Kopf.

„Münzer, ich wollte, Sie gingen mit uns und ließen den Präſes. Kirſchen pflücken ſich ſchlecht mit großen Herren, und wer ſich freventlich ſtürzt in Gefahr, der wird gar leichtlich geſchädigt. — Im Ernſt, Münzer, ich habe eine Ahnung, daß Ihnen der Weg gereuen wird. Gehen Sie nicht hin."

„Ueber die ängſtlichen Menſchen!" rief Münzer; „Gefahren ringsum, überall, wohin man blickt. Und

wären es doch nur Gefahren! Ich habe eine Sehnsucht, mich hinein zu stürzen. Ich brauche eine Aufregung; mir iſt, als kämen wir nicht aus der Stelle, als ob die Revolution im März geſtorben wäre und wir ſchmückten einen Leichnam, ohne es zu wiſſen. Die Zuſammenkunft mit meinem Gegner wird mich erquicken. Ich werde ihm den ſechſten Brief in's Geſicht ſagen, ſo brauche ich ihn nicht zu ſchreiben. Das iſt profit tout clair."

Und Münzer eilte aus dem Zimmer, ohne auf ſeinen lahmen Gefährten zu warten.

„Ich glaube, der Münzer ſchnappt noch einmal über," ſagte Dr. Holm, während er ſich mit außergewöhnlicher Vorſicht, — denn Cajus' Unfall hatte ihn lebhaft an die Gebrechlichkeit und Hinfälligkeit alles Menſchlichen erinnert — über die knarrende Gallerie nach vorne in die Schmitz'ſchen Wohnzimmer begab, „wie kann nur ein ſonſt ſo geſcheidter Menſch in anderen Punkten wieder ſo ganz verrückt ſein."

27.

Dr. Holm traf in dem Schmitz'schen Wohnzimmer die ganze Familie beisammen. Peter durchmaß mit den Händen auf dem Rücken raschen Schrittes die Länge des Zimmers von der alten Schwarzwälder Kukuksuhr auf der einen bis zum Portrait Washington's auf der anderen Seite, und vom Washington wieder bis zur Kukuksuhr; Tante Bella saß auf ihrem gewöhnlichen Platz im Erker, wie gewöhnlich stickend — diesmal mit einer Docke schwarzen Stickgarns um den Hals — ihr gegenüber Ottilie, die, wie es schien, der Tante geholfen hatte, in diesem Augenblicke aber, wo Holm hereintrat, in ihren Stuhl zurückgelehnt und den Kopf aufgestützt, in Nachdenken versunken war. Es bedurfte keines großen Scharfblicks, um zu sehen, daß eine schwere Wolke am Schmitz'schen Familienhimmel stand. Die perpendikuläre Falte zwischen Peter Schmitz' Augenbrauen war merkwürdig ausgeprägt; Ottilie hatte offenbar geweint, und die lebhaftere Röthe auf Tante

Bella's Wangen und ein gewiſſer kriegeriſcher Ausdruck in ihren energiſchen Zügen deuteten darauf hin, daß die gute Dame ſo eben einen längeren Vortrag gehalten hatte, der durch Holm's Ankunft in der Mitte durchgeſchnitten war.

„Seid mir gegrüßt mit freudigem Herzen und Freude ſei mit Euch!“ rief Dr. Holm, Petern die Hand ſchüttelnd und dann zu den Damen im Erker tretend, um Tante Bella ebenfalls die Hand zu reichen und ſich vor Fräulein Ottilie mit ſeiner liebenswürdigen Grandezza zu verneigen.

„Freude!“ ſagte Tante Bella und dabei zuckte ein zorniger Blitz aus ihren großen dunkeln Schmitz'ſchen Augen; „wahrhaftig, wir haben auch Urſache dazu!“

„Dieſes wäre mir lieb, doch gar nicht ſcheint es der Fall mir!“ erwiderte Holm, auf einem Stuhl in der Nähe des Fenſtertritts Platz nehmend und den breiträndrigen Strohhut auf dem Stock zwiſchen die Kniee nehmend.

„Was ſagen Sie denn zu dem armen Cajus?“ fragte Peter, ohne in ſeiner raſtloſen Wanderung zwiſchen Waſhington und der Kukuksuhr inne zu halten.

„Daß er ein Held iſt!“ erwiderte Holm mit Emphaſe und obligatem Aufſtampfen ſeines Stockes.

„Daß er ein Narr iſt!“ ſagte Tante Bella.

„Narrorum?“ fragte Holm verwundert.

„Iſt es etwa keine Narretei, mit einem gebrochenen Arm eine lange ausgeſchlagene Stunde dazuſitzen, um Euer gelehrtes Wiſchiwaſchi zu corrigiren, daß Doctor Brand ihm hernach den Aermel vom Leibe ſchneiden muß und ſelber ſagt: ſo etwas ſei ihm in ſeiner ganzen Praxis noch nicht vorgekommen? iſt es denn nicht eine eben ſo große Narretei, daß er nicht hier bei uns bleiben will, die wir Raum die Hülle und Fülle und Alles haben, was er braucht? daß er durchaus in ſeine elende Hofwohnung, in die weder Sonne noch Mond ſcheint, gebracht werden muß? daß er Niemand um ſich haben will, als eine alte tabakſchnupfende Wartefrau? daß er kein Geld von Peter nehmen will und großartig erklärt: er habe immer ein paar Thaler für den Fall, wo er nicht arbeiten könne, übrig? — Ich habe keine Geduld mehr mit allen dieſen Ueberſpanntheiten!“ ſagte Tante Bella, ihre Brille von der Naſe nehmend, in das Futteral ſteckend und das Futteral heftig in den Arbeitskorb werfend.

„Sind Sie bei Cajus geweſen, Schmitzorum?“ fragte Holm, der Tante Bella, wenn ſie in ihrer „Gefechtsſtimmung“ — wie er es nannte — war, ungern widerſprach.

„Ja,“ ſagte Schmitz, „es iſt Alles ſo, wie Bella

es ſagt; er will auch Niemand ſehen, außer Münzer. Der Cajus iſt nicht klug."

„Aber, Ihr lieben Leute, was wollt Ihr nur?" rief Holm, beinahe ärgerlich, daß er auch von dieſer Seite auf Widerſpruch ſtieß. „Man muß die Menſchen nehmen, wie ſie nun einmal ſind, und das hält doch auch am Ende ſo ſchwer nicht, zumal wenn die Menſchen ihre Sonderlichkeiten nicht auf Koſten Anderer kultiviren. Cajorum iſt ein wunderlicher Heiliger. Sie wiſſen, ich habe eine inſtinktive Abneigung gegen dergleichen fanatiſche Naturen; aber man darf das Kind nicht mit dem Bade ausſchütten. Wer von uns weiß denn, wie Cajorum ſo geworden iſt, wie er iſt? wie das Schickſal auf ihm herumgehämmert haben mag, bis ein ſolcher alter, eigenſinniger, verbogener Nagel aus ihm wurde? Als er vorgeſtern in unſer Büreau trat und ſich zu der Correctorſtelle meldete, ſagte ich zu Münzer: Hören Sie, Münzer, der Mann gefällt mir nicht. — Aber mir gefällt er! antwortete Münzer, denn er iſt arm und unglücklich. — Das war eine noble Antwort von dem Münzer und ich habe mich an das: Arm und Unglücklich gehalten und den Teufel nicht weiter darnach gefragt: ob mir der Cajorum gefalle oder nicht."

„Aber Holmchen," unterbrach Tante Bella den

Eifrigen, „von Gefallen oder Mißfallen iſt hier auch gar nicht die Rede, ſondern davon, ob einer vernünftig handelt, oder nicht. Und ich ſage noch einmal: der Cajus iſt ein Narr, daß er die Hülfe, die ihm freundlich geboten wird, nicht freundlich annimmt. Da ſchwatzt Ihr immer vom demokratiſchen Princip und von Brüderlichkeit und von Gott weiß was für ſchönen Dingen und wenn Ihr einmal nach Euren Worten handeln ſollt — ja, da ſind die Herren nicht zu Hauſe; da hüllt ſich jeder in ſeinen alten Stolz und in ſeine alte Eigenliebe und thut, als ob er allein auf der weiten Welt wäre. Sprecht, wie Ihr denkt, und handelt, wie Ihr ſprecht, das iſt mein Grundſatz und dabei bleib' ich!"

Und Tante Bella ſchlug mit der flachen Hand auf ihre zuſammengefaltete Stickerei.

„Sehr — orum gut — orum!" beſtätigte Holm.

„Komm', Ottilie, wir wollen uns fertig machen; es iſt die höchſte Zeit. Sie gehen doch mit, Holm?" ſagte Tante Bella und erhob ſich.

„Allüberall, wohin Ihr mich führt, holdſelige Frauen!" erwiderte Holm, ſich, auf ſeinen Stock geſtützt, ebenfalls erhebend, „denn der Abend iſt ſchön und ſehnlich ſchmachtet mein Herze nach des Windes Geſäuſel durch Blüthenduft hauchende Bäume und nach

der heiligen Fülle des Biers, ſo im Garten geſchänkt wird, welcher „zum Römer“ heißt, bei Göttern und ſterblichen Menſchen.“

„In den Römer geht's heut' nicht, Holm; Rupertus' haben uns und Münzer's eingeladen, und uns auf die Seele gebunden, Sie mitzubringen.“

„Sei's,“ ſcandirte Holm, während er den ſich entfernenden Damen galant die Thür zum nächſten Zimmer öffnete, „denn auch dort iſt ein Garten und gar nicht ſchlecht ſind die Weine.“

Er ſchloß die Thür und ſagte, ſich zu Peter wendend in jenem ernſten Ton, den er immer annahm, ſobald es ſich um ernſte Dinge handelte:

„Sagen Sie, Schmitzorum, was geht bei Euch vor? Die Kleine hat geweint, Tante Bella iſt in einer fürchterlichen Gefechtsſtimmung und Sie ſchauen ſo finſter d'rein, wie ein Novembertag? Was hat's denn gegeben?“

„O nichts, nichts von Bedeutung,“ ſagte Peter Schmitz, indem er ſtehen blieb, ſich mit der Hand über Stirn und Augen ſtrich und dann ſeine Wanderung wieder begann.

„Hm,“ brummte Holm; „nun, wie Ihr wollt. Was ſagen Sie denn dazu, daß der Präſident bei uns geweſen iſt und Münzer hat ſprechen wollen?“

„Ja, ja," erwiderte Peter zerſtreut; „Bella hat mir's geſagt; ich habe gar nicht wieder daran gedacht."

Holm ſchüttelte den Kopf; Peter Schmitz mußte ſehr beſchäftigt ſein, wenn ihn ein Faktum, das ihm ſonſt das höchſte Intereſſe eingeflößt haben würde, ſo gleichgiltig laſſen konnte.

„Und was meinen Sie dazu, daß Münzer die Aufforderung des Präſidenten, ihn zu beſuchen, angenommen hat und in dieſem Augenblick auf dem Wege zu ihm iſt?"

„Das iſt nicht möglich," ſagte Peter Schmitz, ſich auf dem Abſatz herum zu Holm wendend mit großer Heftigkeit.

„Was ich Ihnen ſage."

„Münzer läßt ſich in einen perſönlichen Verkehr mit unſern ſchlimmſten Feinden ein," fuhr Peter, dicht vor Holm tretend, leidenſchaftlich fort; „mit dieſem Präſidenten, der ſo glattzüngig und ſo falſch iſt, wie ſie Alle ſind, dieſe Hohenſteins, die Gott ver —"

Er ſchlug ſich vor den Kopf: „ruhig, Peter, ruhig!" murmelte er, trat an's Fenſter und trommelte mit den Fingern gegen die Scheiben.

Holm hatte Peter während ihrer vieljährigen Bekanntſchaft noch nie ſo aufgeregt geſehen. Die Gewißheit, daß ſeinen Freunden ein Leid zugeſtoßen ſein

mußte, legte ſich wie ein Alp auf des braven Mannes Seele. Aber ſein unverwüſtlicher Lebensmuth ließ ſich nicht ſo leicht einſchüchtern.

„Hören Sie, Schmitzorum," ſagte er, „was Ihnen auch paſſirt ſein mag — eine Kleinigkeit wird's juſt nicht geweſen ſein, das ſehe ich Ihnen wohl an; aber — auch Patroklus iſt geſtorben und er war mehr, als Du. Sie haben in Ihrem Leben ſchon ſo viel Schlimmes erfahren, — da mag das nun ſo mit in den Kauf gehen. Sie wiſſen, daß mir das Schickſal gerade auch nicht allzuglimpflich mitgeſpielt hat; aber ich ſage mit dem Prediger: Alles iſt eitel: Freud' und Leid und Leid und Freud', nur das Eine nicht, daß man ein ehrlicher Kerl iſt und bleiben wird, trotz allen Schelmen und Hallunken. Das iſt die Hauptſache, mit der verglichen alles Andere eigentlich nur Spaß iſt. Und nun kommen Sie, ich höre Tante Bella ſchon mit ihrem Schlüſſelbund. Und noch Eines, Schmitz: ſagen Sie den Frauen und vor Allem Clärchen nicht, wo Münzer iſt. Ich halte, offen geſtanden, die Sache gar nicht für ſo wichtig; aber es iſt doch beſſer. . . . Ei, da ſind ſie, die Huldeu; nun auf zum milden Rupertus!"

Clärchen Münzer war bereits zum Ausgehen fertig, als die Geſellſchaft, ſie abzuholen, kam. Daß ihr Gatte auch diesmal — in Wahlangelegenheiten, wie

Holm ſagte, — wie ſchon ſo oft, verhindert war, ſchien ſie ſehr zu verſtimmen. „Dann wollen wir auch zu Hauſe bleiben, Karl," ſagte ſie, indem ſie den Hut abnahm. Karl fing an zu weinen und wünſchte zu wiſſen: weshalb er denn heute den ganzen Sonnabend-Nachmittag zu Hauſe geblieben ſei und ſeine Arbeiten gemacht habe, wenn er nun doch nicht zu Wilhelm Rupertus ſolle? und weshalb Mama ihn nicht auch ſchon vor einer Stunde zu Bett geſchickt habe, wie Ella'n, obgleich er keinen Huſten habe, und heute eine ganze Bank heraufgekommen ſei? — Onkel Holm ſchlug ſich in's Mittel, und ſeinem und der Andern Zureden gelang es, Clärchen zu bewegen, den Hut wieder aufzuſetzen, und auch Carl das Mitgehen zu erlauben.

„Ich thue es ungern," ſagte Clärchen; „ich fürchte, ich werde wenig zu Eurer Unterhaltung beitragen."

„Iſt auch nicht nöthig," ſagte Holm; „denn wir beſtreiten die Koſten allein, der Holm und die Tante."

Holm nahm wieder Tante Bella's Arm, während Peter mit den beiden anderen Damen voranging und Carl bald bei der einen, bald bei der anderen Gruppe war. Es dunkelte bereits ſtark, während ſie durch die engen Straßen ſchritten, in denen noch immer die drückende Schwüle des heißen Tages lag. Holm hatte ſeinen Strohhut in der Hand und verlangte ein-

mal über das andere laut „nach des Stromes labendem Athem.“

„Nun hören Sie endlich einmal auf, Holmchen,“ ſagte Tante Bella, „wir kommen dadurch nicht eine Minute früher hin.“

„Ebenſo wenig, als Ihr durch Eure melancholiſchen Geſichter die Urſache eurer Melancholie aus dem Wege räumt,“ entgegnete Holm in ſeinem ernſten Ton.

Tante Bella kannte dieſen Ton ganz genau und wußte ſofort, daß der treue Freund ihr nur Gelegenheit geben wollte, ſich auszuſprechen. Wie ſehr ihr dies ein Bedürfniß war, bewies der Umſtand, daß ſie ſofort in Thränen ausbrach und ſchluchzend ſagte: „Ach, Holmchen, wir ſind einmal wieder recht unglücklich.“

„Das ſehe ich,“ erwiderte Holm, „und das ſchmerzt mich, um ſo mehr, als die Sache ſo wichtig zu ſein ſcheint, daß Ihr ſelbſt mir gegenüber ein Geheimniß daraus machen zu müſſen glaubt.“

„Bewahre, Holmchen,“ ſagte Tante Bella eifrig; „ich habe blos auf einen Augenblick gewartet, wo ich ungeſtört mit Ihnen würde ſprechen können.“

„Na, dann ſchießen Sie los, Tante Bella!“ ſagte Holm ungeduldig; „Carlorum, lauf' ein wenig vorauf, mein Sohn; ich falle ſonſt noch über Deine Beine.“

„Die Sache iſt die," ſagte Tante Bella, ihre Thränen trocknend, „daß der arme Eugen in grauſam zerrütteten Verhältniſſen geſtorben iſt; in viel ſchlimmeren, als Peter nur irgend gedacht hat, und aus Eugen's Büchern, die ſchrecklich unordentlich geführt geweſen ſind, hat vermuthen können. Geſtern und heute ſind von dem Advokaten, den Peter in Thüringen angenommen hat, noch ſo viele Schuldforderungen gemeldet, daß Peter nicht aus noch ein weiß, wie er alle die Leute befriedigen ſoll. Und dabei iſt noch gar kein Ende abzuſehen — was das Allerſchlimmſte iſt. Nun können Sie ſich des armen Peter's Lage denken! Er, der ſo ſtolz auf ſeinen ehrlichen Namen iſt und nun blos dazwiſchen zu wählen hat, ob er ſich ſelbſt ruiniren, oder ob er zugeben will, daß ſein Bruder, ſein einziger Bruder, als Banquerottenr aus dem Leben gegangen iſt."

„Hm, eine böſe Alternative!" brummte Holm, „und die kleine Ottilie weint ſich darüber die ſchönen Augen aus dem Kopf."

„Ottilie!" ſagte Tante Bella eifrig; „wo denken Sie hin, Holmchen! Ottilie weint über ganz was Anderes — denken Sie nur — doch davon nachher! Sie weiß von nichts. Wie mögen Sie glauben, daß Peter ſo ſchreckliche Sachen an das arme Kind herankommen

ließe! Und das iſt es eben. Sie kennen Peter ja. Er muß Jemand haben, den er aus voller Seele lieben kann. So hat er Gretchen geliebt und liebt ſie auch wohl noch und ſo liebt er jetzt ſeine Kleine, wie er ſagt, als ob ich gar keinen Theil an ihr hätte und als ob ſie nicht jetzt mein Kind wäre, ſo gut wie ſeins. Aber freilich, nach mir fragt er nicht, fragt Niemand; ich bin das ſchon lange gewohnt und kümmere mich auch nicht mehr darum; aber das ſoll mich nicht abhalten, daß ich meine Verwandten liebe und mich Tag und Nacht quäle, wie das nun mit Peter werden ſoll. Eher, als er Ottilien den Schmerz bereitet, ihren Vater als Banquerotteur in den Zeitungen zu leſen — denn auf eine oder die andere Weiſe würde es ja doch an ſie kommen — eher verſucht Peter das Aeußerſte, giebt Alles auf, und fängt noch einmal wieder — ich weiß nicht, zum wie vielten Mal in ſeinem Leben — von vorn an. Und Holmchen, das kommt Ihnen auch zu Haus und Hof, denn die Zeitung wird Peter dann auch wohl nicht halten können, und ob jetzt, wo die Leute ſchon wieder ſo abgekühlt ſind, wie Peter ſagt, neue Aktionäre zu einem ſo demokratiſchen Blatt ſich finden werden, das, ſagt Peter, ſei mehr als zweifelhaft. Nun habe ich Petern geſagt, ſo ſolle er doch die Zeitung weniger demokratiſch machen, aber da wurde Peter ſo

zornig und fragte mich: ob ich ihm nicht etwa rathen wolle, daß er ſich der Reaction verkaufte und ein ſchlechter Kerl würde. Und ich hatte es doch nur gut gemeint und ich verſtehe ja von eurem ganzen politiſchen Kram nichts!"

Tante Bella mußte wieder Zuflucht zu ihrem Taſchentuch nehmen.

„Hm, hm!" brummte Holm, „das ſieht allerdings ſchlecht aus. Aber, Tante Bella, wenn Peter ſich nur ſonſt über Waſſer halten kann, ſo mag die Zeitung über Bord gehen; ſie wird's doch über kurz oder lang. Ich will offen gegen Sie ſein, Tante Bella; Sie ſind ja ein verſtändiges Frauenzimmer; hören Sie einmal ganz ruhig zu. Das mit dem Weniger-demokratiſch-machen iſt allerdings ein Nonſens, mit Ihrer Erlaubniß; wir Alle könnten nicht zurück, ſelbſt wenn wir wollten, und, was viel mehr iſt: wir wollten nicht zurück, ſelbſt, wenn wir könnten. Peter hat ganz recht: das iſt ein ſchlechter Kerl, der den Poſten verläßt, welchen er ſich ſelber ausgeſucht hat; aber, merken Sie auf, Tante Bella: der Poſten, auf dem wir ſtehen, iſt ein verlorener Poſten. Die Andern wollen das freilich nicht einräumen; ich aber bin ein ruhiger Kopf und ich glaube ganz deutlich zu ſehen, wie die Sache liegt. Die Revolution iſt zu ſchnell gekommen und hat uns

Alle mehr oder weniger unvorbereitet gefunden. Der Adel, das Militair, die Beamten zum größten Theil haben ſich von ihrem Schrecken erholt und waffnen ſich in aller Stille; die Bourgeoiſie, wie unſer Freund Rupertus, wimmert nach Ruhe um jeden Preis, und in dem eigentlichen Volke haben wir keinen Boden, auf den wir mit Sicherheit bauen könnten. Die Bewegung iſt bereits in ihrem Niedergang und über kurz oder lang wird der Gegenchoc der Reaction gegen den Choc der Revolution eintreten. Ich kann Ihnen nicht alle meine Gründe für dieſe Annahme auseinanderſetzen und es iſt das auch nicht nöthig. Ich will damit nur beweiſen, wie unſere Zeitung ſo wie ſo eine Todescandidatin iſt; und wenn der Volksbote, wie es ja nun doch der Fall zu ſein ſcheint, auf den Ausfall der Wahlen in der Provinz in unſerem Sinne günſtig gewirkt hat, ſo hat er, meiner Meinung nach, ſeine Pflicht gethan, hat ſeinen Lohn dahin und kann ruhig ſterben."

„Aber Holmchen," ſagte Tante Bella, „Peter hat ja gerade auf den Aufſchwung der Zeitung ſo viele, ja, ich glaube, alle ſeine Hoffnungen geſetzt! Und was ſoll denn aus Ihnen? was ſoll aus Münzer's werden?"

„Hm," ſagte Holm, „was Peter betrifft, ſo hat er, wie Sie ſelbſt ſagen, ſchon mehr als einmal in

ſeinem Leben von vorn angefangen. Dergleichen Kraftſtücke werden freilich mit jedem Jahre ſchwerer, aber Peter iſt eben ein Kraftmenſch und kann mehr als Andere. Ich habe ein unbedingtes Vertrauen zu ſeiner Klugheit, ſeinem Muth, ſeiner Energie. Mir iſt immer, als brauchte man für ſein Schickſal ſo wenig beſorgt zu ſein, wie für Regen und Sonnenſchein. — Münzer wird in wenigen Tagen zur Vereinbarungsverſammlung abgehen; wir ſind jetzt — es müßten denn ganz abſonderliche Zwiſchenfälle eintreten — unſerer Sache ſicher. So hat er vorläufig ein neues Feld für ſeine Thätigkeit, das ihm mehr zuſagen wird, als Zeitungſchreiben; ja, wer weiß, welcher große Mann ſich in aller Schnelligkeit aus unſrem Freunde entpuppt! Nun, und was mich anbetrifft —"

Holm ſchwieg einen Augenblick und ſeine Stimme klang ein wenig dumpfer, als er fortfuhr:

„Mich würde der Schlag am härteſten treffen. Ich bin kein Jüngling mehr, Tante Bella; ich habe weder Peter's unverwüſtliche Energie, noch Münzer's glänzenden Genius; aber was thut's! Der uralte, ewige Vater, der die Lilien auf dem Felde kleidet und allem Gethier auf Erden ſeine Speiſe giebt zu ſeiner Zeit — er wird den alten Holm nicht verlaſſen. Wer gern tanzt, dem iſt bald aufgeſpielt, und wer wie ich,

wenig Anſprüche macht, dem iſt leicht geholfen. Alſo, Tante Bella, was die Zukunft angeht, ſo wollen wir uns über die nicht die Köpfe zerbrechen. Aber, Sie haben mir noch nicht Alles geſagt. Weshalb hat Ottilie geweint? und weshalb iſt Peter ſo verſtimmt? Ihr habt noch etwas Anderes auf dem Herzen, geſtehen Sie es nur, Tante Bella!"

„Nun, wenn Sie es durchaus wiſſen wollen, ſo muß ich es Ihnen wohl ſagen," entgegnete Tante Bella, die nichts eifriger wünſchte, als ihr Herz in den Buſen des vielerprobten Freundes ausſchütten zu dürfen. „Sie müſſen ſich aber gegen Peter nichts merken laſſen, Holmchen, denn Sie wiſſen, in Allem, was mit Gretchen zuſammenhängt, iſt er von einer wunderlichen Empfindlichkeit. Hören Sie zu, Holmchen, und laſſen Sie uns etwas ſchneller gehen, wir bleiben ſonſt gar zu weit zurück. Ich habe Ihnen doch erzählt, wie liebenswürdig Gretchen gegen mich und die Kleine geweſen iſt, als wir vorgeſtern Abend zu ihr kamen? Nun ſind wir auch geſtern einen Augenblick da geweſen, und Gretchen hat Ottilie geküßt und geherzt, daß mir wirklich die Thränen über die Backen gelaufen ſind, und dann ſind wir gleich wieder fortgegangen, weil Gretchen wieder zum Wolfgang hinauf mußte. Heut' nun, wo ich die Kleine wieder hingeſchickt hatte,

weil Gretchen es doch gar ſo eifrig wünſchte, findet ſie Gretchen in Thränen aufgelöſt, ganz außer ſich, ſo daß Ottilie nicht anders denkt, als der Wolfgang iſt geſtorben, und Gretchen um den Hals fällt, das liebe, herzige Mädchen! — und mit an zu ſchluchzen fängt. Na, und da kommt es denn heraus: unſer lieber Herr Schwager will nicht, daß Ottilie in ſein Haus kommt; denn das iſt der Kern von all' den Redensarten, mit denen Gretchen natürlich die Sache ſo viel als möglich zu vertuſchen geſucht hat. Das arme Gretchen! ſie thut mir wahrhaftig leid; aber ſie iſt doch auch gar zu ſchwach. Sie können ſich denken, Holmchen, wie Ottilie, die Augen noch roth vom Weinen, nach Hauſe kam und — ich dummes Frauenzimmer! — ich muß Petern natürlich Alles erzählen, als ob er nicht ſchon ſo genug Kummer hätte und ich nicht wüßte, daß ihn dieſe neue Schändlichkeit unſeres ſauberen Herrn Schwagers tiefer kränken würde, als alles Andre. Ich könnte mich ohrfeigen, wenn ich daran denke."

„Das würde Ihnen und Petern nicht viel helfen," ſagte Holm; „aber ich will Ihnen einen anderen Vorſchlag machen. Laſſen Sie uns einen Bund ſchließen zu Schutz und Trutz gegen die Melancholie, die ſonſt in unſerer Geſellſchaft überhand nimmt und einen ehr-

lichen Kerl aus allen Sinnen herausängſtigen könnte, und laſſen Sie uns gleich heute Abend damit anfangen. Wollen Sie?“

„Gewiß will ich, Holmchen,“ ſagte Tante Bella eifrig; „Sie haben auch wirklich Recht: es iſt nicht mehr zum Aushalten, dies ewige Geſeufze und Gebrumme. Und haben Sie denn wohl bemerkt, wie verſtimmt Clärchen heute Abend iſt? Ich ſage Ihnen, Holmchen: es nimmt kein gutes Ende mit den Beiden. Sie paſſen nicht zu einander, Holmchen, Clärchen iſt viel zu gut für ihn. Das habe ich mir geſagt und dabei bleib' ich. Er will immer oben hinaus, und wie's in ſeinem Hauſe zugeht, davon weiß er nichts, will es auch nicht wiſſen. Herr Gott! da ſind wir ja ſchon! Nein, wie kurz mir heute der Weg vorgekommen iſt!“

Der Rentier Wilhelm Rupertus, vor deſſen reizender Villa die von dem Staub und der Hitze des langen Weges ermüdete Geſellſchaft ſo eben anlangte, war mit der Familie Schmitz ſchon ſeit langer Zeit befreundet geweſen, mit Münzer's und mit Holm aber erſt ſeit dem Anfang dieſes Jahres, ſeit der Gründung des Volksboten, bekannt geworden. Wilhelm Rupertus war reich genug, um ſich einige politiſche Freiſinnigkeit wohl erlauben zu können, um ſo mehr, als man von Seiten des Gouvernements die in der That ſträfliche

Vergeßlichkeit gehabt hatte, einen Mann von ſolchen Verdienſten um den Aufſchwung ſeiner Vaterſtadt, weder zum Commerzienrath, noch zum Inhaber des blauen Geierordens vierter Claſſe, noch überhaupt glücklich, zufrieden und conſervativ zu machen. Wilhelm Rupertus trug dieſes Gefühl des Nicht-hinreichend-gewürdigt-Seins überall und zu jeder Zeit mit ſich herum, und er citirte gerne aus dem bekannten Monolog des geharniſchten Wallenſtein's Stellen, wie: „Du haſt's erreicht, Octavio!“ oder: „den Schmuck der Zweige habt ihr abgehauen,“ oder: „da ſteh' ich, ein entlaubter Stamm!“ obgleich es meiſtens ſehr ſchwer, oder geradezu unmöglich war, auch nur die entfernteſte Beziehung ſolcher Citate zur Situation des Citirenden aufzufinden. Denn wenn irgend Einer keine Urſache hatte, mit ſeinem Schickſal zu hadern, ſo war es Herr Wilhelm Rupertus. In der Fülle der Manneskraft ſtrotzend von Geſundheit, im Beſitz eines bedeutenden, von den Vätern ererbten und durch eigenen Fleiß verdoppelten Vermögens, verheirathet mit einer nicht eben ſchönen, aber braven und klugen Frau, auf die er nicht ohne Grund ſtolz war, Vater einer Reihe blühender, hübſcher Kinder, die er ſehr liebte — er ſelbſt von Herzen ein guter Menſch, der Niemanden zu nahe trat und Jedem das Seine wünſchte — und doch nicht zufrieden! Ja,

ſo unzufrieden, daß er, als Peter Schmitz, mit dem er ſchon oftmals in Geſchäftsverbindung geſtanden hatte, den Volksboten gründen wollte, ſich mit einer anſehnlichen Summe an dem Unternehmen betheiligte, obgleich Niemand von politiſchem Radicalismus entfernter ſein konnte, als Wilhelm Rupertus. — „Er iſt ſo ein Stück von einem Heroſtratus," pflegte Münzer zu ſagen, „und ſeine Aktien zum Volksboten ſind die Fackeln, die er in den Tempel der Diana ſchleudert."

Herr Rupertus und ſeine Gattin Anna empfingen ihre Gäſte auf das Freundlichſte und eine halbe Stunde ſpäter ſaß die Geſellſchaft um einen herrlich ſervirten Tiſch in dem neuen Gartenſaal, den ſich Rupertus erſt in dieſem Frühjahr hatte bauen laſſen und auf den er ſich nicht wenig zu gute that. In der That war die Anlage koſtbar und geſchmackvoll. Von den Fenſtern und noch bequemer von dem Balkone vor den Fenſtern blickte man an dem breiten Strom hinauf zur Stadt, deren unzählige Lichter ſich in dieſer Stunde in den dunkeln Fluthen ſpiegelten. Der Balkon hing bereits über dem ſchmalen, ſandigen Uferwege, von dem eine hohe Mauer den Garten trennte. Durch ein eiſernes Gitterthor konnte man auf den Uferweg und zu ein paar zierlichen Ruderböten gelangen, die ſich in einer

kleinen mit Weidenbüſchen umhegten Bucht auf dem an dieſer Stelle ziemlich tiefen Waſſer ſchaukelten.

Natürlich wurden die mit ſo vieler Mühe und ſo großen Koſten ausgeführten neuen Anlagen des gaſtfreundlichen Mannes von ſeinen Gäſten gebührend geprieſen und bewundert, vor allem von Dr. Holm und Tante Bella, die ganz enthuſiaſtiſch in ihrem Lobe waren. Dr. Holm verglich in einer pathetiſchen Rede Wilhelm Rupertus mit dem Balladen-Könige, der, auf ſeines Daches Zinnen ſtehend, vergnügt auf das beherrſchte Samos ſchaute, und rieth ihm (Wilhelm Rupertus) von dem Balcone irgend eine Koſtbarkeit in den vorüberrauſchenden Strom zu werfen, — die Flaſche herrlichen Aßmannshäuſers etwa, die er zu entkorken im Begriff ſtand — und ſo die neidiſchen Götter zu befriedigen.

„Sie haben gut ſpotten, Doctor!“ ſagte Rupertus, den Stöpſel herausziehend und mit dem dunkelrothen Wein reine Gläſer füllend; „Sie ſind ein Mann, der einen Namen hat; jedes Kind auf der Straße, möchte ich ſagen, kennt Sie; da kommt kein Künſtler in unſre gute Stadt, der Ihnen nicht zuerſt ſeine Aufwartung machte und Sie um Ihre Fürſprache und Ihre Protection anginge. Sie ſind eine Macht — ja, und wenn Sie nur wollten, Sie könnten ſich, wie Freund Münzer

nach der Reſidenz, ſo nach Mainſtadt in's Parlament wählen laſſen; ich habe mehr als Einen ſagen hören: das wäre unſer Mann, aber er will ja nicht. Aber ich! was könnte ich denn, wenn ich auch wollte! Ich bin ein entlaubter Stamm, ein obſcurer Bürger — ein dummer Bourgeois, wie Ihr ſagt, wenn Ihr unter euch ſeid! Nein, Doctor, da müßte es noch anders kommen, wenn ich meinen ſchönen Aßmannshäuſer in den Rhein gießen ſoll."

Doctor Holm hob Augen und Hände zur blauen, mit goldenen Sternchen geſchmückten Saaldecke empor und rief:

„Jüngling von trotziger Red', Unbändiger! welcherlei Schmähung ſprachſt Du wider ſie aus, die ewig waltenden Götter! Höret ihn nicht, den Frevler, Ihr Himmliſchen!"

Aber Rupertus war nicht ſo leicht von ſeiner Meinung abzubringen.

„Ach was, Doctor," ſagte er, „ich habe doch Recht. Etwas muß Jeder haben, woran er ſich halten kann. Ihr geiſtreichen und gelehrten Herren haltet Euch an eure Gelehrſamkeit und euren Ruhm; wir ungelehrtes Volk haben nichts als „uns ſelbſt," wie Wallenſtein ſagt, oder, unſer bischen Geld, wie Ihr ſagen werdet, und was wir uns für unſer Geld ſchaffen können. Nun,

da könnt Ihr es uns doch auch nicht verdenken, wenn wir auf Haus und Hof und Garten und ſo weiter ein großes Gewicht legen und gern Alles ſo ſchön und vollkommen als möglich haben möchten. Und dazu gehört viel; bald fehlt es hier, bald fehlt es da; man kommt nicht zur Ruhe und Zufriedenheit. Ihr habt die Freundlichkeit gehabt, meinen Garten zu loben. Nun ja, die Lage iſt ſchön, das gebe ich zu; aber offenbar iſt er doch für eine ſtattliche Beſitzung, wie ich Sie mir wünſche und — weil ich eben nichts Anderes habe — wünſchen muß, viel zu klein. Auch fehlt es an alten und hohen Bäumen, wie ſie nebenan in dem Garten der Frau von Hohenſtein zu Dutzenden ſtehen. Wenn ich den Garten noch zu dem meinigen bekommen könnte! das wäre doch noch etwas! Herr des Himmels, was habe ich nicht ſchon für Anſtrengungen gemacht! Ich habe der gnädigen Frau unter der Hand zwei-, dreimal ſo viel bieten laſſen, als die Anlage werth iſt; aber ſie will nichts davon hören. Freilich, der Garten iſt ſo ſtill und verſchwiegen und da iſt er allerdings wohl unbezahlbar für meine galante Nachbarin."

„O, Wilhelm, das iſt nicht hübſch!" ſagte Frau Rupertus.

„Nun, nun," meinte ihr Gatte, „ich will der Gnädigen damit nichts Schlimmes nachgeſagt haben; ich

ſpreche nur nach, was alle Welt ſagt. Kenne ſie übrigens nur von Anſehen und ſchön iſt ſie, das muß ihr der Neid laſſen. A propos, Frau Doctor! wie findet denn Ihr Gemahl die Gnädige? Er iſt ja ein Kenner."

„Mein Mann?" ſagte Clärchen, die, als Rupertus ſie anredete, wie aus einem Traum erwachend, zuſammengefahren war; „ich glaube nicht, daß Bernhard die Dame jemals geſehen hat."

„Ha, ha, ha! lachte Rupertus, „das nenne ich discret ſein! Ei, da dürfte ich wohl eigentlich auch nicht darüber ſprechen?"

„Ueber was und über wen?" fragte Clärchen ernſt.

„Was Du auch Alles ſchwätzſt!" ſagte Frau Rupertus.

„Na, nur heraus mit der Sprache, ſonſt denkt die kleine Frau noch Wunder, was für Geheimniſſe Sie in petto haben!" ſagte Tante Bella ärgerlich.

„Aber mein Himmel, laſſen Sie mich doch nur zu Wort kommen," rief Herr Rupertus; „ich will ja dem Doctor gar nicht Ehre und Reputation für immer abſchneiden! Was kann ich denn dafür, daß er vorgeſtern Abend, als die Leute vor dem Hauſe der gnädigen Frau in der Stadt Cravall machten — mein Schlingel von Gärtner iſt auch dabei geweſen und hat's mir

erzählt — ſich in's Mittel gelegt und vom Balcon der gnädigen Frau aus eine wunderſchöne Rede gehalten hat. Das hätten wir doch Alle auch gethan, bis auf die ſchöne Rede natürlich, die zum wenigſten ich armer Tropf nicht hätte halten können. Kommen Sie, meine Herrſchaften! laſſen Sie uns auf das Wohl unſeres abweſenden Freundes trinken; Dr. Münzer ſoll leben!"

„Und dann bitte ich, daß wir auf das Wohl unſerer neuen jungen Freundin trinken und möge ſie unter uns eine zweite Heimath finden!" ſagte die gute Frau Rupertus, und umarmte und küßte die neben ihr ſitzende Ottilie.

Die Gläſer klangen an einander. Die Wolke, die Herr Rupertus, ohne es zu wiſſen oder zu wollen, heraufbeſchworen, ſchien glücklich vorübergezogen und Holm und Tante Bella ſorgten dafür, daß es an Stoff zu einer heiteren, gemüthlichen Unterhaltung nicht wieder fehlte. Holm geſtand Bella die Liebe, die er ſeit fünfundzwanzig Jahren in ſtillem feinen Herzen für ſie getragen haben wollte, und daß nur ein Umſtand ſei, der ihm einen formellen Heirathsantrag bis jetzt unmöglich gemacht habe und noch unmöglich mache. Er habe trotz ſeiner ausgeſprochenen demokratiſchen Grundſätze eine heimliche Schwäche für den Adel und habe

ſich ſchon als zarter Jüngling geſchworen, ein adeliges Fräulein oder gar keine zu heirathen. Nun ſtehe es aber bis auf dieſen Tag noch nicht feſt, ob das zu neun Zehntheilen verſtümmelte, aber unzweifelhaft adelige Wappen über der Thür des Hauſes in der Ufergaſſe wahr und wahrhaftig das Schmitz'ſche, oder, wie es dann wohl heißen müßte, das von Schmitz'ſche Wappen ſei, und ſo lange er darüber keine Gewißheit habe, müſſe er auf ein Glück verzichten, deſſen er allerdings — er bekenne es aus reumüthigem Herzen — ſich auch außerdem gänzlich unwürdig fühle.

Tante Bella blieb dem gutmüthigen Spötter die Antwort nicht ſchuldig.

„Ich will Ihnen mal was ſagen, Holmchen," antwortete ſie, „wenn Sie mich zur Frau nähmen, ſo wäre das wahrlich nicht der dummſte Streich, den Sie in Ihrem Leben begangen hätten. Ich bin freilich nicht ganz ſo ſchön, wie die italieniſche Gräfin, von der Sie uns in ſchwachen Stunden erzählt haben, auch wohl nicht ganz ſo jung; aber Holmchen, Sie ſind, ſeitdem Sie vor fünfundzwanzig Jahren in Rom waren, auch nicht jünger geworden und ſchöner auch nicht."

„Ich rufe alle Götter zu Zeugen dieſes Frevels an!" rief Holm, „nicht jünger! — das gebe ich zu —

aber nicht ſchöner! Tante Bella, ich ſage Ihnen, daß ich ſo ſchön bin, wie ich es nie geweſen!"

„Möglich!" ſagte Tante Bella, „aber, Holmchen, Sie haben trotz alledem nur noch einen Schritt vom Junggeſellen zum Hageſtolz. Beſinnen Sie ſich, ſo lange es Zeit iſt! ich werde nicht ewig auf Sie warten können, denn endlich muß ich doch einmal unter meinen Freiern wählen; ich komme ſonſt am Ende auch noch über die Blüthe meiner Jahre hinaus."

„Holdes Weſen," rief Holm, „hier mein Herz und meine Hand!"

„Und wenn ich Sie nun vor allen dieſen Zeugen beim Wort nähme!" rief Tante Bella mit einem ſcharfen Blick ihrer dunkeln Schmitz'ſchen Augen.

„Ihr Götter!" rief Dr. Holm, die ausgeſtreckte Hand ſo ſchnell zurückziehend und ein ſo komiſch-verblüfftes Geſicht machend, daß Herr und Frau Rupertus, Peter Schmitz und ſelbſt Ottilie lächeln und lachen mußten.

Das Läuten eines vorüberfahrenden Dampfers drang durch die offenen Fenſter in den Gartenſaal. „Nun paſſen Sie auf, mein Herrſchaften, wie die Wellen ſogleich an's Ufer rauſchen werden!" rief Herr Rupertus; „hören Sie wohl! iſt das nicht famos!"

In dieſem Augenblicke ertönte ein ängſtlicher Knaben-

ſchrei von dem Platze her, wo die Böte am Ufer befeſtigt waren.

„Um Gott, wo ſind die Kinder!“ rief Clärchen Münzer aufſpringend.

Carl und Wilhelm waren längſt vom Tiſche aufgeſtanden; Niemand hatte darauf geachtet, daß ſie ſchon ſeit einer halben Stunde den Gartenſaal verlaſſen hatten.

Und wieder tönte der ängſtliche Schrei: Hülfe, Hülfe! durch das Rauſchen der vom Dampfer aufgewühlten Wogen, die ſich jetzt mit Macht zwiſchen den Weiden des Ufers brachen.

Frau Rupertus hatte der Schrecken gelähmt. Todtenbleich, zitternd an allen Gliedern, ſchwankte ſie aus ihrem Stuhl empor, um Tante Bella und Ottilien ohnmächtig in die Arme zu fallen. Aber Clärchen eilte nach der Thür, die Treppe hinab, ihr zur Seite Rupertus und Onkel Schmitz, während Dr. Holm ihnen ſo ſchnell folgte, als es bei ihm ſeiner Lahmheit irgend möglich war.

28.

Der Präſident hatte, als er nach Hauſe gekommen war, einen Brief des Onkels aus Rheinfelden vorgefunden, der ſeinen letzten Zweifel bezüglich des Verhaltens, welches er in der bewußten Familienangelegenheiten zu beobachten habe, hob. Der Alte erklärte mit dürren Worten, daß eine Heirath zwiſchen Wolfgang und Camilla ſein ganz ſpecieller Wunſch ſei und daß es den Betheiligten nicht zum Schaden gereichen ſolle, wenn ſie ſich ſeinen Beſtimmungen bereitwillig fügten. Mit dieſem Briefe in der Hand hatte ſich der Präſident ſodann zu ſeiner Gemahlin begeben und eine lange Unterredung mit ihr gehabt, die von ähnlichen Unterredungen der Art zwiſchen den Gatten ſich weſentlich dadurch unterſchied, daß Beide diesmal vollſtändig „d'accord" waren, wie die Präſidentin mit ſelbſtgefälligem Lächeln bemerkte. Die Präſidentin hatte darauf das Ankleidezimmer ihrer Töchter aufgeſucht, um den jungen Damen gewiſſe Verhaltungsmaßregeln für den

heutigen Abend zu ertheilen; der Präsident war wieder in sein Zimmer gegangen, um mit dem vor einer Stunde eingetroffenen neuen Kammerdiener Jean eine Conferenz zu haben, die fast vertraulich zu nennen war und in welcher die Namen der Frau von Hohenstein — „die Gnädige," sagte Jean — und des Doctor Münzer zu wiederholten Malen vorkamen. Diese Conferenz wurde erst dann abgebrochen, als der gewöhnliche Diener des Präsidenten — mit einem nicht allzufreundlichen Seitenblick auf seinen neuen Kameraden — die angezündete Lampe hereintrug und zugleich meldete: Herr Dr. Münzer sei im Vorzimmer und lasse fragen: ob es dem Herrn Präsidenten genehm sei, ihn zu empfangen?

„Noch einen Augenblick, bis ich klingle;" hatte der Präsident erwidert und dann, als der Bediente sich wieder entfernt hatte, zu Jean gesagt! „es bleibt also dabei. Hundert Thaler, und wenn Sie sich ein Jahr lang gut halten, eine anständige Versorgung in meinen Büreau's; im andern Falle wissen Sie, daß ich Ihre Antecedentien kenne und daß ich Leute, die mir im Wege stehen, unschädlich zu machen weiß."

„Sie sollen mit mir zufrieden sein, Herr Präsident!" sagte Jean, die Hand auf die linke Brust legend; „Sie sollen sehen —"

„Schon gut," flüsterte der Präsident, „ich liebe

die Redensarten nicht. Sie können gehen; dort durch das Nebenzimmer; Doctor Münzer darf Sie in dieſem Augenblicke nicht ſehen."

Der geſchmeidige Jean verſchwand mit lautloſen Schritten durch die Thür, die in das Schlafgemach des Herrn führte, von welchem man wieder auf den Flur gelangte.

Der Präſident drückte die Feder des ſilbernen Glöckchens auf dem Arbeitstiſche.

Der Bediente öffnete die Thür und meldete:

„Herr Dr. Münzer."

„Nun, das iſt ja freundlich von Ihnen;" ſagte der Präſident, dem Eintretenden die ſchmale weiße Hand entgegenſtreckend, und, als Münzer nach einer förmlichen Verbeugung keine Miene machte, dieſelbe zu ergreifen, mit einer anmuthigen Schwenkung den Gaſt auf einem der Fauteuils zum Niederſitzen einladend.

„Keine Freundlichkeit, Herr Präſident," erwiderte Münzer, dem Präſidenten gegenüber Platz nehmend; „nur einfache Höflichkeit, deren Unterlaſſung mich nach dieſer oder jener Seite hin unbequemen Mißdeutungen ausgeſetzt haben würde."

Der Präſident war durch dieſe Antwort, deren diplomatiſche Zurückhaltung er vollkommen zu würdigen wußte, einigermaßen überraſcht. Er hatte von dem

verrufenen Demokraten, den er bis dahin eigentlich immer nur aus der Ferne geſehen, ein ganz anderes Auftreten erwartet. Daß der Verfaſſer von Gedichten, deren gewaltiger Schwung dem trockenen Büreaukraten lächerlich dünkte, der Agitator, deſſen ſtürmiſche Beredtſamkeit dem Manne der Salons immer höchſt überſpannt und bombaſtiſch vorgekommen war, ſo geſchäftsmäßig-kaltblütig ſprechen und eine ſo ruhiggeſellſchaftliche Haltung haben konnte, däuchte ihm ein ſonderbares Räthſel und er betrachtete den ſeltſamen Gaſt mit einer Verwunderung, von der ſich eine leiſe Spur ſogar in den ſonſt ſo theilnahmloſen Zügen ausprägte.

Auch Münzer heftete ſeine ausdrucksvollen Augen forſchend auf den Präſidenten.

Eine Vergleichung der beiden Männer, über deren Geſichter und Geſtalten jetzt das helle Licht der doppelarmigen Lampe ſtrömte, wäre für einen Phyſiognomen nicht ohne Intereſſe geweſen. Es war, als ob ſie nicht zu demſelben Volk, ja als ob ſie nicht in daſſelbe Jahrhundert gehörten. Hier eine feingeſchliffene Glätte, die ein Hauch der Leidenſchaft entweder nie getrübt hatte, oder doch ſicher nicht mehr trüben konnte; dort eine wilde Kraft, die jeden Augenblick die Feſſeln einer erzwungenen Ruhe durchbrechen zu wollen ſchien; hier die lauernde Schlauheit, die jede Bewegung des Gegners

ſorgfältig bewacht, weil ſie weiß, daß ihre einzige Stärke in der Vorſicht und in der feinſten Berechnung der Umſtände liegt; dort ein ſtolzer Muth, der den Kampf des Kampfes wegen liebt und die Gefahr nicht kennt oder verachtet. Den hagern, geſchmeidigen Mann hier mit der ſchmalen, hohen Stirn, dem glattraſirten lächelnden Geſicht, der leiſen ſanften Stimme, der frauenhaft graziöſen Bewegung der langen, weißen, ſorgſam gepflegten Hände konnte man ſich kaum anders als hinter dem grünen Tiſche eines Seſſionszimmers, oder an dem Kamin eines kerzenerhellten Salons mit der Theetaſſe in der Hand in anmuthigem Geplauder mit ordengeſchmückten Herren oder Damen in großer Toilette denken; den Andern mit dem ſtolzen Kopf und dem edelblaſſen Antlitz, aus dem die ſchönen dunkelblauen Augen trotz ihrer Schwermuth ſo groß und kühn blickten, mit der gewaltigen Geſtalt, den breiten Schultern und der hochgewölbten Bruſt, aus der die tiefe, melodiſche Stimme wie aus dem Herzen ſelbſt zu kommen ſchien — man dachte ihn ſich unwillkürlich nur in großen bedeutenden Situationen, vielleicht in keiner lieber, als an der Spitze einer begeiſterten Schaar, die ſich unaufhaltſam auf eine feindliche Batterie ſtürzt. — —

„Sehr gut," ſagte der Präſident, „ſehr gut. Aber Sie werden mir zugeben, Herr Doctor: wenn man

freundlich ist, ohne es sein zu wollen, so ist das doppelte Freundlichkeit."

„Mag sein, Herr Präsident; aber verzeihen Sie: ich glaube nicht, daß Sie diese Zusammenkunft mit dem Redacteur des Volksboten deshalb arrangirt haben, um mit ihm über den Begriff der Freundlichkeit zu philosophiren. Wollen wir nicht sogleich an den geschäftlichen Theil unsrer Aufgabe gehen? Ich vermuthe, daß es sich um unsre Zeitung handelt, die allerdings der Regierung, welcher Sie vorstehen, und Ihnen speciell, besonders in jüngster Zeit, ein Dorn im Auge sein muß.

„Mir speciell? warum mir speciell, mein werthgeschätzter Herr Doctor?" sagte der Präsident in seinem sanftesten Ton. „Etwa weil der Volksbote mir die Ehre erzeigt hat, meine Amtsverwaltung einer längern — und ich darf wohl sagen: fleißigen Kritik zu unterwerfen? Lieber Himmel, dergleichen Annehmlichkeiten sind bei einer höhern Stellung, zumal in einem freien Staatsleben, unvermeidlich.

„In der That;" erwiderte Münzer mit einer Ironie, die zu verschleiern er sich nicht die Mühe gab; „ich gestehe, daß die schwache Wirkung, welche die Artikel „In Praesidentem" auf den Präsidenten von Hohenstein gehabt zu haben scheinen, wenig schmeichelhaft

für den Verfaſſer derſelben iſt. Er glaubte eines Mannes ſcharfe Axt an einen Baum zu legen und ſieht, daß er nicht mehr gethan hat, als ein Knabe, der mit Muſcheln einen Leuchtthurm einwerfen zu können meinte. So wird es Sie, Herr Präſident, denn auch weniger unangenehm, als ich fürchtete, berühren, wenn ich Ihnen mich ſelbſt als den beſchämten Autor dieſer zweckloſen Stylübungen vorſtelle."

„Sie ſagen mir nichts, was mich überraſchte;" erwiderte der Präſident mit ſeinem verbindlichſten Lächeln; „ich werde dem einfach-edlen Styl des Herrn Dr. Münzer nie den Affront anthun, ihn mit dem Gallimathias unſrer gewöhnlichen journaliſtiſchen Sudelköche zu verwechſeln."

„Verzeihen Sie, Herr Präſident, wenn ich noch einmal den Wunſch ausſpreche: möglichſt ſchnell über die Einleitung hinweg zur Sache, wegen derer Sie dieſe Zuſammenkunft wünſchten, zu kommen."

„Wir ſind ſchon mitten darin, Werthgeſchätzter," ſagte der Präſident — und bei dieſen Worten rückte er einen Lampenſchirm auf dem Tiſche ſo, daß der Schatten über ſein Geſicht fiel — „denn eben der Umſtand, daß Sie, ein Mann von dieſem Geiſt und dieſem Wiſſen, ſich ſo gewiſſermaßen auf eine und dieſelbe Stufe mit den Lohn- und Brotſchreibern ſtellen,

und das ſchmerzliche Bedauern, welches dieſer Umſtand in mir und in Perſonen, die höher ſtehen, als wir Beide, hervorgerufen hat — iſt es, was mich nach einer Unterredung mit Ihnen Verlangen tragen ließ, noch bevor Sie die Redaction des Volksboten übernommen hatten."

Münzer machte eine ungeduldige Bewegung in ſeinem Stuhl.

„Ich bedaure, nicht die entfernteſte Ahnung zu haben, worauf dies Alles zielt;" ſagte er kurz und ſcharf.

„Ich hoffe, wir werden uns peu à peu verſtehen," ſagte der Präſident, immer in demſelben leiſen, freundlichen Ton. „Es wäre ja ein halbes Wunder, wenn wir uns von vornherein verſtänden. Das iſt ja eben das Unglück unſrer Zeit, daß eine babyloniſche Verwirrung die Menſchen ergriffen hat und Keiner mehr die Sprache des Andern verſteht, obgleich ſie ſchließlich Alle, wenn auch vielleicht auf andern Wegen und mit andern Mitteln, daſſelbe wollen."

„Sollte der Unterſchied nicht tiefer liegen?" ſagte Münzer, den, ohne daß er es ſelber merkte, die Unterredung zu intereſſiren begann; „ſollte die Verſchiedenheit unſrer Sprache nicht die nothwendige Conſequenz der totalen Verſchiedenheit unſrer Ideen ſein?"

Der Präſident zuckte die Achſeln.

„Ich weiß nicht," ſagte er; „aber es iſt mir bei den leidenſchaftlichen Debatten, die jetzt in der Preſſe, in den Volksverſammlungen, den Vereinen und ſo weiter geführt werden, oft ein Wort eingefallen, das Göthe einmal in Beziehung auf einen, ich erinnere mich nicht, welchen Philoſophen brauchte, deſſen abſtruſer Jargon ihm anfänglich das Verſtändniß der Gedanken deſſelben faſt unmöglich gemacht hatte. — Man muß ſich erſt an ſeine Sprache gewöhnen, ſagte der alte Herr; weiß man aber, daß bei ihm Pferd nicht Pferd, ſondern cavallo, und Gott nicht Gott, ſondern etwa dio heißt, lieſt er ſich bequem und leicht. — Ich glaube, ſo oder ähnlich ſo verhält es ſich auch mit uns. Sie wollen die Wohlfahrt unſeres engeren Vaterlandes, Sie wollen ein einiges, mächtiges, freies Deutſchland; ich will das Eine, wie das Andre; aber Sie wollen das Alles wo möglich heute, und ich, weil ich einzuſehen glaube, daß wir in dieſer ſtürmiſchen Weiſe das Ziel nie erreichen werden, will, daß man keinen dritten und vierten Schritt thue, ohne den erſten und zweiten wohl überlegt zu haben."

Um Münzer's Lippen zuckte ein ſpöttiſches Lächeln.

„Damit es uns gehe," ſagte er, „wie dem ſchnellfüßigen Achilles, der die ſchleichende Schildkröte, die einen Schritt vor ihm voraus hat, niemals einholt, weil

er erſt die Hälfte des Schritts, und von dieſer Hälfte wieder die Hälfte und ſo weiter in infinitum zurücklegen müßte! Nein, Herr Präſident! Schon vor zweitauſend Jahren hat man es eine Thorheit genannt: neuen Moſt füllen zu wollen in alte Schläuche. Das iſt aber das Beginnen der Beſten Ihrer Partei; bemerken Sie wohl, Herr Präſident, der Beſten, denen es wirklich, wie Sie ſagen, um die Wohlfahrt des engeren Vaterlandes und um ein freies, einiges, mächtiges Deutſchland zu thun iſt. Aber die Andern? ſie wollen nichts als den alten Wahn conſerviren, die finſtre Glaubensnacht, in deſſen Dunkel das Menſchengeſchlecht nun ſchon ſo ewig lange rathlos herumgetappt iſt; nichts, als ihre alten Privilegien erhalten, welche die Gleichheit und Brüderlichkeit der Menſchen zu einem Spott und Hohn machen; nichts, als den — alten, unſchmackhaften Moſt, den ſich die Menſchheit, die nicht privilegirte Menſchheit, zum Ekel getrunken hat, weil ſie ihn allzureichlich mit Thränen und Blut und Schweiß gemiſcht fand, in einen zierlichen neuen Schlauch füllen, dem ſie, um die leichtgläubige Menge über den Inhalt zu täuſchen, die ſchönſten, zierlichſten Namen geben. Wir aber, wir ſind entſchloſſen, uns nicht länger mit glatten Worten ſpeiſen und mit ſchönen Phraſen tränken zu laſſen; wir wollen Beſitz neh-

men von dem Erbtheil, das uns nur zu lange vorenthalten iſt; wir wollen das alte Evangelium von der Erlöſung der Menſchheit, deſſen Erfüllung die ſchlauen Prieſter des Mittelalters in ein Jenſeits legten, ſchon hier auf dieſer Erde zur Wahrheit machen, auf dieſer unſrer Erde, aus der, nach den Worten des Dichters, unſre Freuden und Leiden quellen, und die unſre Heimath iſt in jedem Sinn. — Nein, laſſen Sie mich ausſprechen, Herr Präſident! da ich ſo viel geſagt habe, ſo will ich auch noch das ſagen, was mir ſpeciell Ihnen gegenüber noch zu ſagen bleibt. Ich habe Sie in meiner Zeitung angegriffen, ſcharf, mitleidslos angegriffen, nicht, weil ich eine perſönliche Feindſchaft gegen Sie fühlte, von der ich — das mögen Sie mir auf mein Manneswort glauben! — weit entfernt bin; auch nicht, weil ich Ihre Fähigkeiten und Ihre Kenntniſſe bezweifle, denn ich halte Sie, ganz im Gegentheil, für einen in Ihrer Art ausgezeichneten Beamten — ſondern weil ich an Ihrem Beiſpiele zeigen wollte, daß in unſren Tagen keine Wunder mehr geſchehen, daß ein Saulus von geſtern nicht heute ein Paulus werden kann, daß eine Regierung, welche ſich von den alten Vollſtreckern ihrer alten despotiſchen Willkür nicht trennen will oder kann, nicht den Willen oder nicht die Kraft hat, die Revolution durchzuführen, daß unter

ihren Händen der befruchtende Strom ſich elend in dem gierigen Sande des alten, ſterilen Despotismus verlaufen wird."

Während Münzer, hingeriſſen von dem Sturm der Gedanken, die ſeine Seele ſchon ſeit ſo vielen Jahren fortwährend beſchäftigten, mit einer leidenſchaftlichen, nur mühſam gezügelten Heftigkeit alſo ſprach, hatte nebenan in dem Salon der Präſidentin jenes aus durcheinander ſchwirrenden Stimmen und klappernden Theetaſſen eigenthümlich gemiſchte Geräuſch begonnen, durch welches ſich eine größere Geſellſchaft anzukündigen pflegt. Als Münzer, der bei ſeinen letzten Worten von ſeinem Stuhle aufgeſprungen und in ſeiner Aufregung, wie er es zu thun pflegte, in dem Gemache hin- und hergeſchritten war, in die Nähe der Thür kam, die zu dem Salon führte, glaubte er eine Stimme zu vernehmen, deren Klang ihm plötzlich alles Blut zu Herzen trieb. Auch der Präſident hatte dieſe Stimme gehört — der tiefe Schatten, der auf ſein Geſicht fiel, bedeckte freundlich das höhniſche Lächeln, das in dieſem Moment um die ſchmalen blaſſen Lippen zuckte und den ſchnellen lauernden Blick, der aus den klugen, kalten Augen zu Münzer hinüberſchoß.

Münzer wandte ſich wieder zum Präſidenten, der ſich nicht aus ſeiner Stellung gerührt hatte, und nun,

auf den Stuhl, in welchem Münzer geſeſſen hatte, deutend, mit ſeiner ſanften Stimme ſagte:

„Sie müſſen noch einmal Platz nehmen, Werthgeſchätzter, und wäre es auch nur, um Ihren Gegner mit Ruhe anhören zu können. Zuerſt danke ich Ihnen für die edle Aufrichtigkeit, mit welcher Sie ſich über Ihr Verhältniß zu mir ausgeſprochen haben. Obgleich es mir nie in den Sinn gekommen iſt, daran zu zweifeln, daß Sie bei Ihren Angriffen auf mich immer nur von den reinſten Motiven geleitet wurden, ſo iſt es mir doch angenehm, das gleichſam noch aus Ihrem Munde beſtätigt zu hören. Sodann erlauben Sie mir, indem ich an Ihre letzten Worte anknüpfe, eine Bemerkung. Sie glauben nicht an den guten Willen der Regierung und ihrer Organe. Ich will davon abſehen, daß dies Mißtrauen, in dieſem Umfange wenigſtens, nicht berechtigt iſt, will Sie nicht daran erinnern, daß unſer erhabener Souverain noch ganz kürzlich den Officieren des Elitecorps der Armee die Verſicherung gegeben hat, daß er Alles, was er gethan, aus freien Stücken gethan habe — ich will einmal annehmen: es verhalte ſich Alles genau ſo, wie Sie ſagen. Nun aber frage ich Sie auf Ihr Gewiſſen: ſind Sie im Stande, die unbrauchbar gewordenen Räder der Maſchine durch neue, aus beſſerem Stoff zweckmäßiger gearbeitete zu

erſetzen? ſind Sie in der Lage, aus Ihrer Partei das decimirte Beamtenheer neu rekrutiren zu können? Sie ſind es nicht, und wenn ich nicht zufällig der Präſident von Hohenſtein wäre, ſondern einer Ihrer vertrauteren Freunde und Geſinnungsgenoſſen, ſo würden Sie mir zugeben, daß Sie es nicht ſind. Was folgt daraus? daß Sie mit den alten Factoren, die Sie durch keine neuen erſetzen können, rechnen müſſen; daß Sie, in Ermangelung von reinem Waſſer, die Wäſche des Staats noch eine Zeit lang in dem unreinen Waſſer werden waſchen müſſen. Aber wer hindert Sie denn — und hier komme ich zum ſpringenden Punkt der ganzen Frage — wer hindert Sie denn, allmälig friſches und immer friſcheres Waſſer in das alte hineinzuleiten? wer hindert Sie, um ohne Metapher zu ſprechen, ſich an der Regierung zu betheiligen und die Anſtalten und Mittel, die Sie nun einmal vorfinden, zu Ihren Zwecken zu benutzen? Glauben Sie, daß wir uns ſträuben würden, Sie in unſeren Reihen aufzunehmen? Ich kann Sie verſichern, daß dies nicht der Fall ſein würde, daß die Regierung ſich ihrer relativen Mangelhaftigkeit wohl bewußt iſt und nichts eifriger wünſcht, als ſich mit friſchen, jungen Kräften zu ſtärken. Wir drücken jetzt bei Manchem ſcheinbar die Augen zu, aber glauben Sie mir: wir ſehen Alles, ſehr viel mehr wenigſtens,

als wir zu ſehen ſcheinen. Wir kennen ſie ſämmtlich, die hohlen Brauſeköpfe Ihrer Partei, aber wir kennen ebenſo auch die guten Köpfe, die Köpfe, welche einzig und allein in dem Schwarm von Nullen zählen. Es fällt mir nicht ein, Herr Doctor, Ihnen hier plumpe Schmeicheleien ſagen, oder Sie ſonſt durch einen andern Köder, wie etwa Orden und Ehrenſtellen, von Ihren Ueberzeugungen weglocken zu wollen; ich würde mich ſchämen, Ihnen einen Antrag zu machen, den Sie mit Verachtung zurückweiſen würden, aber ſoviel kann und muß ich Ihnen ſagen: wenn Sie der Regierung Ihre große Kraft, Ihre herrlichen Talente, Ihre ausgebreiteten Kenntniſſe widmen wollten — jeder Wirkungskreis, den Sie für ſich in Anſpruch nähmen — er würde Ihnen geöffnet ſein."

Münzer hatte von der letzten Rede des Präſidenten nur den kleinſten Theil gehört, denn in dem Salon nebenan war auf einem Flügel in abgeriſſenen Tacten eine Melodie geſpielt worden, die Münzer nur einmal gehört hatte, um ſie nicht wieder zu vergeſſen, eine Melodie, die wie mit Zaubergewalt ſeine Seele umſtrickte.

Mit einer gewaltſamen Anſtrengung riß er ſich empor.

„Ich danke Ihnen, danke Ihnen ſehr für Ihre

gute Meinung, Herr Präſident," ſagte er zerſtreut; „aber ich meine: wir rücken bei alledem dem Punkte einer gegenſeitigen Verſtändigung um keines Haares Breite näher: Ueberdies höre ich, daß Sie Geſellſchaft haben und muß fürchten, Sie an einer angenehmeren Unterhaltung zu hindern. Erlauben Sie, daß ich mich verabſchiede."

„O nicht doch, nicht doch!" ſagte der Präſident; „es iſt freilich unbequem genug, das Gezwitſcher und Quinquiliren nebenan; aber laſſen Sie ſich dadurch nicht verſcheuchen. Es iſt ja ſo ſelten, daß man einmal ein vernünftiges Wort mit einem vernünftigen Manne ſprechen kann."

Ehe Münzer etwas erwidern konnte, öffneten ſich die beiden Flügel der Thür, ſo daß das helle Licht der Kerzen auf den Kronleuchtern und auf den Conſolen und Tiſchen zuſammen mit dem lauteren Geräuſch der converſirenden Geſellſchaft in das Gemach ſtrömte, und als Münzer ſich mit einem gewiſſen Schrecken umwandte, ſah er Arm in Arm zwei Damen hereintreten, von denen er die eine ältere, ſehr ſtattliche, etwas corpulente, nicht kannte, die andre aber — Münzer kannte ſie nur zu gut — das ſchöne, verführeriſche Weib, deſſen Bild noch eben vor ſeiner Seele geſtanden, aus deſſen Nähe er nur noch eben hatte fliehen wollen!

„Mein lieber Herr Doctor," ſagte die ſtattliche Dame, indem ſie den Arm Antonien's fahren ließ und bis unmittelbar vor Münzer heranrauſchte; „verzeihen Sie die zudringliche Neugier einer Ihrer wärmſten Verehrerinnen, die es nicht über das Herz bringen konnte, den Dichter der Roſamunde hier bei ihrem Gatten zu wiſſen, ohne einen Verſuch zu wagen, ihn perſönlich kennen zu lernen."

Münzer verbeugte ſich ſchweigend und als er ſeinen Kopf wieder emporrichtete, fiel ſein Blick auf Antonie, deren große dunkle Augen mit einem eigenthümlich ſtarren, faſt angſtvollen Ausdruck auf ihn gerichtet waren.

„Wie lange habe ich und meine Töchter uns darnach geſehnt!" ſagte die Präſidentin; „Sie müſſen, ja wahrhaftig Sie müſſen mir erlauben, Herr Doctor, Ihnen meine Mädchen vorzuſtellen."

„Verzeihen Sie, gnädige Frau," erwiderte Münzer, „Sie ſehen, ich bin keineswegs darauf vorbereitet, in Ihrem Salon zu erſcheinen."

„O, lieber Herr Doctor, nur keine Umſtände!" rief die Präſidentin; „wir ſind ganz unter uns, ganz en famille! Nicht wahr, liebe Antonie? nicht wahr, lieber Philipp?"

Und die Präſidentin wandte ſich zu ihrem Gemahl.

Antonie trat an Münzer heran und ſagte ſchnell und leiſe:

„Bleiben Sie; ich muß Sie ſprechen!“ und dann laut: „Thun Sie uns den Gefallen, Herr Doctor! Sie wiſſen: Noblesse oblige! Warum haben Sie eine Roſamunde gedichtet! Machen Sie gute Miene zum böſen Spiel!“

„Ich würde in Ihrem Bleiben eine Beſtätigung des perſönlichen Theils unſrer Unterhaltung erblicken,“ ſagte der Präſident.

„Geben Sie mir Ihren Arm, Herr Doctor, und erlauben Sie, daß ich Ihnen meine Mädchen zeige!“ ſagte die Präſidentin, indem ſie Münzer unterfaßte und in den Salon führte, während der Präſident mit einem geflüſterten: „Bitte, liebe Schwägerin, auf einen Moment!“ Antonien in ſeinem Zimmer zurückhielt.

Münzer war in ſeinem Leben ſehr ſelten in einem ſo glänzenden Salon geweſen, als der war, in den er ſich hier ſo plötzlich gegen ſeinen Willen verſetzt ſah. Aber vergebens ſpähten die vielen Augen, die ſich bei ſeinem Eintritt mit einem Ausdruck ſtarrer Verwunderung oder unverſchämter Neugier auf ihn richteten, nach einem Zug von Verlegenheit oder Befangenheit in ſeinem ſchönen blaſſen Geſicht. Für die Einſichtigeren lag in dieſem Geſicht und vor

Allem in der Haltung der hohen, mächtigen Geſtalt viel mehr Stolz als Demuth, ja in dem Blick der großen, feurigen Augen etwas wie ein glimmender Zorn, der nur einer geringen Veranlaſſung bedurfte, um in hellen Flammen aufzulodern. Und das waren in der That die Gefühle, die Münzer's Herz erfüllten, während die Präſidentin, ohne ſeinen Arm loszulaſſen, ihn den einzelnen Herren und Damen ihrer Geſellſchaft vorſtellte: „General Hinkel von Gackelberg — ein großer Verehrer ihrer Muſe, Herr Doctor — Oberbürgermeiſter Dr. Daſch — ah! die Herren kennen ſich bereits, wie ich ſehe! — Herr Ober-Regierungsrath von Droſte, Herr Regierungs-Aſſeſſor von Wyſe, Herr Referendar von Elvensleben — Herr Baron von Willamowsky — Herr von Brinkmann — aber, wo habt Ihr denn die Damen gelaſſen, ihr jungen Herren? alle geflüchtet, wie die Tauben, natürlich um ſich eine Schnurre von Kettenberg erzählen zu laſſen! Nein, nun hören Sie das Gelächter! Der Kettenberg — der Maler, Herr Doctor — Sie kennen ja ſeine herrlichen Bilder von der letzten Ausſtellung! Er iſt unſer enfant, — enfant terrible, wie ihn meine Aurelie getauft hat. Nichts als Narrenspoſſen im Kopf, aber ein ſo lieber Menſch! — Da ſteckt nun das ganze muntre Völkchen beiſammen. — Wir werden ſie ſchon

in dem andern Zimmer aufſuchen müſſen. Richtig, da ſind ſie! Das iſt meine Camilla, Herr Doctor! Aurelie, wie echauffirt Du nun wieder biſt! Die beiden Fräulein von Hinkel, Fräulein von Droſte — warum iſt denn Ihre Mama nicht mitgekommen, liebe Elfriede? — und da iſt er ja, der Papageno! — Kettenberg, Sie ſollen mir's büßen, wenn Sie allen unſern Mädchen den Kopf verdrehen!"

„Meine gnädige Frau!" erwiderte Kettenberg, — ein ſchöner junger Mann mit glänzend dunklem lockigen Haar, ſchwarzem Schnurr- und Knebelbart — „ich glaube mir dadurch im Gegentheil ein Verdienſt zu erwerben. Die Köpfchen kommen ſo vielleicht an die rechte Stelle!"

„O, Sie loſer Spötter! Wie könnt Ihr Euch das nur gefallen laſſen, ihr jungen Damen! Aber jetzt müſſen Sie mich für einen Moment entſchuldigen, Herr Doctor; ich höre, daß noch eben Jemand kommt."

Und die Präſidentin rauſchte davon, um „ihren lieben, lieben Schwager," den Stadtrath von Hohenſtein zu begrüßen, der ſoeben in den Empfangs-Salon getreten war.

Die Geſellſchaft bei der Präſidentin ſollte heute nicht aus dem Erſtaunen heraus kommen. Die Ankunft des Stadtraths erregte eine kaum minder große

Senſation, als das Erſcheinen Münzer's. Zwar die in das politiſche Parteitreiben Eingeweihten — General Hinkel, Oberbürgermeiſter Daſch, Regierungsrath von Droſte und Andre — wußten, daß der Stadtrath von Hohenſtein ſich in den letzten Tagen mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit aus einem vormärzlichen Liberalen zu einem enragirten Vertheidiger des Thrones und des Altars entpuppt hatte; aber man hatte doch nicht geglaubt, daß die Ausſöhnung des reuigen Sünders mit ſeiner Familie eine ſo vollſtändige ſei, und ſeine Anweſenheit in dem Salon der Letzteren und der überaus herzliche Empfang der Präſidentin drückten daher gleichſam das letzte Siegel auf den neugeſchloſſenen Bund. Der Neophyt hatte ſeine Prüfung beſtanden; er war fortan ein Gleicher unter Gleichen. Das zeigte denn auch das Benehmen der Geſellſchaft. Sämmtliche anweſende Herren, Graf Hinkel an der Spitze, beeiferten ſich, dem Stadtrath die Hand zu drücken, ihm etwas Angenehmes zu ſagen, und der Bediente hätte mit dem Präſentirteller noch lange manövriren können, ehe der Stadtrath zu einer Erfriſchung — deren er in der That zu bedürfen ſchien — gekommen wäre, wenn nicht Camilla, aus dem andern Zimmer herbeieilend, dem Onkel mit ihren eigenen ſchönen Händen die Taſſe gereicht hätte.

„Lieber Onkel! Sie müſſen ſchon einmal mit meiner Bedienung vorlieb nehmen," ſagte Camilla mit holdem verſchämten Lächeln, und hob dann die langen dunkeln Wimpern, um zu dem Stadtrath mit einem Blicke emporzuſchauen, für den Herr von Willamowsky, der ganz in der Nähe ſtand, ſeiner Seelen Seligkeit unbedenklich hingegeben haben würde.

Die Geſellſchaft hatte heute überreichen Stoff der Unterhaltung und Beobachtung; denn es hatten ſich kaum die Wogen des Erſtaunens, welche durch das Erſcheinen des Stadtraths aufgeregt waren, wieder geſänftigt, als der Obriſt und die Obriſtin von Hohenſtein, in ihrem Gefolge die Söhne, der Lieutenant Kuno der Portépée-Fähndrich Odo, in den Saal traten. Nun waren die beiden Letzteren freilich ſtehende Figuren an den Empfangsabenden der Präſidentin, aber die Eltern hatten ſchon ſeit langer Zeit nur immer an den eigentlichen Geſellſchaften, zu denen beſonders eingeladen wurde, Theil genommen, und es war ein ſtadtkundiges Geheimniß, daß die beiden Schwägerinnen ſich gegenſeitig mit dem gründlichſten Haß beehrten. Alſo auch dieſer Schritt konnte nicht ohne Bedeutung ſein, und es war wohl natürlich, daß die Geſchichtenträger und Gebehrdenſpäher, deren die Geſellſchaft genau ſo viel als Perſonen zählte, ſich alsbald mit großem Eifer

daran machte, den myſteriöſen Dingen, die hier vorgingen, auf die Spur zu kommen. Wirklich dauerte es denn auch gar nicht lange, als eine über alle Maßen erſtaunliche Nachricht — man wußte nicht, von wem ſie ausgegangen war — rings in der Geſellſchaft umher von Mund zu Ohr von Ohr zu Mund ging: die Nachricht von der in aller Kürze bevorſtehenden Verlobung Camilla's mit ihrem Vetter Wolfgang, dem Sohne des Stadtraths. Man fand nach einigem Nachdenken in der Anweſenheit ſämmtlicher Mitglieder der Familie eine unumſtößliche Beſtätigung dieſer Nachricht und wußte nun auch, weshalb Antonie ſchon ſeit einer halben Stunde in dem Arbeitscabinet des Präſidenten, jedenfalls zu einem wichtigen geheimen Geſpräch mit dieſem Letzteren, verſchwunden war. Antonie wollte — ſtolz und eigenſinnig, wie man ſie kannte — von einer ſolchen halben Mesalliance — denn Wolfgang's Mutter war und blieb doch immer eine geborne Schmitz — nichts wiſſen, und eine Einhelligkeit Aller, die den Namen Hohenſtein trugen, war bei einer ſo wichtigen Sache, wenn auch nicht unumgänglich, ſo doch auf jeden Fall äußerſt wünſchenswerth. Jetzt erklärte ſich auch — einigermaßen wenigſtens — die ſonſt unerklärliche Anweſenheit des Dr. Münzer. Dr. Münzer — man wußte wiederum nicht, woher die Kunde kam —

war ein vertrauter Freund der Familie Schmitz und war vor Allem lange Jahre hindurch der Lehrer Wolfgang's gewesen. Man wollte dem jungen Hohenstein eine Ehre erweisen, indem man seinen Lehrer ehrte und hatte — eine feine Berechnung — der Sache, um sie nicht gar zu auffallend zu machen, einen halbpolitischen Anstrich gegeben.

Während die Gesellschaft sich in dieser eben so nützlichen wie angenehmen Weise unterhielt und die Bedienten mit den Theebrettern und Kuchentellern und ihrem leisen: Befehlen? geräuschlos durch die Zimmer huschten, hatte Münzer hinreichende Muße gehabt, über die mehr als schiefe Lage, in die er hier gerathen war, nachzudenken. Er hatte sich, sobald er von der Präsidentin befreit war, gesagt, daß er — koste es, was es wolle — ein Haus verlassen müsse, das er nie hätte betreten sollen; daß ein längeres Verweilen in diesen Zimmern ein Hohn gegen seine Ueberzeugungen, ein Verrath an seiner ganzen Vergangenheit sei; und daß er dieses Haus verlassen werde, sobald er Gelegenheit gehabt, Antonien zu sagen: sie solle sich keine Mühe geben, das Spiel von neulich wieder zu beginnen. So lange aber mußte er bleiben. Das stolze Weib sollte nicht glauben, daß er vor ihr fliehe, sollte sich nicht einbilden, ihn zum gefälligen Spielball ihrer souveränen

Laune zu haben. Sie ſollte auch etwas von dem Herzweh erfahren, das ſein Erbtheil war von Kindesbeinen an — ein Erbtheil, welches ſich in den letzten Tagen ſo herrlich vermehrt hatte! — wenn ſie anders ein Herz hatte!

Und Münzer blieb, jeden Augenblick hoffend, Antonie werde wieder zur Geſellſchaft kommen, und mit jedem Augenblick, den er in dieſen Zimmern zubrachte, kam ſtärker und ſtärker ein Etwas über ihn, von dem er ſich keine Rechenſchaft gab, und das ihn doch nicht minder, wie ſein Verlangen, Antonien zu ſprechen, an dieſe Stelle bannte. —

Wenn er die keuſche zarte Empfindung eines Weibes gehabt hätte, ſo hätte er vielleicht gewußt, was dieſes Etwas war und hätte es gefürchtet, wie Emilia Galotti die Luft kannte und fürchtete, die durch die orangedufterfüllten Prachtſäle des Kanzlers Grimaldi ſtrich. Münzer durfte nicht der feinſinnige Kunſtkenner ſein, der er war, wenn die Schönheit der Gemälde, Vaſen und Statuen an den Wänden, auf Conſolen und Piedeſtalen ſein Auge nicht entzücken; nicht der Poet, der er war, wenn die Gegenwart ſo vieler reizender, ja ſchöner Mädchen ihn nicht wie lieblichſte Muſik berühren ſollte. Und wie er ſich jetzt, nachdem er ſich in den hohen, kerzenglanzerfüllten Zimmern umgeſehen, in einem kleine-

ren, lauschigen, ampelerleuchteten Teppichgemach in den schwellenden Sammet eines Sophas sinken ließ, der sich im Kreise um eine Säule zog, auf welcher oben in einem Marmorbecken ein kleiner Springquell plätscherte, — da dachte er an die armselige Hütte, in der er frierend und hungernd zum hagern, düstern Knaben herangewachsen war, und an die schauerliche Winternacht, als sein Vater bleich und kalt und starr auf dem Strohlager lag, und seine kranke, verhärmte Mutter daneben kniete und, wirre, wahnsinnige Worte, die sie für Gebete hielt, murmelnd, den Rosenkranz durch ihre harten, schwieligen, zitternden Händen gleiten ließ, und er, das junge Herz mit namenlosem Jammer und Grausen erfüllt, aus der Hütte in die heulende Nacht hineinstürzte, nach dem Dorfe zu laufen und den Priester zu holen — den alten, guten, mitleidigen Priester, der schon am andern Morgen eine Waise mit sich in seine ärmliche Wohnung führen mußte . . .

„Nun über welchem poetischen Gedanken grübeln Sie, Herr Doctor," sagte der Maler Kettenberg, mit dem Münzer gleich zu Anfang ein paar höfliche Worte ausgetauscht hatte, und der sich nun zu ihm auf das Sopha setzte. „Sollten Sie Mangel an Stoff haben, so kann ich Ihnen vielleicht mit einigen interessanten Vorwürfen dienen. — Da ist zum Beispiel die kleine

Camilla, — Sie werden ſie am beſten als Sirene, vulgo Menſchenfiſcherin, verwerthen können. Ich habe, wie Jeder, der ſie zum erſten Male ſieht, für ſie geſchwärmt, und ſie läßt ſich anſchwärmen, trotz einer, das verſichere ich Sie; aber auf die Dauer ziehe ich ihre Schweſter Aurelie vor, — reines Sommerwetter, ſage ich Ihnen, mit obligaten Regenſchauern, die aber zur Abwechſelung etwas wahrhaft Entzückendes haben. Sie iſt nicht ganz ſo ſchön, wie Sirene Camilla, aber ſie würde, glaube ich, mit einem Manne, den ſie liebte, noch heute Nacht im Nebel verſchwinden, wenn's eben nicht anders ginge — und ich liebe dergleichen Temperamente. Oder wie gefällt Ihnen Fräulein Georgine von Hinkel, die junge Dame dort mit den prachtvollen rothen Haaren, die ſie ſo antik-apolliniſch zu kräuſeln verſteht, und den nicht minder klaſſiſchen, klaſſiſch nackten Schultern und Buſen? Die iſt nun ſchon mehr Phryne oder Laïs; ſie hat mich unter der Hand auffordern laſſen, ſie als Diana im Bade zu malen — auf mein Wort und meine Ehre! — und für wen, glauben Sie? für ihren Bräutigam! Ob ich den guten Jungen als Actäon anbringen ſoll, geziert mit dem Schmuck der Hörner, den ſie ihm jedenfalls auf ſeinen hohlen Schädel ſetzen wird, hat ſie mir nicht dabei ſagen laſſen; auch nicht, ob ſie ſelbſt Modell ſtehen will — das

Letztere vermuthe ich aber. Sie glauben mir nicht? Auf mein Wort und meine Ehre: die Geſchichte iſt wahr. O, ich könnte Ihnen noch andere Dinge aus dieſer ehrenwerthen Compagnie erzählen, von der Ihr harmloſen Gelehrten euch nichts träumen laßt! ich ſage Ihnen: ſtellenweiſe das reine Sodom und Gomorrha!"

„Und weshalb frequentiren Sie eine Geſellſchaft, die Sie ſo gründlich zu verachten ſcheinen?" fragte Münzer.

„Verachten?" ſagte Kettenberg, „hm! ich verachte ſie eigentlich nicht, denn ich meine: wenn andere tugendhafte Leute dies Leben führen könnten, ſie würden es ſchließlich auch nicht anders, oder doch nicht viel anders treiben. Wo einer Pflanze allzureichliche Nahrung geboten wird, ſchießt ſie leicht in geile Triebe, und wo ſie der Nahrung ermangelt, verſchmachtet und verkümmert ſie. Wo Licht iſt, iſt auch Schatten. Wer, wie ich, gründlich den Süden kennt, weiß am Beſten, wie unvermeidlich das iſt. Aber ich liebe nun einmal den Süden und das Licht und all die verteufelte Herrlichkeit einer üppigen Natur. Es liegt mir im Blut, ich kann nicht anders. Und dann, was wollen Sie? Ich bin Maler, kein ſchlechter Maler nach Ihrem eigenen Ausſpruch in Ihren Beſprechungen der letzten Kunſtausſtellung. Eh bien! ich bin nicht ſo geſtellt, daß

ich recta via für die Unſterblichkeit malen könnte. Für wen ſoll ich alſo malen, als für die Götter der Erde, die Reichen und Vornehmen? Wer will denn ſonſt gemalt ſein? und wer kann mich ſonſt bezahlen? Wenn ich aber dieſe Geſellſchaft, die für mich iſt, was das Licht für die Farben, perhorresciren wollte, aus dieſen oder jenen moraliſchen Scrupeln — nun, dann kann ich meine Palette in den Ofen werfen und hingehen und Häuſerwände anſtreichen. Braucht man deshalb ein ſchlechter Menſch zu ſein? Ich habe noch keinem Menſchen, mit meinem Wiſſen, ein Leides gethan und fühle auch nicht die geringſte Neigung dazu. Ich liebe auch die Freiheit, obgleich Sie das nicht glauben werden; aber die Kunſt iſt ein edles Weib, das mir treu geweſen iſt mein Leben lang, und das ich nicht einer Maitreſſe halber, ſie ſei ſo reizend, wie ſie wolle, aufgeben mag. Wie aber die Kunſt neben der Freiheit, neben Eurer Freiheit beſtehen ſoll, das vermag ich, bei Gott, nicht abzuſehen. Ihr wollt den Luxus abſchaffen und die Kunſt iſt ein Luxus. Das gemeine Volk — im beſten Sinne, Doctor! — hat keine Liebe für die Kunſt, kein Verſtändniß der Kunſt. So lange es eine Kunſt giebt, ſind die Höfe der Fürſten ihre Zufluchtsſtätte geweſen. Führen Sie mir nicht die Republiken des Alterthums und des Mittelalters dagegen

na! Ob Einer die Herrſchaft in Händen hat, oder ſich einige Wenige in die Herrſchaft theilen, das kommt ſchließlich auf eins heraus. Perikles plünderte den ganzen Archipel, um die Akropolis zu ſchmücken, und — aber ich ermüde Sie durch mein Geſchwätz und habe mich noch immer meines Auftrages nicht erledigt."

„Ihres Auftrages? an mich? und von wem?"

„An Sie allerdings; und von wem? ja, das iſt ſchwer zu ſagen, eigentlich von der ganzen Geſellſchaft. Wiſſen Sie, nicht direct, ſondern ſo: hören Sie doch einmal hin, Kettenberg! Sie verſtehen das ja meiſterhaft, Kettenberg!"

„Alſo die Scene zwiſchen dem Tempelherrn und dem Kloſterbruder im Nathan!"

„Ha, ha, ha! ſehr gut — das heißt: Sie gäben ein prächtiges Modell zu einem Tempelherrn, wahrhaftig; aber ich, als Kloſterbruder, ha, ha, ha! Der Einfall iſt zu gut!" und Kettenberg wollte vor Lachen ſchier erſticken.

„Aber nun im Ernſt," ſagte er, ſich mit dem Battiſttaſchentuche die Thränen trocknend, „wenn ſich über ſo etwas im Ernſt ſprechen läßt. Ich ſoll Sie ausforſchen, ob unſer gemeinſchaftlicher Freund Wolfgang — ich habe ihn neulich drüben in der Univerſitätsſtadt kennen und ſchätzen gelernt — ein prächtiger

Burſch, auf Ehre! — wirklich die kleine Sirene Camilla heirathen ſoll.“

„Aber ich weiß kein Wort davon!“

„Im Ernſt?“

„In vollem Ernſt!“

„Und glauben auch nicht daran?“

„Es wäre mir ſehr ſchmerzlich, wenn ich's glauben müßte. Aber die Sache ſcheint mir ganz undenkbar. Wolfgang iſt ein ernſter, hochſinniger Menſch; er kann ſich nicht durch ein hübſches Mäskchen blenden laſſen.“

„Meinen Sie, Doctor? ich glaube, das Unglück iſt ſchon manchen ernſten und hochſinnigen Menſchen paſſirt; ja paſſirt, wenn mich meine Erfahrung nicht trügt, denen gerade am leichteſten. Vielleicht hat auch an dieſem Project die Diplomatie der Alten mindeſtens eben ſo viel Antheil, als die Liebe der Jungen. Daß die Sache nicht aus der Luft gegriffen iſt, ſteht übrigens feſt. Die kleine Aurelie, müſſen Sie wiſſen, iſt meine große Freundin und deponirt alle ihre zarteſten Geheimniſſe in den dreimal verſiegelten Schrein meines Herzens. Von Aurelien aber habe ich heute Abend die feierliche Verſicherung erhalten, daß die Sache im beſten Gange ſei. Anderes ſpricht dafür. Mein Freund Willamowsky, der die beſte Ausſicht hatte, ſich an Camilla's Seite vollends zu ruiniren, iſt heute Morgen

mit langer Naſe weggeſchickt und hat ſeitdem ſeinen Gram in diverſen Maibowlen zu erſäufen verſucht, in Folge deſſen nebenbei ſeine Augen noch etwas gläſerner und dummer in die Welt ſtarren, als ſonſt. Auch Vetter Kuno — ebenfalls ein Freier der vielumworbenen Helena — iſt ſeit einigen Tagen in fürchterlicher Stimmung, trotzdem er exorbitantes Glück im Pharao gehabt hat, und ſpricht nur von verdammten Parvenü's, die mehr Glück wie Verſtand haben und ehrlichen Kerlen die beſten Biſſen vor der Naſe wegſchnappen. Und dann iſt es jedenfalls nicht von ungefähr, daß heute Abend ſämmtliche Hohenſteins — ich glaube, zum erſten Mal ſeit zwanzig Jahren — hier verſammelt ſind. Der Stadtrath — ich ſage Ihnen, man überſchüttet ihn mit Liebenswürdigkeiten und Camilla flattert um ihn herum, wie ein Schmetterling um die ſüßeſte Honigblume."

„Hören Sie auf!" rief Münzer, „es iſt genug und mehr als genug! Mir thut das Herz weh von all' dieſer glänzenden Miſère. Ich will fort — mir iſt, als ob dieſe Luft mich erſtickte. Sie wiſſen jedenfalls hier im Hauſe Beſcheid. Kann man durch dieſe Thür auf den Flur gelangen?"

Münzer war aufgeſprungen; Kettenberg fuhr ebenfalls aus ſeiner halb liegenden Stellung in die Höhe.

„Sind Sie ein Feuerkopf!“ rief er, „aber das iſt recht! das ſtimmt zu Ihrem Geſicht! Durch dieſe Thür? Gewiß! Sie führt auf einen langen Korridor und der Korridor bis an die Treppe. Ich hätte große Luſt, mit Ihnen durchzubrennen; aber das darf ich der kleinen Aurelie nicht zu Leide thun. Haben Sie denn Ihren Hut? ja? nun dann: addio, Doctor! wettern Sie Ihren Zorn in ein paar ſchönen Gedichten aus — das erleichtert das Herz. Sie haben ſo lange nichts Poetiſches von ſich gegeben! Addio! halten Sie ſich nur links!“

Münzer drückte dem Maler die Hand und ging durch die Thür, die aus dem Kabinet auf dem Korridor führte, dann den ſehr langen, halbdunklen Korridor entlang bis auf den hell erleuchteten Vorſaal. Als er den Vorſaal durchſchritt, um zur Treppe zu gelangen, begegnete ihm ein ſchwarz gekleideter Diener mit einem Präſentirbret in der Hand. Münzer kam das gelbe lächelnde Geſicht bekannt vor; er wußte aber nicht, wo er es geſehen hatte. Der Mann mit dem gelben Geſicht blieb, als Münzer an ihm vorüber war, ſtehen, ſchnitt eine höhniſche Grimaſſe und murmelte:

„Da läuft er hin, der dummſtolze Kerl! der Gimpel! ſieht weder nach rechts, noch links. Das iſt wieder

ein rechtes Freſſen für meine Gnädige! Aber, ich will's euch einträuken — wartet nur!"

Als Münzer die breite teppichbedeckte Treppe hinabſchritt, hörte er hinter ſich das Rauſchen eines Frauengewandes. Er achtete nicht darauf. Aber das Rauſchen kam näher und als er an der Hausthür, die von einem galonnirten Portier aufgeriſſen wurde, angekommen war, hörte er es ſo dicht hinter ſich, daß er auf die Seite trat, um der Dame den Vortritt zu laſſen. Die Dame die ihr Geſicht mit einem dichten Schleier verhüllt hatte, eilte mit einer Verbeugung an ihm vorüber.

Vor dem Portale hielt ein eleganter, geſchloſſener Wagen, deſſen Kutſcher ſich vergeblich bemühte, die jungen, feurigen Pferde, welche das lange Stehen ungeduldig gemacht haben mochte, zur Ruhe zu bringen. In dem Augenblick, wo die Dame auf den, vom Bedienten geöffneten Schlag treten wollte, bäumte ſich das Handpferd, daß der Bediente nach vorne ſprang und die Dame in augenſcheinlichſte Gefahr gerieth, von dem Tritt herab unter die Räder geworfen zu werden. Münzer ſprang hinzu und fing ſie auf. Sie glitt aus ſeinen Armen auf die Erde und ſagte dann, ſeine Hand ergreifend, raſch:

„Ich bin's — Antonie! Sie wollten mir aus dem Wege gehen; aber Sie ſehen, der Zufall iſt mäch-

tiger als wir. Begleiten Sie mich; ich habe Ihnen Wichtiges mitzutheilen. Wollen Sie?"

Bei dem erſten Ton von Antonien's Stimme hatte ein Schauer der Wonne Münzer's Adern durchrieſelt, und dann war ihm das ſtolze Blut aus dem Herzen nach dem Gehirn geſchoſſen und mit finſterer Stirn ſagte er durch die, wie im Zorn zuſammengepreßten Zähne:

„Ich will es! es iſt beſſer ſo, für Sie und mich!"

Er half Antonien in den Wagen, ſtieg ſelbſt hinein und zog die Thür hinter ſich zu. Der Bediente war ſchon oben auf dem Bock. Der Kutſcher, der jetzt ſeiner Sache ſicher war, hieb kräftig in die Pferde; die feurigen Thiere ſprangen an und der Wagen donnerte über das Pflaſter.

29.

Der Wagen donnerte über das Pflaſter, Straße auf, Straße ab, und noch immer hatte weder Antonie, noch Münzer ein Wort geſprochen. Münzer's Seele war voll Unmuth und Zorn und doch konnte er nicht verhindern, daß die unmittelbare Nähe des ſchönen Weibes, von deren Gegenwart der enge Raum wie von Veilchen- und Roſenduft erfüllt war, ihn mit banger ſüßer Beklommenheit erfüllte. Nur einmal wandte er die Augen zu ihr, die ſich ſo weit als möglich von ihm entfernt in die ſeidenen Kiſſen gedrückt hatte und da ſah er bei dem hellen Lichtſchein, der eben aus einem glänzend erleuchteten Kaufladen in den Wagen fiel, daß ihr ſchönes Geſicht ſehr blaß war und Thränen über das ſchöne blaſſe Geſicht floſſen.

Dann kam es über ihn wie ein ſchwerer ängſtlicher Traum, aus dem man ſich vergeblich emporzuraffen ſucht. Nur wie in einem Traum ſah er die Lichter aus den Häuſern an dem Wagen vorüberfliegen; er

dachte nicht daran, daß ſie die kurze Strecke von dem Präſidialgebäude nach Antonien's Hauſe längſt zurückgelegt haben mußten; er bemerkte nicht, daß der Wagen durch ein enges, vielfach gewundenes Thor donnerte dann leiſe über eine Brücke rollte, dann wieder durch ein Thor donnerte und wieder über eine Brücke rollte, daß anſtatt der langen Häuſerzeilen gartenumgebene Villen den chauſſirten Weg einfaßten — er ſah nichts als das blaſſe ſchöne Geſicht mit den glänzenden Thränen; er hörte nichts als von Zeit zu Zeit ein leiſes Schluchzen — und plötzlich hielt der Wagen.

„Wo ſind wir?“ fragte Münzer.

„Folgen Sie mir;“ erwiderte Antonie, für einen Moment ihre Hand auf ſeine Hand legend.

Der Diener öffnete den Schlag.

„Befehlen gnädige Frau, daß angeſpannt bleibt?“

„Nein — oder doch, bis ich Ordre gebe.“

Vor der mit Weinſpalieren bekleideten Villa war ein Ziergärtchen, in deſſen Mitte ein Springbrunnen plätſcherte. Auf dem Flur des Hauſes empfing die Kommenden Antoniens hübſches Kammermädchen mit einem Lichte in der Hand. Die Kleine warf einen raſchen Blick auf den fremden Herrn; aber ſie mußte ſehr gut geſchult, oder fremden Beſuch bei ihrer Herrin zu ungewöhnlicher Stunde ſehr gewöhnt ſein — wenig-

ſtens verzog ſie keine Miene: öffnete eine Thür, welche der Hausthür gegenüber in ein Gartenzimmer führte, entzündete die Lichter der beiden ſilbernen Armleuchter, die auf einem großen Tiſche in der Mitte des Gemaches ſtanden und entfernte ſich auf einen Wink der Gebieterin ſchweigend, ohne einen zweiten Blick auf den fremden Herrn zu wagen.

Antonie hatte, während das Mädchen die Lichter anzündete, langſam ihre Handſchuhe abgeſtreift, die Kapuze vom Kopf genommen, und Beides auf den Tiſch gelegt; dann, als das Mädchen das Zimmer verlaſſen hatte, ſetzte ſie ſich auf einen der reichgeſchnitzten Stühle, welche um den Tiſch herumſtanden, vergrub ihr Geſicht in den beiden Händen und brach in ein leidenſchaftliches Weinen aus.

Münzer war ſchweigend einige Male auf- und abgegangen; jetzt blieb er vor der Weinenden ſtehen und ſagte in leiſem feſtem Ton:

„Gnädige Frau, wir kommen ſo nicht zu der Klarheit, die uns Beiden, Ihnen wie mir, Noth thut.“

„Sie haben Recht,“ erwiderte Antonie, den ſchönen Kopf in eine Hand ſtützend, während die andre ſchlaff von dem Geſicht auf den Tiſch ſank; „Sie haben ganz Recht.“

Sie ſtarrte düſter vor ſich hin. Plötzlich raffte ſie ſich mit einer gewaltſamen Anſtrengung empor. „Luft, Luft!“ rief ſie; „ich erſticke hier; kommen Sie; „draußen wird mir beſſer werden; draußen werde ich auch ſprechen können — Kommen Sie!“

Aus dem Zimmer führte eine Fenſterthür auf eine Terraſſe, von der Terraſſe gelangte man wenige Stufen hinab in den Garten, in welchem durch das junge friſche Laub mächtiger alter Bäume die Strahlen des Mondes zitterten. Vom Strome her, deſſen glitzernde Waſſer hier und da durch die Büſche blinkten, hauchte Kühlung in die hohen Baumgänge, in denen man noch die Hitze des Tages ſpürte. In den dichten Kronen der Kaſtanien zirpten hier und da verſchlafene Vogelſtimmen, aus einem Hollunderbuſch ſchlug eine Nachtigall in leiſen langgezogenen Tönen. Holder Frieden, ſüße Ruhe erfüllten das trauliche Revier; aber ſie wußten nichts von Ruhe und Frieden, die beiden leidenſchaftlichen Menſchen, die jetzt, vor Aufregung ſtumm, in den dämmrigen Alleen umherirrten.

Nur einmal hatte Antonie Münzer's beide Hände ergriffen und geſagt: „Haben Sie Mitleid mit mir!“ dann waren ſie wieder geraume Zeit ſchweigend nebeneinander hergeſchritten. Vergeblich ſtrebte Münzer den Bann, der ſeine Seele gefeſſelt hielt, zu zerreißen; ſo

oft er das erlösende Wort sprechen wollte, fühlte er, wie sein Herz in ihm zuckte, sein heißes Herz, das nicht erlöst sein wollte, das gebieterisch sein Recht verlangte, sein ewiges, unveräußerliches Recht: an einem nicht minder heißen Herzen zu klopfen, in ein nicht minder heißes Herz all seine Feuersgluthen auszugießen. Wie ein dichter Schleier legte es sich über Alles, was noch vor wenigen Minuten im Saale des Präsidenten so klar in seinem Geiste gewesen war; er empfand nichts mehr von dem Zorn, der ihn erfaßt hatte, als er sich plötzlich wieder in den Banden sah, denen er noch eben erst hatte entfliehen wollen; er wußte nichts mehr, er empfand nichts mehr, als nur das Eine, daß ihn das schöne, blasse, stumme Weib an seiner Seite liebe, daß er sie wieder liebe, und daß er sich in dieser Liebe den Tod trinken werde.

Da blieb Antonie stehen und drückte die Hände gegen die Schläfen. „Ich habe Alles vergessen, Alles;" murmelte sie.

„So lassen Sie's vergessen sein;" sagte Münzer mit apathischer, klangloser Stimme; „was können wir Besseres thun, als vergessen."

„Ich darf nicht vergessen, ich will nicht vergessen; ich muß Ihnen Alles sagen; ich werde wahnsinnig,

wenn ich ſo weiter leben ſoll wie dieſe beiden letzten Tage."

„Wahnſinnig?" ſagte Münzer; „wer bürgt Ihnen denn dafür, daß wir es nicht ſchon Beide ſind?"

„Nein, nein, nein!" rief Antonie leidenſchaftlich; „ich bin nicht wahnſinnig; das, was ich bei Ihrem erſten Anblick empfunden habe, was mich ſeitdem immer und immer verfolgt hat, womit ich eingeſchlafen bin und wieder erwacht bin — mitten in der Nacht — und dann erſt recht klar und unumſtößlich fühlte — das kann nicht Wahnſinn ſein; das iſt nicht Wahnſinn; das Andere iſt Wahnſinn, aber nicht das, nein, nein!"

Antonie war wieder ſtehen geblieben. Durch das Dunkel glänzten die dunkeln Augen von dem Thau eben geweinter Thränen. Münzer ſtarrte mit ſchaudernem Entzücken in dieſe glänzenden Augen.

„Du ſchönes Weib," murmelte er; „Du, viel zu ſchön für dieſe plumpe Erde! was weißt denn Du von dem bunten Wirrwarr und der Noth des Menſchenlebens? könnteſt Du ſo ſchön ſein, wenn Du etwas davon wüßteſt! Und wenn Du dieſe Noth durch mich kennen lernteſt — dann fluche der Stunde, da Du mich geſehen. Aber Du wirſt ſie nicht kennen lernen. Du wirſt morgen lachen, daß Du heute eine Empfindung ſo ernſthaft nehmen konnteſt; und Du haſt recht,

ganz recht. Lachen und ſcherzen und küſſen und ſchön ſein — das iſt Deine Beſtimmung; warum wollteſt Du weinen? Es müßte denn ſein, weil Du weißt, daß Dich die Thränen noch ſchöner machen."

„Das iſt's, was ich erwartete," ſagte Antonie mit leiſer trauriger Stimme, „Sie denken von mir, wie alle Welt, und das — das kann ich nicht ertragen! Ich habe nie nach dem Urtheil der Welt gefragt, habe mich nie darum gekümmert; — was war mir die dumme, alberne Welt! Aber Sie, Sie — ich will ja nichts von Ihnen; ich weiß es ja, daß Sie mich nicht lieben können, nicht lieben wollen; aber verachten dürfen Sie mich nicht. Nein, nein, nicht verachten!"

Und Antonie hob ihre gefalteten Hände flehend zu Münzer empor.

„Ich Sie verachten? welches Recht hätte ich, Sie zu verachten?"

„Ja, Sie thun es; ich weiß, ich fühle, daß Sie es thun. Ich ſah es, als ich Ihnen heute bei meinem Schwager entgegentrat, an dem Blick Ihrer Augen, an dem Zucken Ihrer Lippen; ich hätte auch wiſſen können, daß Sie meiner Bitte nicht Folge leiſten, daß Sie nicht bleiben würden; aber, wenn Sie geblieben wären, ſo würden Sie geſehen haben, daß ich nicht geblieben wäre, daß ich mich nicht zum gehorſamen Werkzeug

meines Schwagers hergegeben hätte; ich ſchwöre Ihnen: es war ein Zufall, daß ich zugleich mit Ihnen die Geſellſchaft verließ."

„Ich verſtehe Sie nicht, gnädige Frau!" erwiderte Münzer, an Antonien's Seite auf einer Bank Platz nehmend; „Sie ſprechen in Räthſeln. Was wollte der Präſident von Ihnen?"

Antonie antwortete nicht. Bei dem Silberlicht des Mondes, das zwiſchen den hohen Bäumen hindurch gerade auf die Bank fiel, auf der ſie ſaßen, ſah Münzer, daß Antoniens ſchönes Geſicht von heftigſter Bewegung faſt entſtellt war, daß ihr Buſen unruhig wogte, ja ihr ganzer Körper zitterte und bebte. Er erfaßte ihre Hand; ſie war kalt.

„Laſſen Sie uns hineingehen," ſagte er; „Ihr leichter Geſellſchaftsanzug und Ihr Shawl ſchützen Sie nicht hinreichend vor der Abendkühle."

„Nein, nein, laſſen Sie uns hier bleiben," ſagte Antonie, indem ſie ihre Hand aus Münzer's Hand zog und ſich dichter in ihren Shawl hüllte; „da drinnen kann ich nicht ſprechen. Hören Sie mich an! Sie wiſſen nicht, was der Präſident von mir wollte? ich will es Ihnen ſagen. Er befahl mir, Ihre Hand, wenn ich ſie einmal hielt, nicht wieder aus der meinen zu laſſen; befahl mir, Sie zu lieben, oder Ihnen wenig-

ſtens Liebe zu heucheln, bis Sie mich wieder liebten, bis Sie ſich mir in blinder Leidenſchaft ganz ergeben hätten, und ich dann — wie er ſich ausdrückte — mit Ihnen und aus Ihnen machen könnte, was ich wollte."

„Befahl Ihnen?" ſagte Münzer; „welche Macht hat der Präſident denn über Sie, daß er Ihnen das befehlen konnte? und wie kommt er darauf, uns — Sie und mich — nur überhaupt in Verbindung zu bringen?"

„Er wußte, daß Sie vorgeſtern Abend bei mir geweſen waren."

„Durch den Obriſt von Hohenſtein?"

„Ja, vielleicht — gewiß aber durch meinen Kammerdiener Jean, den ich noch an demſelben Abend entließ, und der heute im Dienſt des Präſidenten iſt."

„Aber, gnädige Frau, anſtatt mir Klarheit zu bringen, häufen Sie Räthſel auf Räthſel."

„Sagen Sie mir das zum Hohn, oder ſprechen Sie, wie Sie denken?" fragte Antonie, Münzer ſtarr in die Augen ſehend.

„Ich ſpreche, wie ich denke, gnädige Frau."

„Sehen Sie," erwiderte Antonie mit demſelben ſtarren, forſchenden Blick; „ich würde jetzt, wenn ich nur klug wäre, wenn ich ſo wäre, wie die Leute ſagen, daß ich bin, Sie in der guten Meinung, die Sie —

wunderbar genug — von mir haben, beſtärken. Denn Sie ſind gut und großmüthig und edelherzig, und würden mir glauben, wenn ich Ihnen ſage: daß, was die Leute von mir erzählen, Alles erlogen iſt, daß ich keine hartherzige Kokette bin, daß ich nicht einen Mann nach dem andern verrathen habe. Aber ich will die Wahrheit ſagen; nicht aus Furcht vor dem Präſidenten, denn, wenn ich mich vor Verläumdungen fürchtete, ſo hätte ich meinen Kammerdiener nicht entlaſſen; ſondern weil — o, mein Gott, ich weiß es ſelber kaum, warum ich mich ſo vor Ihnen demüthigen muß."

Ein krampfhaftes Schluchzen brach aus Antonien's Bruſt, aber mit einer gewaltigen Anſtrengung kämpfte ſie die Erregung nieder und fuhr in ruhigerem Tone fort:

„Sie haben mir erzählt, wie arm und elend die Verhältniſſe waren, in denen Sie zum Knaben erwachſen ſind, was Sie für Noth und Leid als Jüngling erduldet — ich habe immer wieder daran denken müſſen; ich bin aus dem Schlaf weinend erwacht, weil ich Sie im Traum in einer Schlucht zwiſchen ſchneebedeckten Bergen von Wölfen verfolgt ſah, und ich Ihnen zu Hülfe kommen wollte und nicht aus der Stelle konnte. Aber dann habe ich mir wieder geſagt: er war ein Mann und konnte ſich ſelber helfen, denn er war ſtär-

ker, als die grimmigſte Noth. Ich, ich bin in Reichthum und Pracht geboren und erzogen, nein, nicht erzogen, denn Niemand hat ſich um meine Erziehung bekümmert Ich konnte thun und laſſen, was ich wollte, und ſo bin ich groß geworden, ohne je einen ernſten Gedanken gehabt zu haben, ohne etwas Anderes zu wiſſen, als daß ich reich und ſchön ſei und das Leben genießen dürfe, wie ich konnte und mochte. Schließlich haben ſie mich verheirathet. Herr von Hohenſtein, der eben aus Amerika, wo er zwanzig Jahre lang allen Staaten nacheinander gedient hatte, zurückgekehrt war, gefiel mir beſſer, als die Andern, weil er mir nicht ganz ſo platt ſchmeichelte, wie die Andern und weil er ſo viel geſehen und erlebt hatte und mir das Alles, und beſonders ſein verſchloſſenes, düſtres Weſen ausnehmend intereſſant vorkam, um ſo mehr, als man mir geſagt hatte, daß er früher der Wildeſte der Wilden geweſen ſei. Von Liebe fühlte ich nichts, ich habe keinen Augenblick daran gedacht, ob ich an ſeiner Seite glücklich ſein könne; ich wußte nur, daß wir viel miteinander reiſen würden. Das war die einzige Bedingung, die ich gemacht hatte. Und gereiſt ſind wir denn auch — aus einem Bad in das andre, und keines konnte dem armen Manne die verlorene Geſundheit wieder bringen; und ſo ſind wir umhergereiſt, ein, zwei, drei Jahre lang und mit jedem

Tage wurde er düſtrer und verſchloſſener und ich — nun ich war jung und lebensluſtig und hatte nicht geheirathet, die Krankenwärterin eines Mannes zu ſein, den ich nicht liebte und der auch nicht einmal geliebt ſein wollte. Das hat er mir oft ſelbſt geſagt. Dann iſt er geſtorben. Ich hatte keine andre Empfindung, als daß er nun von ſeinen Qualen erlöſt ſei und ich von der Qual, Zeugin dieſer Qualen zu ſein. Heirathen wollte ich nicht wieder, denn wenn ich die Männer vorher noch nicht verachtet hatte, ſo verachtete ich ſie jetzt. Ich brauchte ſie nur als Spielwerk meiner Laune und — ich ſagte Ihnen ſchon, daß ich keine Grundſätze hatte, als nur den einen: das Leben zu genießen, wie ich konnte und mochte."

Antonien's Stimme zitterte, als ſie das ſagte und ihr Athem flog, als ſie leiſe, haſtig und abgebrochen, wie Jemand, der unter heftigen Schmerzen zu ſprechen gezwungen iſt, flüſterte:

„Ich habe nie an Liebe geglaubt — nie — nie — bis es zu ſpät war."

Sie ſeufzte tief und ſtrich ſich mit der Hand über Stirn und Augen, dann erhob ſie ſich. Münzer war ihr gefolgt.

„Wir wollen hineingehen," ſagte ſie.

Aber ſie gingen nicht hinein; ſie ſtreiften wieder

durch die dämmrigen Alleen, ſtumm und rathlos, weil Beide fühlten, daß das letzte Wort noch nicht geſprochen ſei, und Keines den Muth hatte, dies letzte Wort, das Wort, das ſie auf immer trennen oder vereinigen mußte, zu ſprechen.

Endlich ſagte Münzer — und ſeine tiefe Stimme bebte —:

„Antonie, hören Sie mich ruhig an. Laſſen Sie uns groß denken und handeln. Das iſt ſchwer, aber es iſt denn ſchließlich doch das Leichteſte. Sie lieben mich; Sie haben mir eben, indem Sie mir die Geſchichte Ihres unſeligen Lebens erzählten, einen Beweis dafür gegeben, wie ihn vollwichtiger ein Weib nicht geben kann. Und ich, Antonie, ich ſage Ihnen: ich habe immer an Liebe geglaubt, doch, daß die Liebe, an die ich glaubte, möglich ſei, — das weiß ich erſt, ſeit ich Sie geſehen. Aber trotz alledem haben Sie Recht: — es iſt zu ſpät, für Sie und für mich. Ich kann nicht abtrünnig werden von meinen heiligſten Ueberzeugungen; ich kann nicht fürder für Gerechtigkeit kämpfen, wenn ich ſelbſt nicht gerecht bin; wenn ich für mich ſelbſt nicht anerkenne, was ich die Andern lehre, daß jeder Menſch ſich beſcheiden muß, damit die Andern auch zu ihrem beſcheidenen Theil von Glück kommen. Sieh, Antonie, wenn ich der maßloſen Leidenſchaft, die

mich zu Dir zieht, folgte, ſo würde ich die Hütte niederbrennen, in der mein Weib und meine Kinder wohnen. Ich liebe mein Weib nicht, wie ich Dich liebe, dennoch liebe ich ſie; ich liebe meine Kinder nicht, wie ich weiß, daß ich ein Kind lieben würde, das Du mir geboren hätteſt — dennoch liebe ich ſie. Ich muß mich beſcheiden, beſcheide Du Dich auch."

Münzer konnte Antonien's Geſicht nicht ſehen, denn der Mond war hinter eine Wolke getreten und hohe Bäume überſchatteten den Ort, wo ſie ſtanden, aber er hörte ihr leiſes Schluchzen. Eine unendliche Wehmuth erfaßte ihn; ſeine Augen wurden heiß, ſeine Bruſt dehnte ſich, als wollte ſie zerſpringen:

„Antonie!"

Das ſchöne leidenſchaftliche Weib lag in ſeinen Armen und ihre heißen Küſſe begegneten ſich.

Da tönte der helle ſcharfe Ton der Glocke eines in der Nähe des Ufers vorüberbrauſenden Dampfers durch die ſtille Nacht. Erſchrocken riß ſich Antonie von Münzer los und eilte — ſie wußte ſelbſt kaum, was ſie that — tiefer in das Dunkel des Gartens hinein; Münzer ſtand da mit hochklopfendem Herzen; ihm war es, als ob die eherne Zunge ihn in die Welt und zu ſeiner Pflicht zurückriefe.

Und in dieſem Augenblicke gellte durch das Rau-

ſchen der Wogen am Ufer ein Angſtruf, wie eines Ertrinkenden: Hülfe, Hülfe!

Mit drei Sätzen war Münzer an der hölzernen Stacketthür, die wenige Schritte von der Stelle, wo er zuletzt mit Antonien geſtanden hatte, aus dem Garten auf den Uferweg führte. Er ſah ein kleines Boot in den Wellen ſchaukeln, in dem Boote ein paar kleine Knaben, die in hülfloſer Angſt die Arme ausſtreckten und in dem Moment kam eine noch größere Welle, das Boot tanzte und ſchwankte und — der eine der Knaben ſchoß mit dem Kopf vorüber in den brauſenden Strom.

Mit einem Ruck ſeiner ſtarken Arme hatte Münzer das ſchwache Gitter zerbrochen. Im nächſten Moment ſtand er bis an die Bruſt im Waſſer — und da tauchte wenige Schritte von ihm entfernt ein Kopf und ein Arm hervor, um ſogleich wieder zu verſchwinden. Mit einigen mächtigen Schlägen war Münzer über der Stelle, wo der Knabe verſunken war, und da dicht vor ihm tauchte es wieder auf; Münzer ergriff das Kind, und als er es ſchwimmend aus dem Waſſer hielt, ſah er beim bleichen Schein des Mondes entſetzt das todtblaſſe, verzerrte Geſicht ſeines eigenen Sohnes, ſeines Kindes, deſſen freundliche blaue Augen ihn noch vor wenigen Stunden ſo froh und zärtlich angelächelt hatten.

Mit der Kraft der Verzweiflung ſtrebte Münzer dem Ufer zu; er fühlte Boden unter ſeinen Füßen; er richtete ſich auf, den Knaben hoch emporhaltend, — der zarte Körper hing ſchlaff und regungslos in ſeinen Armen.

Münzer ſtand auf dem Ufer; — es war die höchſte Zeit. Der feſte Boden ſchwankte unter ihm; wie durch einen dichten Nebel ſah er mehrere Geſtalten auf ſich zukommen; er hörte oder glaubte einen Schrei zu hören: Mein Kind! mein Kind! Dann ſauſte es wie eine furchtbare Windsbraut in ſeinen Ohren; es wurde Nacht um ihn und in ihm, und ohnmächtig ſank er zuſammen.

30.

Wie ſehr der Stadtrath auch darnach verlangte, ſich mit ſeinem Sohne definitiv zu verſtändigen, ſo war es doch erſt am Morgen des folgenden Tages, daß er ſich zu einer Unterredung von ſolcher Wichtigkeit entſchließen konnte. Geſtern hatte er nicht mehr in die rechte Stimmung kommen können. Nichts deſtoweniger hatte er den Reſt des Tages eifrig benutzt, um die Angelegenheit weiter zu bringen, ja, er hatte ſie im Grunde ſo weit gebracht, daß ſein Sohn, wenn er den Vater nicht geradezu Lügen ſtrafen wollte, genau ſo handeln mußte, wie der Vater es wünſchte. Und das war eben die Abſicht des Stadtraths geweſen. „Ich muß ihm mit einem fait accompli imponiren; wenn er nicht mehr zurückkann, muß er vorwärts.“

So hatte er ſich denn nicht geſcheut, in dem Beſuch, welchen er unmittelbar nach der Unterredung mit ſeiner Gattin, ſeinem Bruder, dem Obriſten, abſtattete, zu erklären, daß es von je Wolfgangs eifrigſter Wunſch

geweſen ſei, Officier zu werden, und daß er (der Vater) nur in Rückſicht auf das geſpannte Verhältniß mit ſeinen Brüdern dieſem Wunſch nicht gewillfahrt habe. Bei der Zuſammenkunft mit dem Präſidenten geſtern Nachmittag hatte er, unter dem Druck gänzlicher phyſiſcher Abſpannung und der Furcht vor einer möglichen Weigerung ſeines Sohnes, freilich „von einigen leicht zu beſeitigenden Scrupeln" geſprochen, die Wolfgang noch bezüglich ſeiner künftigen Carrière habe; dafür hatte er aber am Abend beim Präſidenten, wo ſeine Stimmung durch den günſtigen Empfang wieder gehoben war, dem General Hinkel, dem Baron Willamowsky und ebenſo den anderen Herren im Vertrauen mitgetheilt, daß ſein Sohn die Juriſterei, für die er nun doch einmal bei ſeiner entſchiedenen Neigung für ein freieres Leben nicht tauge, an den Nagel hängen und des Königs Rock anziehen werde. Die vertraulichen Anfragen Einzelner, ob denn an dem Gerücht einer Verlobung zwiſchen ſeinem Sohne und Fräulein Camilla etwas ſei, hatte er mit einem diplomatiſchen Lächeln erwidert, und mit der Präſidentin in einer längeren Unterredung ſich über die Schritte, die in dieſer für beide Theile gleich wichtigen Angelegenheit demnächſt zu thun ſeien, vollſtändig geeinigt.

Das war nun Alles wohl recht gut; aber das

Schwerſte blieb noch übrig. Herr von Hohenſtein hatte das in dieſem Augenblick doppelt drückende Bewußtſein, daß er von jeher mit ſeinem Sohne in den wenigſten Fragen — und in den wichtigſten am wenigſten — übereingeſtimmt hatte. Und doch hing von dieſer Uebereinſtimmung jetzt geradezu Alles ab.

„Wenn er nun Nein ſagt;“ fragte ſich der Stadtrath, während er ſein Zimmer abſchloß, um ſich zu ſeinem Sohne hinaufzubegeben, und bei dieſem Gedanken kam eine Zaghaftigkeit über ihn, die alles ſchon Errungene wieder in Frage zu ſtellen ſchien. Aber die Zeit drängte; in einer Stunde konnte — der geſtrigen Verabredung gemäß — die Präſidentin mit ihren Töchtern kommen, um ſich nach dem Befinden des lieben Kranken zu erkundigen. Bis dahin mußte Alles geordnet ſein. Der Stadtrath nahm alle ſeine Kraft zuſammen — das hohe Spiel, das ſich bis jetzt ſo glücklich angelaſſen hatte, mußte zu Ende geſpielt werden.

Während ſo von allen Seiten an dem feinen Netz, in welchem ſich Wolfgang fangen ſollte, von klugen Händen eifrigſt geflochten und geſchürzt war, hatte der Ahnungsloſe ſich die Einſamkeit ſeiner Krankenſtube mit den freundlichſten Bildern geſchmückt. Das Gefühl des durch die kurze Krankheit neu gekräftigten Lebens vereinigte ſich mit dem für ein junges, reines

Gemüth ſo ſüßen Bewußtſein, zu lieben und geliebt zu werden, um ſeine Seele mit einer Heiterkeit zu erfüllen, wie er ſie ſeit ſeinen Kinderjahren nicht wieder empfunden hatte. Die Zukunft erſchien ihm, wie dem rüſtigen Wanderer von der Höhe des Berges ein ſchönes ſonniges Land erſcheint, an deſſen Anblick er ſich nicht ſättigen kann und von dem er zum Voraus überzeugt iſt, daß ihm in dieſem lieblichen Revier die reizendſten Abenteuer begegnen müſſen. Zwar iſt es mit ſeiner Kenntniß des Weges ſo ein eigen Ding. Er hat ſogar eine unbeſtimmte Ahnung, daß dieſer Weg gar nicht ſo leicht zu finden ſein dürfte, daß er in Folge deſſen mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen, manche Hinderniſſe zu überwinden haben wird. Aber dies reizt nur noch mehr. Iſt er doch jung, iſt er doch voll Muth und Kraft — da muß ſich ja alles Andre — und beſonders der Weg, der unbekannte Weg — von ſelber finden!

Freilich, wenn Wolfgang zurückblickte auf ſein vergangenes Leben, ſchien eine ſo ſanguiniſche Auffaſſung der Zukunft wenig gerechtfertigt. Seine Jugend war ſehr freudlos geweſen; nur zu oft war er ſchmerzlich an den tiefen Riß erinnert worden, der die Klaſſen der Geſellſchaft in ebenſo viele feindliche Heerlager ſcheidet, denn dieſer Riß war mitten durch ſeine Familie, ach!

und wie oft mitten durch ſein Herz gegangen! Wie oft hatte er von ſeinem Vater den Hochmuth ſeiner vornehmen Verwandten verwünſchen hören, die ihn in den Bann gethan hätten, weil er kühn genug geweſen ſei, dem Zuge ſeines Herzens frei zu folgen; wie oft hatte er die Mutter klagen hören, daß ſie ſich von den Ihrigen getrennt ſehe, die ſie doch ſo ſehr liebe und die dieſe Liebe ſo ganz verdienten. Wie oft hatte er ſich gelobt, ſein ganzes Leben der Verſöhnung ſo unberechtigter, ſo grauſamer Gegenſätze zu weihen! Und wenn er, der durch ſeine Geburt mitten in dieſe Gegenſätze geſtellt war, die Liebe der jungen Ariſtokratin und die Achtung der ganzen ariſtokratiſchen Sippe gewann und dabei doch ſeinen freiſinnigen Grundſätzen, ſeinem Streben, das ganz auf eine Reform der Geſellſchaft im Sinne der Freiheit und Brüderlichkeit gerichtet war, treu blieb — wenn er durch ſein Leben, durch ſein Handeln, durch ſeine Erfolge bewies, daß man ein bürgerlich ſchlichter Mann ſein und dabei doch die adelig feinen Sitten ſchätzen und pflegen könne — war er da nicht auf dem beſten Wege, ſein jugendlich begeiſtertes Gelöbniß zu erfüllen, ſo weit es eben in ſeiner ſchwachen Kraft lag? war er, wenn er dies erſtrebte, dies erreichte, nicht im vollen Einklang mit der Zeit, dieſer brauſenden, toſenden Zeit, deren wilde Wellen ſich ja doch ſchließlich

zu dem ruhigen Spiegel einer höheren Bildung und Gesittung sänftigen mußten?

Ein leises, fast schüchternes Klopfen unterbrach den Jüngling in diesen friedlichen Meditationen. Ohne Zweifel war es die Mutter; sie hatte sich merkwürdiger Weise diesen ganzen Morgen noch nicht sehen lassen; sie sollte ihn schlafend glauben, und erstaunen, wenn sie, hereintretend, ihn vollständig angekleidet mitten im Zimmer in dem alten Lehnstuhle sitzen sah. Das Klopfen wurde wiederholt — aber lauter, ungeduldiger. „Herein!" sagte Wolfgang, sich unwillkürlich von dem Stuhle erhebend und auf die Thür zugehend.

„Du bist es, Vater!"

„Ich bin's, mein Sohn!" sagte der Stadtrath, indem er Wolfgang mit großer Zärtlichkeit umarmte; „Du hast mich seit einigen Tagen nicht gesehen, Du böser Junge; aber wer heißt Dich auch jedesmal, so oft Dein Vater Dich zu besuchen kommt, in einem so krankhaft tiefen Schlaf liegen. Nun, nun! Du bist ja wieder wohl auf. Das freut mich herzlich. Aber setze Dich, mein Junge; setzen wir uns; ich bin auch angegriffen, sehr, sehr! Es ist eine heiße Zeit und man kommt nicht zu Athem."

„Du siehst in der That recht abgespannt aus, Vater;" sagte Wolfgang, wieder auf dem Armstuhl

Platz nehmend, nachdem der Vater ſich wenige Schritte von ihm auf das Sopha geſetzt hatte. „Wie ſieht es denn in der Stadt und draußen in der Welt aus? ich bin wahrhaftig ſeit meiner Rückkehr von Rheinfelden, ja, und auch eigentlich ſchon, ſeitdem ich in Rheinfelden war, außer allem Zuſammenhang mit den öffentlichen Angelegenheiten.“

„Weil uns die Angelegenheiten unſres eignen kleinen Lebens ſo ganz in Anſpruch nahmen? he?“ ſagte der Stadtrath lächelnd; „nun, nun, brauchſt nicht ſo roth zu werden, mein Junge! Ueber kurz oder lang hätte ich es ja doch erfahren, und ich geſtehe Dir ganz offen, das es mir lieb, ſehr lieb iſt, es gerade jetzt erfahren zu haben.“

Wolfgang war durch dieſe nicht mißzuverſtehenden Worte des Vaters in eine ſprachloſe Verlegenheit geſetzt. Er hatte ſeinem Vater von Jugend auf ſo fremd gegenüberſtanden; kaum jemals war ein herzliches, vertrauliches Wort zwiſchen ihnen gewechſelt worden; — und jetzt ſah er den Vater auf einmal im Beſitz des Schlüſſels zum Geheimniß ſeiner Geheimniſſe. Zum erſten Male in ſeinem Leben hatte Wolfgang ein Gefühl des Unmuths gegen ſeine Mutter. Warum hatte ſie dem Vater das geſagt? und ohne ihn vorher zu

fragen, ohne ihn auf dieſe Scene vorzubereiten? Es war nicht Recht von der Mutter.

Der Stadtrath war ein viel zu kluger Mann, als daß er ſich nicht die verwirrten Mienen, den halb düſtern, halb ſcheuen Blick ſeines Sohnes richtig hätte deuten können.

„Wir haben einen Fehler wieder gut zu machen, lieber Wolfgang," ſagte er, „und ich meines Theils habe mit Freuden dieſe Gelegenheit dazu ergriffen. Wir hätten ſchon früher bedenken ſollen, daß wir von der Natur zur gegenſeitigen Freundſchaft, zum gegenſeitigen Schutz und Trutz, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, beſtimmt ſind, und hätten nicht vergeſſen ſollen, daß Vertrauen, offenes, rückhaltloſes Vertrauen die Baſis eines ſolchen Bundes iſt. Indeſſen iſt noch nichts verloren; ich konnte Deiner lieben Mutter neidlos den vollen Schatz Deines Vertrauens gönnen, denn was bisher zwiſchen Euch verhandelt iſt, wird wohl von einer weiter greifenden Bedeutung ſchwerlich geweſen ſein. Aber jetzt ſteht die Sache anders. Du biſt im Begriff, mit einem Schlage die Bahn Deines ganzen Lebens in die Zukunft hineinzuzeichnen, und ich kenne Dich zu gut, um nicht zu wiſſen, daß Du Dich mit dem erſten Schritt auf dieſer Bahn zu allen übrigen verpflichtet erachten wirſt. Hier tritt der Vater, hier muß der Vater in ſeine

Pflichten, in ſeine Rechte treten. Du wirſt die väterliche Freundeshand, die ſich Dir voll herzlicher Liebe entgegenſtreckt, nicht zurückweiſen — nicht wahr, mein Sohn?"

Der Stadtrath hatte das in einem ſo weichen Ton geſagt, die tiefe Bewegung ſeiner Seele lag ſo ſichtbar auf ſeinem ausdrucksvollen Geſicht, daß Wolfgang die dargebotene Hand des Vaters mit einer Rührung ergriff, an welcher — ihm ſelbſt freilich unbewußt — die aus der Krankheit zurückgebliebene Nervenſchwäche einen nicht geringen Theil hatte.

Der Stadtrath triumphirte; er hatte ſich den Sieg nicht ſo leicht gedacht. Er beglückwünſchte ſeinen Sohn über die Wahl, die er getroffen, um ſo mehr, als dieſelbe nicht nur von keiner Seite auf einen Widerſtand ſtieße, ſondern von allen Seiten gewünſcht, befürwortet und als ein Akt der Verſöhnung zwiſchen den ſo lange getrennt geweſenen Geſchwiſtern betrachtet würde. Lachend ſagte er:

„Ihr Guten glaubet Euch ganz unbeobachtet, während Ihr in dem ſchönen Rheinfelder Park Sonne, Mond und Sterne anſchwärmtet; aber wir Alten hatten ſchon längſt die Köpfe zuſammengeſteckt und waren einig, ehe noch Eure Herzen einig waren. Und weißt Du, wer ſich von Anfang an am allermeiſten für das

junge Pärchen intereſſirt hat? der Großonkel ſelbſt. Ich glaube, der alte Herr würde untröſtlich ſein, wenn — was Gott verhüten wolle! — ſein Lieblingsprojekt aus einem oder dem andern Grunde nicht zu Stande käme; und nicht blos untröſtlich, ſondern, wie das bei ſeiner heftigen Natur erklärlich genug iſt: ſehr zornig, ſo zornig, daß —"

Der Stadtrath ſchwieg und ſtrich ſich mit der Hand über die Stirn. Er hatte bemerkt, daß Wolfgang's Geſicht während des letzten Theils der Unterredung einen weniger freundlichen Ausdruck angenommen hatte. In der That fühlte ſich der Zartſinnige durch dies Hereinbrechen einer ſpürenden, beobachtenden, hinter ſeinem Rücken Pläne ſchmiedenden Welt in das ſtille und, wie er glaubte, Allen unbekannte Heiligthum ſeiner Liebe peinlich genug berührt. Dennoch unterdrückte er ſeine Empfindlichkeit und ſagte mit einem, allerdings etwas gezwungenen Lächeln:

„Ich verſichere Dich, lieber Vater, daß ich meinestheils durchaus nicht die Abſicht habe, den Zorn des Großonkels auf uns herabzurufen, und ich glaube kaum, daß Camilla in dieſem Punkte anders denkt."

„Nun, das iſt ja recht ſchön, recht ſchön," ſagte der Stadtrath, „der Großonkel hat über die Bedingung,

an deren Erfüllung Deinerseits er seine Einwilligung geknüpft hat, bereits mit Dir gesprochen, nicht wahr?"

„Der Großonkel? eine Bedingung?" erwiderte Wolfgang erstaunt.

„Hm, hm, das wundert mich. Aus einem Briefe vom Großonkel, den ich gestern Morgen erhielt, glaubte ich schließen zu dürfen, daß Ihr Euch über diesen Punkt vollständig verständigt hättet. Hat der Großonkel niemals über gewisse Pläne mit Dir gesprochen, die er für Deine Zukunft, für Deine zukünftige Carrière gemacht hat?"

„Er hat allerdings wiederholt darauf hingedeutet, daß er, wie er sich ausdrückte, Etwas mit mir im Sinne habe; ich habe das aber immer nur für einen allgemeinen Ausdruck seines Wohlwollens für mich ohne eine bestimmte Nebenbedeutung genommen."

„Hm, hm! in dem Briefe hat er diesen Plan ganz bestimmt formulirt. Ich bin mit diesem Plane um so mehr einverstanden, als ich denselben schon vor Jahren selbst in Angriff genommen hätte, wenn damals die Verhältnisse so günstig gewesen wären, wie sie es jetzt sind."

„Aber, lieber Vater, welches ist denn dieser geheimnißvolle Plan?" fragte Wolfgang, dem die Wen-

dung, welche das Geſpräch genommen hatte, mit jedem Augenblicke peinlicher wurde.

„Kein anderer," erwiderte der Stadtrath mit einer halb empfundenen und halb affectirten Feierlichkeit, „als daß wir Alle Dich gern das Handwerk ergreifen ſähen, das meiner Anſicht nach eines Edelmanns einzig und allein würdig iſt, das alle Hohenſteins viele Generationen hindurch mit ganz wenigen Ausnahmen geübt haben, das ich ſelbſt geübt habe und das ich nur Deiner Mutter zu Liebe und auch dann noch mit tiefſtem Schmerz aufgegeben habe — das —"

„Ich ſoll Saldat werden," rief Wolfgang, der bei den letzten Worten des Vaters aufgeſprungen war und mit großer Erregung im Zimmer auf- und abging.

„Officier, wenn Du erlaubſt."

„Nimmer — nimmermehr!"

Der Stadtrath hatte dieſe Weigerung mit zu großer Beſtimmtheit erwartet, als daß er durch dieſelbe irgend wie hätte überraſcht ſein können. Nichtsdeſtoweniger hielt er es für zweckmäßig, eine Miene halb der Verwunderung, halb des Schmerzes anzunehmen und mit gepreßter Stimme zu ſagen:

„Und darf ich fragen, weshalb mein Sohn einen Beruf verſchmäht, dem ſo viele ſeiner Vorfahren angehört haben?"

„Ich bin nicht darauf vorbereitet, Dir auf dieſe Frage eine befriedigende Antwort zu geben, Vater;“ erwiderte Wolfgang; „mein ganzes Leben, wenn Du willſt, iſt die Antwort darauf. Ich bin groß geworden in der Verehrung des Wahren und Rechten, in der Abneigung gegen alle Anmaßung, alles Unrecht. In jeder Bevorzugung eines Standes aber vor dem andern ſehe ich eine tiefe, ſchmerzliche Wunde unſerer ſocialen Zuſtände. Welcher Stand aber iſt durch eine tiefere Kluft von der übrigen Geſellſchaft getrennt, als gerade der Officierſtand? in welchem Stande iſt die Ueberlieferung mittelalterlich verſchnörkelter Begriffe, abſurder, ſchädlicher Vorurtheile ſo lebendig, wie in dem Officierſtand? in welchem Stande hat in Folge deſſen Jemand, der, wie ich, mit freien Menſchen brüderlich leben möchte, ſo wenig Ausſicht, ſich behaglich und befriedigt zu fühlen, als gerade im Officierſtand? Nein, nein, Vater, in dieſem Stande zu leben, würde mein Unglück ſein, wie es Dein Unglück geweſen iſt.“

„Mein Unglück?“ ſagte der Stadtrath empfindlich; „ich hätte das Unglück, Officier zu ſein, ſehr gern ertragen; ich habe, wie Du weißt, ſehr wenig Sympathie für Deine neumodiſchen, ſchwärmeriſchen Ideen.“

„Möglich, Vater, aber Du haſt ein Herz, und Dein eigen Schickſal iſt der beſte Beweis, daß man in

jenem Stande kein Herz haben darf. Weshalb wollte man nicht, daß Du meine Mutter heiratheteſt? weil ſie nicht adelig und nicht reich war! Was haben der Adel und der Reichthum mit der Liebe zu thun? Weshalb mußteſt Du Deinen Abſchied nehmen? weil Du einem Stande nicht angehören wollteſt, in welchem jede beſte Regung unſerer Natur dem Moloch eines falſchen Ehrbegriffs geopfert wird. Vater, Du kannſt mir nicht zumuthen, ein Handwerk zu ergreifen, das zu allen übrigen Gewerben in eine ſo ſchiefe, ſo verhängnißvoll ſchiefe, ſo unhaltbare Lage gerathen iſt."

„Ich habe Dich ausſprechen laſſen, lieber Wolfgang," erwiderte der Stadtrath mit einer Ruhe, welche die bleichen Wangen und der düſtre Ausdruck der Augen Lügen ſtraften; „nun höre auch Du mich gelaſſen an. — Was Du da mir eben geſagt haſt, beweiſt mir nur, wie unrecht ich gethan habe, daß ich nicht ſchon viel früher verſuchte, meinen Einfluß — den Einfluß eines allerdings nicht eben gelehrten, aber nüchternen und verſtändigen Mannes — bei Dir Geltung zu verſchaffen. Du biſt ſo in eine Richtung hineingerathen, die mich für das Glück Deiner Zukunft mit den ſchwerſten Sorgen erfüllt, in dieſelbe Richtung, in welcher ich jetzt alle jene Menſchen thätig ſehe, die, wie Dein Onkel Peter, um ihre ſocialen Utopien durch-

zuſetzen, alle beſtehenden Verhältniſſe unter die Füße treten. Doch verlieren wir uns nicht in theoretiſche Dispüte, die doch zu keinem Reſultat führen, und halten wir uns an den vorliegenden Fall. Die Sache iſt nun ganz einfach die: Wenn Du auf den Wunſch des Großonkels, der auch unſer Aller Wunſch iſt, eingehſt, ſo haſt Du — ganz abgeſehen davon, daß Du in ſpäteſtens einem Jahre Officier und alſo im Stande biſt, Camilla zu heirathen — die ſichre Hoffnung, ja, ich darf wohl ſagen, die Gewißheit, den alten Herrn entweder ganz oder doch jedenfalls zum größten Theil zu beerben, das heißt, mit einem Schlage und mühelos ein Vermögen zu erhalten, um das ſich Andre ihr Leben lang vergeblich abarbeiten. — Verſchmähſt Du aber, was Dir das Glück mit offenen Händen bietet, ſo haſt Du nicht die geringſte Ausſicht, Camilla jemals die Deine zu nennen, denn der Großonkel iſt, wie Du ſehr wohl weißt, nicht der Mann, ſich ungeſtraft beleidigen zu laſſen. Er wird unwiderruflich ſeine Hand von Dir abziehen und die Andern werden ſeinem Beiſpiele folgen. Dann biſt Du wieder, was Du warſt, ehe Du nach Rheinfelden gingſt; ein armer Student, der keine beſſeren Chancen für das Leben hat, als der Sohn von jedem beliebigen Gevatter Schneider oder Handſchuhmacher, der mit ſaurem Schweiß ſo viel er-

übrigt hat, um ſeinen Jungen auf die Univerſität ſchicken zu können."

„Immer noch beſſer," murmelte Wolfgang, „als ein Apoſtat ſeiner Ueberzeugungen werden."

Der Stadtrath erhob ſich von dem Sopha und ſagte in ruhigem Ton, aber mit bleichen, vor Aufregung zitternden Lippen:

„Nun wohl! folge Deinen Ueberzeugungen! bringe Deinen Ueberzeugungen Dein eigenes Glück, das Glück des Mädchens, das Dich liebt und das Du zu lieben vorgiebſt, zum Opfer. Und wenn Dir das noch nicht genug des Opfers iſt, dann tröſte Dich mit dem heroiſchen Gedanken, daß Du Deinen Vater vom ſchmählichen Verderben hätteſt retten können, und ihn, Deinen Ueberzeugungen zu Liebe, nicht gerettet haſt."

Er bedeckte ſich das Geſicht mit den Händen und ging nach der Thür.

Wolfgang eilte ihm nach und vertrat ihm den Weg.

„Um Gotteswillen, Vater, was heißt das?"

„Laß mich!" ſagte der Stadtrath; „was liegt Dir an dem Schickſal Deines Vaters!"

„Vater, ich beſchwöre Dich: geh' nicht ſo von mir! vergiß, was ich geſagt habe! laß mich nicht mit dem gräßlichen Vorwurf auf dem Gewiſſen hier zurück!

Sprich Dich ganz aus! Du kannſt mir vertrauen; ich bin nicht der unbeſonnene Knabe, für den Du mich nach meinen Reden halten magſt. Ich bin kein Undankbarer, den das Schickſal ſeines Vaters gleichgültig läßt. Ich beſchwöre Dich, Vater: ſage mir, was Du auf dem Herzen haſt!"

Wolfgang hatte den Vater nach dem Sopha gedrängt, und blickte ihn, ſich zu ihm ſetzend, mit ſeinen treuen und klugen Augen angſtvoll an.

„Ich danke Dir, mein Sohn, für Deine Theilnahme," ſagte der Stadtrath mit dumpfer und bewegter Stimme; „ich weiß, daß Du gut biſt, und was ich vorhin ſagte, das fuhr mir nur ſo heraus und ich bitte Dich deshalb um Verzeihung. Ich wollte mich, wenn es möglich war, aus dem Spiel laſſen, um der Freiheit Deiner Entſchließung keinen Zwang anzuthun, aber es hat nicht ſein ſollen. So muß es denn doch geſagt ſein. Ich bin ruinirt, Wolfgang. Meine Angelegenheiten ſtehen ſo, daß, wenn ich nicht Unterſtützung finde, ich den Gerichten meinen Banquerut anzeigen muß. Eine ſolche Schande aber kann ich und werde ich nicht überleben. Und doch ſehe ich keinen Ausweg, als nur den einen: Ausſöhnung mit dem Onkel auf Rheinfelden, dem Einzigen, der mir helfen kann und der dem Vater ſeines Erben, ſeines erklärten Günſtlings, helfen wird.

Wenn Du seinem dringenden Wunsche, den er gegen mich, gegen meine Brüder schriftlich in der bestimmtesten Weise geäußert hat, folgst, so kannst Du füglich die Hälfte seines Vermögens als Dein Eigenthum betrachten, und so kommt in Wahrheit mir die Rettung von dem, von welchem ich mich am liebsten gerettet sehe, von Dir, meinem lieben Sohn."

Der Stadtrath hatte sich in eine Rührung hineingesprochen, die ihm die Thränen aus den Augen trieb. Er umarmte schluchzend seinen Sohn. Wolfgang war auf's tiefste bewegt.

„Lieber Vater," sagte er leise und fest, „zähle auf mich; man kann schließlich in jeder Lage ein ehrlicher Mann sein und bleiben; aber ich wüßte keine Lage, in der mich das Bewußtsein, meinen Vater in seinem Unglück verlassen zu haben, nicht zur Verzweiflung treiben würde. Und nun noch Eins, lieber Vater, weiß die Mutter von Deiner Situation?"

„Nein, und sie darf es auch nicht wissen."

„Das meine ich auch; sie hat jetzt so schon Kummer genug, und ich fürchte die Aussicht, mich dereinst mit Epauletten zu sehen, wird gerade nicht zu ihrer Beruhigung beitragen. Davon weiß sie doch?"

„Ja; ich sagte es ihr gestern schon."

„Dachte ich's mir doch, daß sie irgend etwas auf

dem Herzen habe, was ſie mir nicht mittheilen konnte oder wollte! Deshalb hat ſie ſich den ganzen Morgen noch nicht bei mir ſehen laſſen. Wollen wir ſie aufſuchen?“

„Mit Vergnügen, mein Herzensjunge,“ ſagte der Stadtrath; „ich ſehe, Du biſt à quatre épingles und kannſt in jedem Salon erſcheinen. Stütze Dich auf meinen Arm, und wäre es auch nur, der Mutter die Freude zu machen, uns Arm in Arm in ihr Zimmer treten zu ſehen. Komm, mein Junge!“

Und der Stadtrath, als er den Arm des Sohnes mit freundlicher Aufmerkſamkeit in den ſeinen legte, lächelte — eines Spielers Lächeln, der mit fieberhafter Angſt das Rollen der Scheibe verfolgt hat, und nun die Nummer rufen hört, auf die er ſeine letzten Goldſtücke ſetzte.

31.

Sie fanden Margareth nicht in ihrem Zimmer; Urſel ſagte, ſie glaube, die gnädige Frau ſei im Garten.

Der große Garten hinter dem Hauſe erſtreckte ſich weit zwiſchen den Hintergebäuden der Nachbarhäuſer bis an die Stadtmauer. Haus und Garten gehörten — wie beinahe die ganze Straße — dem benachbarten Kloſter, und der Stadtrath konnte ſich über ſeine Miethsherren in keiner Weiſe beklagen. Sie nahmen einen ſehr mäßigen Zins, hatten ihn im Laufe von zwanzig Jahren um keinen Heller geſteigert und bekümmerten ſich ſo wenig um ihre Miether, daß der Stadtrath gelegentlich, ohne Widerſpruch fürchten zu müſſen, von „ſeinem Hauſe“ ſprechen konnte. Aber auch Wolfgang, deſſen früheſte Erinnerungen ſich mit dieſem Hauſe verknüpften, kam nie der Gedanke, daß Andere in dieſen Räumen ſchalten und walten könnten, und was Margareth anbetrifft, ſo hatte ſie Wolfgang noch vor Kurzem verſichert, ſie wüßte nicht, wie ſie weiter leben ſolle,

wenn ſie einmal gezwungen wäre, von ihren Garten ſich zu trennen. In der That war der Garten ihr Lieblingsaufenthalt, wo ſie während der guten Jahreszeit faſt alle Stunden, in welchen das Wetter es erlaubte, zubrachte. Schon am früheſten Morgen — und dann am häufigſten — konnte man ſie im Sommer zwiſchen den Blumenbeeten und in den ſchattigen Gängen langſamen Schrittes und die Hände leicht unter dem Buſen gekreuzt auf- und abwandern ſehen. Das waren Margarethens glücklichſte Stunden. Die weiche balſamiſche Gartenluft war die rechte Atmoſphäre für ihr weiches, liebevolles, liebebedürftiges Herz. Hier konnte ſie ungeſtört ihren Phantaſien nachhängen, konnte ſich von dieſer rauhen, harten, mitleidsloſen Welt wegträumen, weit, weit weg in beſſere Regionen, wo es ſich nicht immer nur um Mein und Dein handelt, wo Menſchen lieben dürfen und geliebt werden, ohne zu fragen, wie ihr Soll und Haben dabei ſteht. Und niemals flüchtete Margareth lieber in das grüne, ſchattige Revier, als wenn ſie einen Kummer hatte, der ſich in den kühlen, engen Stuben drückend ſchwer und ſchwerer auf ihr Herz legte. Hier, zwiſchen ihren Roſen und Nelken, athmete ſie leichter, hier löſte ſich der dumpfe Schmerz in Wehmuth auf, hier konnte ſie Thränen finden und mit den Thränen jene ſtille de-

müthige Reſignation — das letzte Zufluchtsmittel von Natur ſchwacher oder durch ein hartes Schickſal in ihrer Kraft gebrochener Naturen.

Margareth war in ſolchen Stunden wie ein verwundeter Vogel, der ſich ſcheu in die Ackerfurche und unter die Halme ſchmiegt und ſich, wenn es ſein muß, ſtill zu Tode blutet. Seit geſtern hatte ſie dies todtmüde Gefühl einer unheilbaren Verwundung nicht mehr verlaſſen. Wolfgang's Liebe zu Camilla war ihr ein unumſtößlicher Beweis, daß auch in ihres Sohnes Herzen, das ſie ſo genau zu kennen, ſo ganz zu beſitzen glaubte, ein Etwas lebe, das ſie nicht begreifen, mit dem ſie nicht ſympathiſiren konnte; und in dem Plane, ihn in eine militairiſche Laufbahn zu drängen, ſah ſie die Vollendung des Triumphes, den jene ſtolzen unheimlichen Hohenſteins über ſie, die arme Buchdruckertochter, feierten. Dem Hochmuth dieſer Familie hatte ſie die eigene Ruhe, das Glück eines ſtillen, friedlichen Lebens geopfert; jetzt ſollte auch der Sohn, ihr einziger heißgeliebter Sohn von ihr geriſſen werden, um dieſer Familie, den ſelbſtſüchtigen Intereſſen dieſer hochmüthigen Menſchen zu dienen. Hatte ihr nicht Peter vor Jahren ſchon vorausgeſagt, daß es ſo kommen würde? daß der Adel wie eine Flamme ſei, die nur vom Raube lebe? und daß ſie weder ſich noch ihre Kinder aus dieſer

Flamme würde retten können? Damals, als der Lieutenant Arthur von Hohenſtein ihr auf den Knien ſchwur, daß er ſie mehr als Rang und Stand und Reichthum, mehr als ſein Leben liebe, hatte ſie der mahnenden Stimme des Bruders ihr Ohr verſchloſſen; ſeitdem aber war ihr von Jahr zu Jahr die herbe Wahrheit jener Worte klarer und klarer geworden, und ſeit geſtern wußte ſie, daß die Prophezeiung buchſtäblich in Erfüllung gegangen ſei. War es ihr doch, als ob ſich ſeit geſtern zwiſchen ihr und dem geliebten Sohne eine Scheidewand aufgethürmt habe; als ob ſie jetzt ganz allein ſtehe in der Welt, ein Fremdling in dem Hauſe ihres Gatten, ein Fremdling in dem alten Hauſe in der Ufergaſſe. Nein, nicht dort ein Fremdling! Ihr Bruder Peter würde ſie nie verleugnen, ihre Schweſter Bella würde ſie in ihrer Heftigkeit wohl einmal hart anlaſſen, aber zu jeder Zeit bereit ſein, den letzten Biſſen mit ihr zu theilen, wie in der alten, längſt vergangenen Zeit; und jetzt war ja auch noch das holde Mädchen da, das ihr in den wenigen Stunden ſo lieb geworden war. Aber ſie durfte ja ihre Verwandten nicht lieben; ſie durfte ja keine Verwandte haben, ſie durfte ja nicht durch Familienſentimentalität die Pläne ihres Gatten verwirren!...

„Ehem, hem!“

Margareth blickte erſchrocken an der hohen, mit Weinſpalieren bekleideten Gartenmauer empor, aber ſie mußte in all' ihrem Schmerze lächeln, als ſie gerade über ſich den alten Köbes ſah, der ſich mit beiden Armen auf den oberſten Rand lehnte, und wie es ſchien, ſtarr in den blauen Himmel nach den langſam ziehenden weißen Wolken blickte. Margareth und Köbes waren ſehr gute Freunde; es war auch nicht das erſte Mal, daß Nachbar Köbes in dieſer Weiſe das Intereſſe, welches er an der ſchönen ſtillen Frau nahm, bethätigte.

„Guten Morgen, Nachbar," ſagte Margarethe.

Köbes ſchaute noch einmal, die Augen mit der flachen Hand bedeckend, nach den Wolken aus, als ob die Stimme, die er gehört, von dorther gekommen ſein müſſe, und dann erſt in den Garten und auf Margareth hinab.

„Gehts gut?" ſagte Köbes.

„Ganz gut," erwiderte Margareth.

„Der Junge?"

„Auch gut."

Köbes ſchüttelte den Kopf, als ob er dieſe Behauptung ernſtlich bezweifle.

„Falſch angeſpannt;" ſagte er.

Margareth blickte fragend zu dem wunderlichen alten Mann hinauf.

Köbes deutete mit dem Daumen der rechten Hand über die linke Schulter in eine Richtung, in welcher wahrscheinlich Rheinfelden lag und sagte:

„Hohensteins sind Hohensteins."

Darauf verschwand er von der Mauer mit einer Geschwindigkeit, welche die Sprossen der Leiter, auf der er gestanden hatte, knacken machte.

Margareth wußte nicht recht, was der alte Freund mit seiner letzten geheimnißvollen Aeußerung gemeint haben möchte, aber die Ursache seines plötzlichen Verschwindens wurde ihr klar, als sie sich umwandte und ihren Gatten Arm im Arm mit ihrem Sohne den Weg an der Mauer heraufkommen sah. Arm in Arm! so hatte sie die Beiden noch nie gesehen; der Anblick gab ihr einen Stich in's Herz; ihr Gatte hatte jetzt ihre Stelle eingenommen; sie war vertrieben aus dem Heiligthum ihrer Liebe; sie war nichts mehr.

Wolfgang machte sich von dem Arme des Vaters los und eilte der Mutter entgegen, um sie mit der vollen Zärtlichkeit seines warmen, von dem Nachklang der Unterredung mit seinem Vater noch bebenden Herzens an seine Brust zu schließen.

Es bedurfte nur dieses einen vollen Sonnenblickes

der Liebe, um die ſtarre Hoffnungsloſigkeit, die ſich der armen Frau bemächtigt hatte, in Freudenthränen aufzulöſen. Sie verbarg ihr Geſicht an ihres Sohnes Bruſt und ſchluchzte leiſe: „Behalte mich nur lieb, Wolfgang, dann mag geſchehen, was da will.“

Der Stadtrath trat herzu.

„Guten Morgen, Gretchen,“ ſagte er, ihre Hand ergreifend und ſie mit der ihm eigenen ritterlichen Anmuth an die Lippen führend; „das hätteſt Du wohl nicht geglaubt, daß wir Beide Dich hier überraſchen würden? Aber ängſtige Dich nur nicht des Wolfgangs wegen. Ich ſagte Dir ja: wir Hohenſteins haben eine zähe Natur. Geſtern halb todt, und heute wie ein Fiſch geſund. Iſt's nicht eine Freude zu ſehen, wie ſchnell ſich der Junge erholt hat!“

„Aber wollen wir nicht lieber hineingehen?“ fragte Margareth mit einem freundlichen Lächeln die Galanterie ihres Gatten erwidernd; „ich fürchte, es dürfte dem Wolfgang doch zu viel werden.“

„Durchaus nicht, Mütterchen,“ ſagte Wolfgang; „im Gegentheil, der ſchöne warme Sonnenſchein, dies Singen der Vögel, dieſe milde weiche Luft — das Alles thut mir unendlich wohl. Wir wollen, wenn es Dir recht iſt, hier noch ein wenig auf- und abgehen. Dein Eden hat ſich ja, ſeitdem ich es zuletzt geſehen,

ſo herrlich verändert! Damals ſah es noch ziemlich dürftig aus; jetzt grünt und blüht ja Alles, daß es im Park von Rheinfelden nicht ſchöner iſt.“

„Ha, ha, ha!“ lachte der Stadtrath; „im Park von Rheinfelden! — Deinem Eden! damit darf ſich freilich Nichts vergleichen. Aber Du haſt Recht: der alte Park iſt wundervoll, ächt ariſtokratiſch, trotz ſeiner Verwilderung. Es wird Dir da auch ſchon gefallen, Gretchen, wenn aus den Fenſtern zwiſchen den Stuckſchnörkeln nicht mehr der alte Grisbart herausſchaut, und Wolfgang und Camilla das Regiment im Schloſſe führen. Brauchſt mich nicht ſo ängſtlich anzuſehen, Gretchen! Wolfgang und ich haben uns vollkommen ausgeſprochen. Seine Wahl hat meinen vollen Beifall und die Zuſtimmung aller ſeiner Verwandten — was braucht's da der Geheimniſſe, wie damals, als ich auf Freiersfüßen ging. Ha, ha, ha! ja, Gretchen, das war freilich ganz etwas Anderes, romantiſcher allerdings, aber doch auch verteufelt unbequem. Hier iſt Alles plan und klar; hier weiß Jeder, was er will und ſoll; es iſt im Grunde die einfachſte Sache von der Welt. Und auch über den Punkt, der Dir ſo bedenklich ſchien, Gretchen, habe ich mit dem Wolfgang geſprochen. Wolfgang iſt ein braver Junge, der zu ſeinem Vater hält und ſeine eigenen Liebhabereien zu

vergeſſen im Stande iſt, wenn es ſich um das Wohl und Wehe ſeiner Familie handelt. Deine Bereitwilligkeit ſoll Dich nicht gereuen, mein Junge! Es lebt ſich wahrhaftig nicht ſo ſchlecht als Officier, notabene, wenn man einen ſo kräftigen Rückhalt hat, als Du ohne Zweifel an dem Alten haben wirſt und ebenſo an dem Präſidenten, deſſen ganz ſpecielles Intereſſe ja iſt, Dich in jeder Weiſe zu pouſſiren. Und was Deine Liebhabereien betrifft, Deine Bücher, Dein Klavier — du lieber Himmel: wer hat denn ſo viel Zeit, ſich mit dergleichen abzugeben, als ein Officier und — Goethe oder Schiller — ich weiß es wirklich nicht gleich, — aber Einer von den Beiden ſagt einmal: Es hat in der heutigen Geſellſchaft Niemand eine ſo günſtige Poſition, wie ein gebildeter Officier — oder ungefähr ſo. Aber, mein Himmel, ich glaube gar: wir bekommen da ganz unerwartet den reizendſten Beſuch. Wahrhaftig: meine Schwägerin und die Mädchen!“

Der Stadtrath war — trotzdem der ganz unerwartete Beſuch genau zur verabredeten Stunde eintraf — freudig überraſcht; Margareth fing an zu zittern und Wolfgang hatte ſichtbar genug die beſcheidene Feſtigkeit, durch die ſein Auftreten vor dem vieler junger Männer ſeines Alters ſich ſonſt vortheilhafteſt auszeichnete, verloren. Deſto ſicherer ſchien die Präſidentin

ihrer Sache zu ſein. Schon von weitem gab ſie durch Mienen und Gebehrden zu erkennen, daß ſie Alles wiſſe, mit Allem einverſtanden ſei und jetzt komme, dies durch einen öffentlichen Act zu conſtatiren; ja ſie eilte ihren Töchtern um mehrere Schritte voraus und ſchloß mit ſtürmiſcher Zärtlichkeit erſt Margareth, dann den Stadtrath und endlich Wolfgang in ihre Arme — den letzteren mit den Worten: mein lieber, lieber Sohn! Camilla folgte mit bewunderungswürdigem Tact und zarteſtem Verſtändniß der Situation dem von der Mutter gegebenen Beiſpiel.

„Bravo, bravo!“ ſagte der Stadtrath; „die lieben Kinder! aber laſſen wir das zärtliche Pärchen ſich ungeſtört ausſprechen. Sie werden ſich eine Welt zu erzählen haben. Treten wir Andern unterdeſſen in dieſe Laube. Unſer Pärchen wird ſchon ein anderes verſchwiegenes Plätzchen ausfindig machen.“

Wolfgang und Camilla ließen ſich dieſe Erlaubniß nicht zweimal geben. Schon im nächſten Augenblick waren ſie allein und eilten Arm in Arm tiefer in den Garten, der mit ſeinen ehrwürdigen Bäumen, durch deren dichtes Laubdach kaum hier und da ein Strahl der Sonne drang, mit ſeinen hohen blühenden Büſchen, in denen die Vögel zwitſcherten, für Liebende, welche die Einſamkeit ſuchten, wie gemacht war. Wolfgang

hatte über der Nähe des geliebten Mädchens alle Sorgen und Zweifel vergeſſen, die noch vor wenigen Minuten ſein Herz bedrückt hatten; ja dieſe Sorgen und Zweifel trugen jetzt nur dazu bei, ihm das Bewußtſein, dies holde Geſchöpf zu lieben, von ihr geliebt zu werden, doppelt köſtlich zu machen. Und wahrlich! auch ein kälteres Herz als das Wolfgang's hätte von Camilla's traumhaft ſchöner Erſcheinung hingeriſſen werden können. Sie war dem Jüngling noch nie ſo wunderbar, ſo unbegreiflich herrlich erſchienen. Mit einem Entzücken, das ſich mit jedem Augenblicke ſteigerte, hingen ſeine trunkenen Augen an dieſem Weſen, an das die Natur mit launiſcher Zärtlichkeit all' ihre reizendſten Formen und Farben verſchwenderiſch ausgeſtrömt hatte. Welche Zärtlichkeit ſtrahlte aus den lichtbraunen, von dunkelſten Wimpern überſchatteten Augen! welcher Liebreiz ſpielte um dieſe feinen Lippen, um dieſe edlen, jetzt vom zarteſten Roth durchhauchten Wangen! Wie rundlich und zierlich waren die Finger der kleinen, ſchmalen Hand, von der ſie, als ſie Seite an Seite auf einer Bank unter den ſchattigen Kaſtanien ſaßen, den Handſchuh abſtreifte! wie ſtimmte der Fuß, den ſie jetzt, als Wolfgang ſo eifrig darauf blickte, ſo ſchnell unter das Gewand zurückzog, mit der ſchmalen, kleinen Hand! wie weich und fein war dieſer jungfräuliche Leib, um den Wolf-

gang mit traulicher Zärtlichkeit ſeinen Arm ſchlang! wie muthete ihn der ſanfte Klang dieſer Stimme an! Es waren nur wenige Worte, mit denen ſie die leidenſchaftlichen Ergüſſe ſeiner Beredtſamkeit erwiderte, und einem unbefangenen Hörer würde es ſchwerlich entgangen ſein, daß unter dieſen wenigen Worten kein einziges war, welches auf ein reicheres geiſtiges Leben ſchließen ließ. Aber der Liebende denkt in jenen ſeligen Stunden, in welchen die Liebe, wie ein üppiger Frühlingstag, in ſeinem Herzen blüht und duftet und ſingt, an dergleichen Kleinigkeiten ſo wenig, wie das Kind daran denkt, daß die lebhaften Wechſelreden, die es mit ſeiner Puppe führt, einzig und allein von ihm ſelbſt geführt werden, und daß die Puppe, die geliebte, unartige, artige Puppe ein lebloſes ledernes Ding iſt, das nicht fühlt, nicht denkt und mit ihren dummen Porzellanaugen Ja und Nein blickt, wie das Kind es eben will . . . . . .

Unterdeſſen waren von den Andern der Stadtrath und die Präſidentin nicht lange in der Laube geblieben. Der Präſidentin war eine kleine Spinne über die Hand gelaufen und Spinnen waren ihr ein Gräuel; der galante Stadtrath ſchlug der Schwägerin eine kleine Promenade vor; Aurelie erklärte, der Tante, die ſich etwas abgeſpannt fühlte, in der Laube Geſellſchaft

leiſten zu wollen. Die beiden Erſteren waren kaum fort, als Aurelie ſich mit Lebhaftigkeit zu Margareth wandte und ihre Hände ergreifend, in leiſem Tone ſagte: „Ich liebe Sie ſehr; Sie haben ſo gute treue Augen; vertrauen Sie mir!“

„Von Herzen!“ ſagte Margareth, nicht wenig verwundert, ja einigermaßen erſchrocken über dieſe Anrede, und dennoch mit der Bereitwilligkeit des Furchtſamen und Verlaſſenen die Freundſchaft, die ihr geboten wurde, dankbar annehmend.

„Ich bin ein wenig leichtfertig,“ ſagte Aurelie, noch näher an Margareth heranrückend und ihr mit den lebhaften Augen ſcharf in das Geſicht ſehend, „wenigſtens ſagen es Alle, und ich glaube es auch. Das heißt: ich bin gern luſtig und tanze für mein Leben gern; aber ich meine es gut, und wenn ich Jemand lieb habe, dann kann ich für ihn durch's Feuer gehen, wenn es ſein muß.“

„Das iſt brav!“ ſagte Margareth, die in dieſem Punkte wenigſtens mit ihrer neuen jungen Freundin ſympathiſirte; „Sie ſind ein liebes gutes Kind.“

„Finden Sie?“ ſagte Aurelie; „meine Mutter verſichert mich ſeit einiger Zeit täglich das Gegentheil.“

„O!“ ſagte Margareth.

„Ja, und weshalb?“ fuhr Aurelie, immer eifriger

und leiſer ſprechend, fort; „weil ich nicht ſo ſchmeicheln kann, wie Camilla und meine Meinung gern gerade-heraus ſage, wie heute Morgen. — Wenn der Wolfgang Camilla wirklich ſo übermenſchlich lieb hat, ſo wird er ja ſchon von ſelber kommen, ſagte ich; aber ihm ſo in's Haus laufen unter dem Vorwand, uns nach ſeinem Befinden zu erkundigen, das halte ich nicht für beſonders tactvoll, ſagte ich. Na, liebe Tante, ich will Ihnen offen geſtehen: Ihr Wolfgang iſt ja gewiß recht gut und er iſt ja auch ſo weit recht hübſch; aber er iſt mir zu gelehrt und zu geſetzt, enfin: mein Geſchmack iſt er nicht. Das thut aber nichts zur Sache. Ich gönne ihm von Herzen eine gute Frau und Camilla" —

Aurelie zuckte die runden weißen Schultern (auf denen die Mantille durchaus nicht haften wollte) und ſchürzte die rothen küßlichen Lippen.

„Iſt nicht gut? nicht wahr: ſie iſt nicht gut?" ſagte Margareth angſtvoll.

„Wie man's nehmen will," erwiderte Aurelie, die Mantille in die Höhe ziehend; „ich zanke mich oft mit ihr. Nun das kann wohl vorkommen, es wäre ja auch langweilig, wenn man immer derſelben Meinung wäre, aber, wenn ich dann ſage: Camilla, wir wollen uns wieder vertragen, ſo ſchweigt ſie, oder ſagt auch ja!

aber im Herzen vergiebt ſie mir nicht. Und dann iſt ſie verſteckt, ſo daß eigentlich Niemand weiß, was ſie im Schilde führt, ich glaube, ſelbſt nicht einmal die Mama."

„O, mein Gott, mein Gott!" ſeufzte Margareth aus der Tiefe ihres geängſtigten Herzens.

„Was haben Sie, liebe Tante?" fragte Aurelie.

„Und das ſoll die Frau meines Wolfgang werden!" klagte Margareth.

„Ja ſo!" ſagte Aurelie; „nun das iſt ja im Grunde ſo ſchlimm nicht; es läßt ſich ſchon mit ihr fertig werden; aber freilich muß man ſie kennen, wie ich ſie kenne. Und das war auch der Grund, weshalb ich Ihnen das Alles geſagt habe, damit Sie wiſſen, woran Sie ſind; und Sie können das ja Ihrem Wolfgang ſo nach und nach beibringen; dann wird er mit ihr auskommen. Und was das übrige Auskommen betrifft, dafür wird wohl der Großonkel ſorgen. Camilla und Wolfgang ſind ja ſeine Lieblinge; wir andern laufen nur ſo nebenher. Es iſt himmelſchreiend, auf Ehre! wie Vetter Kuno geſtern Abend ſagte, aber was nicht zu ändern iſt, darüber ſoll man ſich nicht ärgern, denn Aerger macht gelb und häßlich, wie ich Vetter Kuno erwiderte. Quand on parle du loup — da kommt die ganze militairiſche Geſellſchaft; das wird ja

ein wahres Familienfeſt! Aengſtigen Sie ſich nur nicht, liebes Tantchen, ich halte zu Ihnen."

Der Stadtrath und die Präſidentin hatten die Kommenden von einem andern Punkte des Gartens ſchon früher bemerkt und traten ihnen jetzt in dem Heckengange entgegen. Die Brüder reichten ſich die Hände, die Schwägerinnen umarmten ſich; der Lieutenant und der Fähndrich verbeugten ſich — die Hacken zuſammen und die rechte Hand am Mützenſchirm — einmal über das andere. So näherten ſie ſich der Laube, und kaum hatte ſich Margareth im Eingange derſelben gezeigt, als die Obriſtin — genau ſo, wie vorhin die Präſidentin — den Uebrigen vorauseilte, die „liebe, liebe Schwägerin" mit einer überfließenden Zärtlichkeit zu umarmen. „Ich hatte mir geſtern ſchon erlaubt, bei Ihnen vorzuſprechen, liebe Margareth; aber Sie konnten ſich nicht vom Krankenlager Ihres Wolfgang trennen. Geſtern Abend ſagte uns Ihr lieber Mann, daß der Wolfgang wieder ganz wohl ſei und da konnten wir uns denn die Freude nicht verſagen, Ihnen zu dem freudigen Ereigniß, an dem wir Alle ſo innigen Antheil nehmen, unſern herzlichen Glückwunſch darzubringen."

Und Selma wiederholte ihre Umarmung mit einem Aufwand von Rührung, der Aurelien zwang, ihr

Taſchentuch vor der Mund zu halten, um einen unzeitigen Huſten nicht zu laut werden zu laſſen.

Jetzt war auch der Obriſt mit den Söhnen herangetreten. Der Obriſt hatte ſein finſteres Geſicht in möglichſt freundliche Falten gelegt, und trieb die Höflichkeit ſo weit, Margarethen die Hand zu küſſen, welchem Beiſpiel die Herren Lieutenant Kuno und Fähndrich Odo auf der Stelle folgten.

„Ich komme, gnädige Frau," ſagte der Obriſt, „um zu ſehen, ob ich meinem Avantageur noch länger Revier geben kann; und meine Jungen hier wollen den Vetter Kammerad begrüßen. Aber wo ſteckt denn der Herr Sohn? Coupirtes Terrain — gut zum Tirailliren. Ha, ha!"

Der Obriſt ſtieß ein kurzes, heiſeres, unheimliches Lachen aus, wie es der Wolf in der Fabel gelacht haben mag, als er Rothkäppchen über die Waldwieſe auf der Großmutter Hütte zuſchreiten ſah.

„Ich denke, wir löſen uns in eine Poſtenkette auf und ſuchen den Garten ab;" ſchnarrte der Lieutenant Kuno.

„Oder ſchlagen Vergatterung, ha, ha, ha!" quäkte der Fähndrich Odo.

„Die Herren ſollen keine Gelegenheit haben, ihre

Tactik in Anwendung zu bringen," ſagte der Stadtrath, „denn dort kommt unſer Pärchen Arm in Arm."

„Wo, wo?" rief die Obriſtin, mit ihrer Lorgnette nach allen Himmelsrichtungen ſpähend; „die Lieben! wahrhaftig, da kommen ſie; ich muß ihnen entgegenfliegen."

„Thut ſie nicht, als ob ſie die Hauptperſon wäre!" flüſterte die Präſidentin dem Stadtrath zu.

„Laſſen wir ſie," entgegnete dieſer ebenſo, „ſie arbeitet uns ja doch nur in die Hände."

Selma brachte Wolfgang und Camilla im Triumph herbeigeführt. Camilla nahm die Glückwünſche ihrer Verwandten mit züchtig niedergeſchlagenen Augen entgegen, Wolfgang mit der offenen Zuvorkommenheit, die ihm heute mehr als je Bedürfniß war. Hatte er doch keine Ahnung davon, daß der Obriſt, der ihm mit ſeinem finſtern Lächeln auf die Schulter klopfte und ihm zu der „Spadille" gratulirte, die er ſchon in wenigen Tagen an der Seite tragen werde, ihm dieſe „Spadille" mit Vergnügen durch die Bruſt gerannt hätte, wenn die Sache ihm ebenſo leicht als wünſchenswerth geweſen wäre; wußte er doch nicht, daß ſein Vetter Kuno noch geſtern Abend zu Herrn von Willamowsky geſagt hatte: wir wollen dem jungen Hahn ſchon die Sporen beſchneiden, wenn wir ihn erſt auf

unſerm Kaſernenhof haben — ein Bonmot, welches der Baron mit einem herzlichen: der Teufel ſoll ihn holen! erwidert hatte; würde er doch die Verſicherung, daß — mit Ausnahme ſeiner Mueter und etwa Aureliens — alle dieſe lächelnden, ſchwatzenden, von Wohlwollen und Liebe ſcheinbar ſo erfüllten Menſchen in ihm nur ein verächtliches Mittel zur Erreichung ihrer Ziele, oder geradezu einen Gegenſtand des Haſſes ſähen, für eine Verſündigung an der Menſchheit gehalten haben. Er glaubte, daß ſeine Verwandten es ſo ehrlich mit der Verſöhnung meinten, wie er ſelbſt es meinte, und daß, wenn ſie der guten Sache ihren Stolz, ihre Eitelkeit zum Opfer gebracht hätten, ſie dies mit derſelben Rückhaltloſigkeit gethan haben würden, wie er ſelbſt dem Wohle des Vaters ſeine eigenen Neigungen geopfert hatte. Daß der Großonkel ihn, mit Umgehung der Uebrigen, zum alleinigen Erben einſetzen könnte, hielt er für vollkommen unmöglich. Ihm war es genug, und er freute ſich herzlich, daß der alte Herr von jetzt an keinen Unterſchied zwiſchen den Söhnen ſeines Bruders machen zu wollen ſchien. Darüber hinaus gingen weder ſeine Wünſche, noch ſeine Hoffnungen. Dies Bewußtſein gab ſeinem Benehmen bei der heutigen unerwarteten Zuſammenkunft eine Herzlichkeit, die das gerade Gegentheil von der kühlen, reſervirten Haltung war,

welche er vor wenigen Wochen auf Schloß Rheinfelden gegen ſeine Verwandten beobachten zu müſſen glaubte, ihm aber nicht beſſer ausgelegt wurde, als dieſe. Wie ſie ihn damals für einen Duckmäuſer und verbiſſenen Plebejer erklärt hatten, ſo erſchien er ihnen heute in dem ebenſo wenig ſchmeichelhaften Licht eines unverſchämten Parvenus, eines durch ſein Glück trunkenen Emporkömmlings. Es war in ihren Augen keine Frage, daß Wolfgang ein widerwärtiger, aber kluger und gefährlicher, und deshalb doppelt haſſenswerther Menſch ſei.

Die Präſidentin theilte dieſe Empfindungen allerdings nicht. Einmal lag der Vortheil bei der beabſichtigten Verbindung Wolfgang's und Camilla's zu augenſcheinlich auf ihrer Seite, und dann hatte ſie in ihrem trägen, verweichlichten Herzen noch einen Reſt von Gutmüthigkeit, den ſie gelegentlich als Stoff für ſentimentale Rührungen verbrauchte. In eine ſolche hatte ſie ſich denn auch diesmal glücklich hineingeſchwatzt, und ſie wurde deshalb ernſtlich böſe, als Selma um das Vergnügen bat, die Geſellſchaft, wie ſie hier verſammelt war — „ganz unter uns, Ihr Lieben“ — zur Feier der Verlobung heute Abend in ihrem Hauſe bewirthen zu dürfen. „Ich glaube, liebe Selma,“ ſagte ſie, indem ſie ſich dabei zu ihrer ganzen ſtattlichen Höhe aufrichtete, „ich habe als Mutter der Braut ein grö-

ßeres Anrecht auf dieſe Ehre. Ueberdies hat Philipp, der heute Vormittag leider in die Seſſion mußte, mir den ganz beſtimmten Auftrag gegeben, euch Alle heute in unſerm Salon zu vereinigen. Ich denke, liebe Selma, Du wirſt bei einigem Nachdenken den Wunſch des Präſidenten gerecht und billig finden."

Selma wollte etwas erwidern, das wahrſcheinlich die Eintracht nicht eben erhöht haben würde, aber ein finſterer Blick ihres Gatten gebot ihr Schweigen. „Wir werden uns pünktlich einſtellen, liebe Schwägerin," ſagte er, der Präſidentin die Hand küſſend. „Sie müſſen Selma das Intereſſe, das ſie, als Mutter des Chors, an dem künftigen Officier ihres Regiments nimmt, nicht übel nehmen."

„Wirſt Du Dich kräftig genug fühlen, liebe Mutter?" fragte Wolfgang.

„Ich denke;" flüſterte Margareth.

„Und ich denke, daß wir endlich aufbrechen," ſagte Aurelie, die den Platz neben Margareth nicht verlaſſen hatte. „Die Tante hat ganz kalte Hände und ich ſehe es ihren Augen an, daß ſie ſich nach Ruhe ſehnt."

Die Geſellſchaft verließ den Garten. Als die Letzten zwiſchen den Büſchen verſchwunden waren, tauchten gerade oberhalb der Laube, wo ſie geſeſſen hatten, Kopf und Arme des alten Köbes über die Mauer. Er machte

eine Faust und murmelte etwas zwischen den Zähnen. Wenn der Fink, der wenige Schritte von ihm auf dem Rande der Mauer saß, und den alten verhuzzelten Mann verwundert mit den hellen Aeuglein ansah, Menschenrede verstanden hätte, so würde er die geheimnißvollen Worte vernommen haben: Hohensteins sind Hohensteins.

32.

Wenn es ein Glück genannt zu werden verdient, in einer Situation, die nach mehr als einer Seite hin mit unſrer Vergangenheit und mit unſren Neigungen wenig ſtimmt, nicht zur Beſinnung kommen zu können, nachdem wir einmal durch den Drang der Verhältniſſe hineingeſchleudert ſind — ſo wurde Wolfgang in den nächſten Tagen dies Glück in überreichem Maße zu Theil. Die Präſidentin hielt die Verlobung ihres Lieblingskindes für eine ſehr paſſende Gelegenheit, ihrem ausſchweifenden Hang nach Vergnügungen den Zügel ſchießen zu laſſen. Mit einer Raſtloſigkeit, die man der ſonſt ſo phlegmatiſchen Dame kaum zugetraut hätte, veranſtaltete ſie Theeabende mit einem „Tänzchen für die jungen Leute," und, wenn es ihr in ihrer geräumigen prachtvollen Wohnung zu eng wurde (was regelmäßig einen Tag um den andern geſchah), Ausflüge in die Umgegend, beſonders nach dem benachbarten Gebirge, in deſſen lieblichen Waldthälern ſie — wie ſie

verſicherte — einzig die Ruhe fände, nach der ſie im lauten Lärm der Stadt vergeblich ſuche.

„Ich geſtehe Ihnen, lieber Kettenberg," ſagte die Präſidentin zu dem jungen Maler, „wenn ich meine Camilla ſo roſig und glücklich ſehe, da iſt mir, als wäre ich ſelbſt wieder jung geworden."

„Das klingt ja gerade, als ob Sie Runzeln im Geſicht hätten, wie eine alte Frau von Murillo oder Rembrandt;" erwiderte der galante Kettenberg.

„Ach nein," ſagte Clotilde, „es iſt nicht ſowohl der Körper, der altert, aber das Herz, lieber Kettenberg, das Herz!"

„Nun gar das Herz!" rief der Maler lachend; „Herzen, wie das Ihrige, gnädige Frau, bleiben immer jung!"

„O, über Euch Künſtler!" ſeufzte die Präſidentin; „harmloſe Kinder, die Ihr noch an eine ewige Jugend glaubt! Aber, ſagen Sie, Kettenberg, was arrangiren wir für heute Abend; es muß etwas Pikantes ſein, etwas Ungewöhnliches!"

„Wie wär's?" ſagte Kettenberg nachdenklich, „wenn einmal Jeder ruhig allein in ſeinem Hauſe bliebe, das iſt gewiß ungewöhnlich und ſchon deshalb äußerſt pikant."

„Um Himmelswillen! Allein zu Hauſe bleiben, in

dieſem überſprudelnden Lebensdrang, in dieſem unabweislichen Bedürfniß nach Mittheilung! ich glaube, Sie ſind toll, Kettenberg! Was räthſt Du, Camilla?"

„Vielleicht einmal wieder lebende Bilder," meinte Camilla; „Wolfgang ſchwärmt für Göthe; ich glaube, es würde ihn freuen, mich einmal als Mignon in weißem Kleide mit Flügeln zu ſehen."

„Als halben Engel," rief Kettenberg, während er in Ihnen ſonſt einen ganzen Engel ſieht, das wäre ein offenbarer Rückſchritt. Aber der Einfall mit den lebenden Bildern iſt gut; ich habe ein paar ausgezeichnete Ideen."

Kettenberg kam an dieſem Abend, wie immer, der trägen Erfindungskraft der Damen zu Hülfe, und die in aller Eile arrangirten Bilder fielen ſo gut aus, daß, wie der Maler mit großem Selbſtgefühl behauptete, die alten Tage von Weimar wiedergekommen zu ſein ſchienen, ja daß Göthe ſelbſt — dieſer Großmeiſter aller Maîtres de plaisir — diesmal noch von ihm hätte lernen können.

So ging es eine Woche hindurch, einen Tag, wie alle Tage; Wolfgang hatte in ſeinem ganzen Leben noch nicht ſo viel Feſtesluft geathmet, wie in dieſer einen Woche; in ſeinem ganzen Leben nicht ſo viel lachen und ſcherzen hören; ſelber ſo viel gelacht und

geſcherzt. Aber Camilla brauchte ſich nur einmal aus der Geſellſchaft entfernt zu haben und mit ihrer Entfernung der Zauber, den ſie auf ihn ausübte, gebrochen zu ſein, oder er brauchte ſich nur nach ſo vielen glücklich vertändelten Stunden wieder allein zu befinden — und alsbald ſchwebten aus den Tiefen ſeiner Seele die Sorgen empor und verdüſterten ihm mit ihren grauen Schattenleibern das helle Leben. Der Uebergang aus ſeiner urſprünglichen Sphäre in dieſe neue war zu plötzlich und zu ſchroff geweſen, um nicht von einer ſo weichen, zartfühlenden Seele auf das ſchmerzlichſte empfunden zu werden.

Wolfgang hatte viel geleſen, viel gedacht; aber ſeine Kenntniß des realen Lebens war verhältnißmäßig ſehr gering; ja er hatte, wie das oft der Fall iſt bei jungen Leuten, die in großer Einſamkeit aufwuchſen und dabei unter dem Einfluß einer Frau ſtanden, von jeher eine inſtinctive Abneigung vor der Berührung mit der Wirklichkeit gehabt, deren lautes Treiben ihn in ſeinen Phantaſien und Meditationen ſtörte und durch deren rauhe Außenſeite ſein verwöhnter Geſchmack nicht ſelten auf das empfindlichſte beleidigt wurde. Ja auch ſein Radicalismus war viel mehr ein philoſophiſcher, als ein politiſcher, zum mindeſten hatte er ſich um die praktiſche Politik im Grunde niemals gekümmert. Er hatte,

als er aus ſeinem Kant die Unvereinbarkeit eines Schöpfers Himmels und der Erden mit den Geſetzen der reinen Vernunft herausgeleſen hatte, nebenbei auch die Abſchaffung der ſceptertragenden Königsgeſchlechter dekretirt; aber der Gedanke, daß dieſe Abſchaffung in der Wirklichkeit auf einige Schwierigkeiten ſtoßen dürfte, hatte ihn doch ziemlich ruhig gelaſſen. Aufgewachſen in einer verhältnißmäßig politiſch trägen Zeit, hatte er von politiſchen Dingen ſelten ſprechen hören, und was er davon gehört, war ihm, im Vergleich mit ſeinen geheimen radicalen Dekreten, unbedeutend und kleinlich erſchienen. Die politiſche Bewegung des vorigen Jahres hatte ihn wohl für den Augenblick lebhaft intereſſirt; aber die Debatten des Ständetages hatten ſich für ſeine Ungeduld viel zu ſehr in die Länge und Breite gezogen, und er hatte ſich mit erhöhtem Eifer ſeinen juriſtiſchen, philoſophiſchen und äſthetiſchen Studien wieder zugewandt, in denen er für Geiſt und Gemüth eine ſo viel reichere Ausbeute fand. Inmitten dieſer Studien hatte ihn die Revolution im Frühling dieſes Jahres überraſcht, überraſcht inſofern, als er plötzlich als Gemeingut Aller leibhaftig vor ſich ſah, was er bis dahin für ſein geiſtiges Privateigenthum gehalten hatte.

Aber die geſchehene That ſah weſentlich anders aus, als die gedachte. Der glühende Lavaſtrom war

kaum aus dem Krater hervorgebrochen, als er auch ſchon wieder zu erſtarren begann, und mit welch unreinen Schlacken war der feurige Fluß angefüllt! Wolfgang war noch in dem Stadium geiſtiger Entwickelung, wo man ſehr geneigt iſt, das Ganze aus einem Fragment zu beurtheilen, das uns zufällig am nächſten liegt, und da war es freilich kein Wunder, wenn ſein Urtheil über die modernen Freiheitsapoſtel nicht eben günſtig ausfiel. Das Pochen der Commilitonen auf ihre exceptionelle Stellung, die alberne Renomiſterei mit geſchmackloſen Aeußerlichkeiten hatten ihn von jeher angewidert und abgeſtoßen. In der erſten Begeiſterung hatte er gehofft, all' dieſe Schnörkel und Farben, all' dieſe bunten Lappen, hinter denen ſich nur zu oft die nackte Ideenloſigkeit kaum verſteckte, würden vor dem Anhauch der großen neuen Zeit verwehen, wie hohle Spreu vor dem Sturme; aber es blieb Alles beim Alten; auch kein Stäubchen rührte ſich in der ganzen mittelalterlichen Rumpelkammer, und was von politiſchen Anläufen in Studentenverſammlungen, bewaffneten Studentencorps und dergleichen zu Tage trat, ſchien Wolfgang mit ſo viel hohler Phantaſterei, ſo viel ſinnloſem Pathos, ſo viel kindiſcher Scheinſeligkeit untermiſcht, daß er ſehr bald den Verſuch, unter dieſen bramarba-

ſirenden, bebänderten und betroddelten Römern ein Römer zu ſein, als hoffnungslos aufgab.

Ohne Zweifel würde Wolfgang bei ſeinem ernſten Streben nach dem Wahren und Guten den großen Fehler, den er beging, als er die junge grüne Saat der Freiheit ſofort in goldnen Aehrenhalmen ſtehen ſehen wollte, und von der großen Maſſe eine Reife des Urtheils verlangte, von der er ſelbſt ſehr weit entfernt war, bald erkannt haben, wenn er in dieſer Zeit einen einſichtsvollen Freund an ſeiner Seite gehabt hätte; aber leider war das nicht der Fall. Von den Profeſſoren, die er perſönlich kannte, waren die Einen ſtumm und ſtarr vor Schrecken über eine Bewegung, die, wie ein Meduſenhaupt, urplötzlich über ihrem friedlichen Schreibtiſch emporgetaucht war; Andere wußten nicht, ob ſie Ja oder Nein zu den großen Fragen ſagen ſollten, die ihnen die Zeit in ſo unbequemer Dringlichkeit zur Beantwortung entgegenhielt; wieder Andre redeten ſich in eine Freiheitsbegeiſterung hinein, die mit ihrer Vergangenheit in einem lächerlichen Widerſpruch ſtand, und mithin wenig geeignet war, den ruhig-ernſten Wolfgang zu überzeugen. Unter den wenigen Commilitonen, mit denen er in einer Art von freundſchaftlichem Verkehr ſtand, hielten ſich Diejenigen, die er wegen ihrer Bildung und ihres zum Theil be-

geiſterten wiſſenſchaftlichen Strebens am meiſten ſchätzte, von dem lauten Markt oft ſehr thörichter, immer aber äußerſt heftiger politiſcher Dispüte gefliſſentlich fern, und die, welche ſich am eifrigſten der Bewegung zugethan zeigten und mit den Phraſen, die ſie geſtern aufgeleſen hatten, heute am lauteſten prahlten, waren zufällig ſolche, die Wolfgang entweder als ungebildete Menſchen kennen gelernt hatte, oder die ihm ſchon vorher durch ihren maßloſen Ehrgeiz, ihre Sucht, eine Rolle um jeden Preis zu ſpielen, bei verſchiedenen Gelegenheiten ſehr unangenehm aufgefallen waren, deren Geſinnungslauterkeit mithin jetzt doppelt und dreifach verdächtig ſchien.

In dieſer Noth dachte Wolfgang an ſeinen Freund und Lehrer Münzer, deſſen Umgang mit ihm von einem ſo großen Einfluß auf ſeine Entwickelung geweſen waren. Er ſchrieb an ihn einen langen, ausführlichen Brief, in welchem er ſeine Wünſche, ſeine Hoffnungen, ſeine Enttäuſchungen, ſeine Befürchtungen mit möglichſter Klarheit darlegte, und den Freund bat, ihm mit vollkommener Offenheit zu antworten und die Fehlſchüſſe, die er (Wolfgang) jedenfalls vielfach gemacht habe, ſchonungslos aufzudecken. Münzer antwortete; aber nur, um dem jüngeren Freunde zu ſagen, daß er von Arbeiten zu überhäuft und nebenbei durch

die Wendung, welche der Gang der Ereigniſſe genommen, zu verſtimmt ſei, um ausführlich ſchreiben zu können; Wolfgang möge doch auf ein paar Tage aus der Univerſitätsſtadt, in der die Muſen jetzt wohl ſo wie ſo ſehr ſtumm ſein würden, nach Rheinſtadt herüberkommen, ſie könnten ja dann Alles in Muße beſprechen.

Die von Münzer gewünſchte Zuſammenkunft hatte nicht ſtattgefunden, denn zugleich mit dieſem Briefe war jenes Schreiben vom Vater eingetroffen, das Wolfgang ſo unerwartet nach Rheinfelden führte. Die tiefe Ruhe eines ſchönen ländlichen Aufenthalts nach dem wüſten Lärm einer bis zum Grunde aufgeregten Stadt war eine unendliche Erquickung für Wolfgang geweſen, und ſeine Liebe zu dem bildſchönen Mädchen gleichſam die duftige Blüthe dieſer ſtillen, ruheſeligen Frühlingstage. Der junge Mann hatte mit dem vollen Bewußtſein, daß dieſe Idylle von ſehr kurzer Dauer ſein werde, die Süßigkeit derſelben genoſſen: der glückſelige Augenblick hatte mit ſeiner Vergangenheit ſo gar nichts gemein; würde — davon war er überzeugt — mit der Zukunft ſo gar nichts gemein haben! Es war eben ein Traum, ein überaus lebhafter und reizender Traum, wie man ihn kurz vor dem Erwachen träumt und dabei weiß, daß es nur ein Traum iſt. Aber der

Traum hatte ſich ſo in den Tag hinübergeſponnen, daß, als Wolfgang erwachte, er alles Ernſtes der Verlobte des Mädchens war, das zu lieben er geträumt hatte. Und wie wir im Traum keineswegs wunderbar finden, ja als ganz ſelbſtverſtändlich gelten laſſen, was uns im Wachen auf das höchſte befremden und beunruhigen, ja erſchrecken würde, ſo ging es jetzt Wolfgang. Das ariſtokratiſche Gewand, in das er ſich in der Einſamkeit von Rheinfelden mit träumeriſchem Behagen gehüllt hatte, erwies ſich als ein Neſſuskleid jetzt, da er es am hellen lichten Tage vor allen Leuten tragen ſollte — nicht als einen Faſtnachtsrock, den man bei Seite wirft, wenn der Faſtnachtsſcherz zu Ende iſt, ſondern als die officielle Livree im Dienſte eines Princips, gegen das ſich ſeine Vernunft ſträubte. Derſelbe Widerſpruch zwiſchen Weſen und Erſcheinung, der ihm in dem revolutionairen Treiben der Univerſitätsſtadt ſo peinlich geweſen war, trat jetzt zum zweiten Male an ihn heran, nur daß die Glieder des Widerſpruchs ihre Stellen vertauſcht hatten. Dort war er mit der Sache im Princip einverſtanden geweſen, aber er hatte die hochherrliche Idee von plumpen Geſellen in den Staub der Alltäglichkeit und Gemeinheit ſchleifen ſehen; hier fand er die feinſten Formen, eine gewählte Sprache; aber dieſe Formen waren hohl und leer und

dieſe Sprache ſchien nur geſprochen zu werden, um abſolute Nichtigkeiten oder die ſchiefſten, ſchielendſten Gedanken auszudrücken. Wolfgang machte dieſe traurige Entdeckung nicht ſogleich, denn, um ſich von dem gleißenden Schein einer äußerlich hoch cultivirten und innerlich rohen Geſellſchaft keinen Augenblick blenden zu laſſen, gehört eine Erfahrung, die der junge Mann nicht beſaß und nicht beſitzen konnte; aber dieſes Spielen mit den Worten, dieſes Schwatzen, um zu ſchwatzen, dieſe Unterhaltungen, in denen man ruhelos von einem Gegenſtand zum andern ſprang, um keinen zu erſchöpfen, — das Alles fing allmälig an, ihn zu drücken, zu ängſtigen, zu verſtimmen, weniger in der Geſellſchaft ſelbſt, wo die Nähe der Geliebten ein reiferes Nachdenken unmöglich machte; deſto mehr aber, ſobald er ſich am Abend wieder in ſeinem lieben Giebelzimmer befand, und in ſeinem großen alten Lehnſtuhle ſitzend und den blauen Wolken ſeiner Cigarre nachſchauend, in jene Nachdenklichkeit verfiel, wo „unſer ganzes Leben, vergangenes und zukünftiges, an unſerm inneren Geſicht vorübergeht und an des nächſten Morgens Schickſal der ahnungsvolle Geiſt die fernſte Zukunft knüpft.“

Der nächſte Morgen! Er ſollte am nächſten Morgen den erſten officiellen Schritt auf der Bahn, in die er ſich ſo plötzlich gedrängt ſah, thun — er

ſollte ſich dem Major von Degenfeld vorſtellen, deſſen Bataillon der Obriſt ſeinen Neffen zuzutheilen beabſichtigte. Wolfgang war bei dem Gedanken an dieſen Beſuch ſchlimm genug zu Muth. Freilich war er nach wie vor entſchloſſen, dem Vater, wenn es nothwendig war; das Opfer zu bringen, und der Vater hatte während der letzten Tage in wiederholten Unterredungen ſein Möglichſtes gethan, dem Sohne zu beweiſen, daß es nothwendig, unumgänglich nothwendig ſei. Er hatte — wie er ſich ausdrückte — Wolfgang vollſtändig „in ſeine Karten ſehen laſſen" und ihm gezeigt, „wie ſchlecht ſein Spiel ſtehe;" wie er ſich ohne Kredit unmöglich halten, und wie einzig und allein eine vor aller Welt conſtatirte Ausſöhnung mit ſeiner einflußreichen Familie, vor Allem mit dem reichen Onkel in Rheinfelden ihm dieſen ſo hochnothwendigen Kredit verſchaffen könne. „Du glaubſt nicht, Wolfgang," hatte er geſagt, „wie ſehr ich durch den Fluch, den meine Familie, als Strafe meiner Verheirathung mit Deiner Mutter, auf mich geworfen hatte, in allen meinen Unternehmungen gehemmt worden bin! Die Welt iſt nun einmal ſo, daß ſie Jeden mit dem größten Mißtrauen betrachtet, von dem ſich ſeine Verwandten öffentlich losgeſagt haben, um ſo mehr, wenn dieſe Verwandten mächtig und reich ſind. Mag er ſich ſtellen, wie er will — er iſt und bleibt ein

Ausgeſtoßener, ein Paria. Ein Geſchäftsmann, der, wie ich, mit einem kleinen Kapital arbeitet, kommt alle Augenblicke in die Lage, Geld aufnehmen zu müſſen. Das iſt ſehr leicht, wenn man Kredit hat; aber ſehr ſchwer, wenn man keinen hat, und ich hatte keinen. Ich bin immer in den Händen der Wucherer geweſen, denn die ſoliden und vorſichtigen Geſchäftsleute ſagten ſich: es muß doch wohl ſehr ſchlecht mit ihm ſtehen, ſonſt würden gewiß ſeine reichen Verwandten ihr Geld in ſeinen Geſchäften anlegen. Und wenn ſie auch recht gut wußten, daß in meinem Falle andere Gründe obwalteten, ſo thaten ſie, als wüßten ſie es nicht, um mich mit dieſem Scheingrunde abweiſen zu können. Das Alles wird mit einem Schlage anders, ſobald Du der Verlobte der Tochter des Präſidenten, Officier in dem Regimente des Obriſten, und der präſumptive Erbe — oder, wenn Du das durchaus nicht ſein willſt — jedenfalls einer der Erben des Generals biſt. Und dann, lieber Junge, denke doch — nicht an Dich, denn ich weiß, daß Du an Dich in dieſer ganzen Sache am wenigſten denkſt, — denke aber auch nicht einmal an mich, ſondern denke nur an die Mutter! Sie weint jetzt heimliche Thränen, daß Du Officier werden ſollſt, und es iſt ja auch ſo erklärlich, daß ſie mit ihren Anſichten vom Leben, und nach den traurigen Erfahrungen,

die ſie gemacht hat, ſich nicht für das Project begeiſtern kann; aber, Wolfgang, wieviel Thränen würde ſie erſt weinen, wenn ich gezwungen wäre, meine Zahlungen einzuſtellen, wenn ich dies Haus verlaſſen müßte und mit dem Hauſe den Garten, den ſie ſo liebt, der ihre größte Freude, ja, ihr zum Leben geradezu nothwendig iſt. Sie würde in der billigen Miethwohnung einer unſrer engen traurigen Gaſſen erſticken, wie eine Pflanze ohne Licht und Luft. Nein, nein, Wolfgang! ich ehre Deine Bedenken gegen eine militairiſche Laufbahn, wenn ich ſie auch von meinem Standpunkte natürlich nicht theile; ich würde Dir gern, wie ich es ja auch gethan habe, bevor die Noth ſo groß war, die Wahl frei laſſen; aber Du ſiehſt ja ſelbſt: hier iſt keine Wahl. Darum friſch an's Werk, lieber Junge! Es iſt ein Sprung in's kalte Waſſer; man ſchüttelt ſich, man ſcheut ſich, und wenn man drin iſt, wundert man ſich, daß man ſich auch nur einen Augenblick hat ſcheuen können. Geh' morgen zum Major von Degenfeld! Er iſt ein ſehr liebenswürdiger Mann und wird den Sohn eines alten Kameraden mit offenen Armen empfangen. Ueberdies ſteht er in dem Geruche großer Freiſinnigkeit, und ſo werdet Ihr Euch trefflich verſtehen."

„Das iſt wenigſtens ein Troſt," ſeufzte Wolfgang, indem er aus ſeinem Lehnſtuhle, der diesmal ein wirk-

licher Sorgenſtuhl für ihn war, aufſtand und ſich in das offne Fenſter lehnte. Die Nacht war dunkel, kaum daß ſich die Umriſſe der großen Bäume hinter der Kloſtermauer drüben von dem Himmel abhoben. Nur ein einzelner Stern blickte durch den Wolkendunſt. Wolfgang dachte des wonnigen Abends im Park von Rheinfelden, als er Camilla im Laubgange, wo die Nachtigallen ſchlugen, traf und ihr ſeine Liebe geſtand. Damals hatte auch ein einzelner Stern am Himmel geſtanden; aber der Stern hatte gefunkelt und geleuchtet, als könne er nie wieder verſchwinden und der ganze Himmel war von einer unbeſchreiblichen Glorie erfüllt geweſen. Heute war Alles Nacht und Finſterniß und Oede, und jetzt verſchwand auch der Stern, an welchem Wolfgangs Blicke mit einer Art von abergläubiſcher Verehrung gehangen hatten. Es kam ihm vor, wie ein böſes Omen. Er hatte bei dem Sterne an Camilla gedacht. „In unſrer Bruſt ſind unſres Schickſals Sterne," ſagte er mit dem Dichter; aber er ſagte es ohne Glauben, denn er fühlte nicht den ſtolzen Muth, der einzig und allein zu dieſem ſtolzen Worte berechtigt. Wie viel höher hatte ſein Herz an jenem Abend geſchlagen! wie mitleidswerth war ihm die Zaghaftigkeit des wunderlichen Heiligen im Hexenthurm erſchie-

nen! und heute war er nahe daran, mit ſich ſelber Mitleid zu empfinden!

Mit einem mächtigen Entſchluß riß er ſich aus dieſer unbequemen trübſeligen Stimmung. Er richtete ſich empor und ſchloß das Fenſter. „Der Vater hat recht,“ murmelte er, „hier iſt keine Wahl. Ich muß den Weg gehen, ſo wenig er mir auch gefällt; ich kann nichts dafür; und ſo will ich ihn denn nun auch gehen, ohne nach rechts und links zu blicken, will ihn gehen mit feſten Schritten und aufgerichteten Hauptes, wie ein Mann. Mag er dann führen, wohin er will; ich bin auf Alles gefaßt. Waren es doch auch nicht immer die bequemſten und erwünſchteſten Wege, auf denen die Heroen ihre goldnen Vließe und ihre goldigen Prinzeſſinnen holten, und doch waren ſie Helden, ja ſie wurden es erſt durch ihr Wandeln auf ſo ſchlimmen und verwünſchten Wegen. Nun, ich habe mir auch meine goldige Prinzeſſin zu erobern und das goldene Vließ, ſagen ſie, ſoll ich obenein in den Kauf bekommen. Morgen trete ich die große Fahrt an und der erſte Rieſe, den ich zu bekämpfen habe, iſt der Major von Degenfeld. Morgen wollen wir mit ihm kämpfen; aber vorläufig einmal zu Bett gehen und wo möglich von unſrer holdſeligen Prinzeſſin träumen . . . .

. . . . . .

Indeſſen träumte Wolfgang in dieſer Nacht ſehr wenig von ſeiner Geliebten, deſto mehr aber von einem ſchnauzbärtigen, ſtirnrunzelnden, bramabaſirenden grimmigen alten Haudegen, der wohl niemand anders ſein konnte, als der Major und Commandeur des zweiten Bataillons neunundneunzigſten Infanterie-Regiments von Degenfeld. Glücklicherweiſe entſprach dieſes abſcheuliche Traumbild der wirklichen Erſcheinung des Majors ganz und gar nicht, wie Wolfgang ſich zu ſeiner Freude überzeugte, als er am andern Vormittag zur feſtgeſetzten Stunde von einem Schreiber, der im Vorzimmer arbeitete, in das Gemach ſeines künftigen Chefs geführt wurde.

Herr von Degenfeld war ein mittelgroßer, ſchlanker Mann in dem Anfang der vierziger Jahre mit einer edelgeformten, an den Schläfen bereits kahlen Stirn und großen, mild blickenden Augen, der, wie er ſich jetzt von ſeinem Arbeitstiſche erhob, dem Eintretenden mit einer höflichen Verbeugung entgegentrat und ihn mit ein paar freundlichen Worten zum Sitzen einlud, viel mehr den Eindruck eines weltkundigen Gelehrten, als eines Soldaten machte. Dieſer Eindruck wurde durch den bequemen Hausrock von geſteppter Seide, in welchen der Major ſeine ſchlanke Geſtalt geknöpft hatte, noch mehr aber durch die Ausſtattung ſeines Zimmers,

an deſſen Wände eine ſehr ſtattliche Bibliothek in einfachen Regalen aufgeſtellt war, noch weſentlich unterſtützt. Auch der Tiſch vor dem mit ſchwarzem Leder überzogenen, die Spuren langer und treuer Dienſte tragenden Sopha, auf welchem die Beiden jetzt Platz nahmen, war mit Büchern, Broſchüren, Zeitungen bedeckt, und ſelbſt die Atmoſphäre des Zimmers hatte jene friedliche, vom Bücher- und Tabaksduft angehauchte Stimmung, die für die „enge Zelle“ eines Gelehrten ſo charakteriſtiſch iſt, wie der Duft von Blumen oder das Parfum von Esbouquet für das Boudoir einer eleganten Frau.

Das Benehmen und die Rede des Herrn von Degenfeld ſtanden mit ſeiner Erſcheinung in der vollkommenſten Harmonie. Da war keine Spur von der ſteifſtelligen Grandezza, der ſchnarrenden Stimme und der rohen oder affectirt nachläſſigen Sprache, durch die ſich nur zu oft die Officiere höherer und niederer Grade ſo unrühmlich auszeichnen: die Haltung des Majors war ſo ruhig und natürlich, die Bewegung ſeiner ſchlanken Hände ſo anmuthig, er drückte ſich ſo bequem und zugleich ſo leicht, ja elegant aus; dabei war der Ton, in welchen er den jungen Mann über ſeine bisherigen Studien, ſeine Lieblingsſchriftſteller in eingehender, von der ausgebreitetſten Beleſenheit zeugender

Weiſe befragte, ſo weich und herzlich, daß Wolfgang ſich auf das angenehmſte berührt, und, wie das bei ſeinem liebevollen Weſen natürlich war, auf das lebhafteſte zu dieſem trefflichen Manne hingezogen fühlte.

Auch auf den Major ſchien das beſcheidene und bei aller Beſcheidenheit beſtimmte und verſtändige Auftreten des jungen Mannes den vortheilhafteſten Eindruck zu machen. Er blickte ihn mit ſeinen ſanften klugen Augen freundlich forſchend auf Stirn und Mund und ſagte lächelnd, als Wolfgang unter dieſem prüfenden Blick unwillkürlich erröthete:

„Verzeihen Sie, mein junger Freund, ich habe die für Andere ſehr unbequeme Eigenſchaft, die Phyſiognomie der Menſchen, mit denen ich vorausſichtlich auf kürzere oder längere Zeit in ein genaueres Verhältniß treten werde, möglichſt genau zu ſtudiren, da ich noch immer gefunden habe, daß die Menſchen, Alles in Allem, genau ſo ſind, wie ſie ausſehen. Sie können ſich meine Lavater'ſche Grille um ſo eher gefallen laſſen, als ich überzeugt bin, daß, wenn Ihr Inneres Ihrem Aeußeren entſpricht — und nach meiner Theorie muß dies der Fall ſein — wir ſehr gut miteinander auskommen werden.“

„Sie ſind ſehr gütig, Herr Major.“

„Ich bin nur aufrichtig, aus Princip, wenn Sie

wollen; und weil ich das bin, darf ich auch gewiſſe Verhältniſſe nicht unerwähnt laſſen, über die ich nebenbei um ſo ruhiger mit Ihnen ſprechen kann, als dieſelben in der That, zum wenigſten im Regimente, ein öffentliches Geheimniß ſind und Ihnen nicht acht Tage lang verborgen bleiben würden, ſobald Sie erſt einmal zu uns gehören. — So wiſſen Sie denn, daß Ihr Herr Onkel und ich auf ſehr geſpanntem Fuße miteinander ſtehen, ja, daß der Obriſt mich, wie ich aus mancherlei Symptomen ſchließen muß, mit ſeinem ganz beſonderen Haſſe beehrt. Ich habe ihn meines Wiſſens dazu niemals eine directe Veranlaſſung gegeben und muß deßhalb annehmen, daß ich ihm durchaus antipathiſch bin. Dazu kommt freilich, daß ihm meine Auffaſſung unſeres Berufes ſehr zuwider iſt und auch ſeiner ganzen Natur und dem Standpunkte ſeiner Bildung nach zuwider ſein muß. Um ſo größer war deshalb, wie Sie ſich denken können, meine Verwunderung über den Beſchluß des Obriſten, Sie gerade meinem Bataillone zuzutheilen, und ich geſtehe Ihnen, daß ich bis auf dieſen Augenblick nicht ahne, was ihn dazu bewogen haben kann, zumal in den beiden andern Bataillonen mehr Vakanzen ſind, als in dem meinigen, und die Kommandeure derſelben durchaus Männer nach ſeinem Herzen und ſeine ganz ſpeciellen Freunde. Viel-

leicht daß er nur ſeine Unpartheilichkeit dokumentiren wollte, indem er ſeinen Neffen mir, ſeinem ſpeciellen Gegner, zur Ausbildung übergab; vielleicht, daß er ſo eine Annäherung verſucht, die, wie er glauben mag, von meiner Seite, ſchon im Intereſſe des Dienſtes, nicht zurückgewieſen werden würde. Die letztere Annahme iſt allerdings die am wenigſten wahrſcheinliche. Wie dem aber auch ſein mag: Sie, mein junger Freund, ſollen unter dieſen Verhältniſſen in keiner Weiſe zu leiden haben. Ich werde thun, was in meinen Kräften ſteht, um Ihnen das Fortkommen auf der keineswegs dornenloſen Bahn, die zu betreten Sie im Begriffe ſind, ſo viel als möglich zu erleichtern. Und nun erlauben Sie mir eine Frage, Herr von Hohenſtein, die Ihnen ſehr indiscret vorkommen wird, die mir aber aus gewiſſen Gründen ſehr wichtig iſt: nicht wahr? es iſt nicht ganz Ihr freier Wille, was Sie zu uns führt?"

Wolfgang fühlte, wie ihm das Blut in die Wangen ſchoß.

„Ich weiß nicht, Herr Major," antwortete er nach einer kleinen Pauſe, „ob ich einem Andern gegenüber den Muth hätte, dieſe Frage der Wahrheit gemäß zu beantworten; ich weiß nur, daß ich nicht den Muth habe, Ihnen mit einer Lüge entgegenzutreten. Ihre Vorausſetzung iſt vollkommen richtig. Ich werde ſo

wenig aus freiem Entſchluſſe Soldat, daß mich dieſer Entſchluß vielmehr die größte Ueberwindung gekoſtet hat, und daß ich mich zu dieſem Schritte, gegen den ſich meine Neigungen, Gewohnheiten, ja meine Ueberzeugungen ſträuben, auf keinen Fall verſtanden haben würde, wenn nicht gewiſſe Verhältniſſe, deren Detaillirung Sie mir erlaſſen werden, meinen Willen paralyſirt hätten."

Der Major nickte mit dem Kopfe: „Ich konnte mir's denken," ſagte er; „wer, wie Sie, mit ſolchem Fleiß und mit ſo ſchönen Erfolgen der Wiſſenſchaft Jahre lang gehuldigt hat, wird ihr nicht untreu, wenn nicht eine äußere Nöthigung ihn dazu zwingt. Uebrigens kenne ich die Verhältniſſe Ihrer Familie genau genug, um ungefähr zu wiſſen, wie der graue Deus ex machina ausſieht, deſſen Machtwort Sie plötzlich aus einem Jünger der Themis in einen Sohn des Mars umgewandelt hat. Ich bin um ſo mehr im Stande, mich in Ihre Lage zu verſetzen, als Ihr Fall im Grunde die genaue Wiederholung meines eigenen Schickſals iſt. Auch ich hatte, wie Sie, bereits mehrere Jahre ſtudirt und dachte nicht daran, meine geliebten Bücher jemals zu verlaſſen, als mir das Schickſal in Geſtalt — nun es kommt nicht darauf an, in welcher

Geſtalt — die Feder aus den Fingern ſchlug und mir dafür den Degen in die Hand drückte."

Der Major blickte nachdenklich vor ſich nieder; dann wandte er ſich wieder zu Wolfgang und ſagte mit ſeinem freundlichen Lächeln:

„Sie werden alſo denſelben Weg zurückzulegen haben, den auch ich gegangen bin, und Sie werden, wenn mich nicht Alles trügt, dieſelben, zum wenigſten doch ſehr ähnliche Erfahrungen machen. Aber Sie haben einen großen Vortheil vor mir voraus: Ihre Lehrzeit wird weniger lange dauern, wenn dieſelbe vielleicht auch härter ſein wird, als es bei mir der Fall war. Die Veränderungen, welche unſre raſtlos vorwärts drängende Zeit in allen Lebensſphären hervorbringt, werden in keinem Berufe gewaltiger ſein, als gerade in dem des Soldaten. Die europäiſchen Armeen können das nicht bleiben, was ſie jetzt ſind, beſonders können unſre deutſchen Armeen es nicht. Es giebt für uns nur die eine Alternative: entweder wir werden Prätorianer, oder wir ſchaffen die Heere der Fürſten in Volksheere um. Ich bin nicht Peſſimiſt genug, um das Erſtere für wahrſcheinlich zu halten, zum wenigſten nicht auf längere Zeit; aber ich bin auch nicht ſo ſanguiniſch, um zu glauben, daß die andere Metamorphoſe ſo leicht und ſo ſchnell von Statten

gehen wird. Der Fortſchritt auf dieſem Gebiete wird und muß mit dem auf den andern Gebieten Hand in Hand gehen; es iſt lächerlich, ein Volksheer zu wollen, bevor wir noch ein Volk ſind. Daß wir dies Ziel erreichen, iſt meine innigſte Ueberzeugung — ja ich hätte ohne dieſe Ueberzeugung ſchon längſt den Dienſt quittirt. Aber damit wir es deſto ſchneller erreichen, dazu iſt vor Allem nöthig, daß in unſern Reihen die faſt noch gänzlich fehlende Erkenntniß des Zieles und der Mittel zum Ziele geweckt und gefördert wird. Deshalb begrüße ich jede Intelligenz, die uns zuwächſt, mit aufrichtigſter Freude, und ſo freue ich mich auch Ihrer Ankunft, Herr von Hohenſtein, als wären Sie ein langerwarteter lieber Gaſt. Sie kommen nicht aus freien Stücken, aber wir Soldaten wiſſen am beſten, daß man ſich ſeinen Poſten nicht immer ausſuchen, daß man ſich aber auf jedem Poſten brav halten kann, um ſo braver, je gefährlicher der Poſten iſt."

Ein militairiſcher Diener trat herein und meldete dem Herrn Obriſtwachtmeiſter, daß es Zeit ſei, ſich zur Parade anzukleiden.

Wolfgang wollte ſich empfehlen.

„Bleiben Sie noch einen Augenblick ſitzen," ſagte der Major; „es eilt nicht ſo; ich laſſe mich immer eine geraume Zeit vorher und wiederholt erinnern, weil

es mir ſehr peinlich iſt, mich in meinen Arbeiten Knall und Fall unterbrechen zu müſſen. — Haben Sie ſchon mit Ihrem Herrn Onkel über die verſchiedenen Wege, auf denen man zu den Epauletten gelangen kann, geſprochen? und haben Sie ſich für einen dieſer Wege entſchieden?"

„Ja, Herr Major. Der Obriſt hat mir gerathen, ſobald als möglich Urlaub nach der Reſidenz von Ihnen zu erbitten, und mich dort privatim zu dem Examen vorzubereiten. Er meint, ich würde ſo am ſchnellſten und ſicherſten zum Ziele kommen."

„Habe ich recht gehört, Herr von Hohenſtein, daß Sie mit Ihrer ſchönen Couſine Camilla verlobt ſind?"

„Ja, Herr Major!"

„Und doch willigen Sie in dieſe freiwillige Verbannung?" fragte Herr von Degenfeld lächelnd. „Nun, Sie müſſen das mit ſich ſelber ausmachen und vielleicht thun Sie beſſer, das läſtige Uebergangsſtudium fern von der Heimath in aller Stille zurückzulegen. Von einem Beſuch der Diviſionsſchule würde auch ich Ihnen aus mehr als einem Grunde abgerathen haben; aber freilich hätten Sie die nöthigen Studien hier ebenſo gut machen können, wie in der Reſidenz. Indeſſen, Sie müſſen das, wie geſagt, mit ſich ſelber ausmachen. Nur auf Eines möchte ich mir erlauben, Ihre Auf-

merkſamkeit zu richten. Es ſieht in dieſem Augenblick ziemlich toll in der Reſidenz aus und wenn ich auch von der Wirkſamkeit der Conſtituante, deren Zuſammentritt ja in den nächſten Tagen bevorſteht, das Beſte hoffe, ſo darf man doch nicht erwarten, daß die wildbewegten Wellen ſich ſofort beruhigen werden. Ich halte ſogar im Gegentheil die Wiederkehr mehr oder weniger ſtürmiſcher Tage für unausbleiblich. Sie ſind in der Reſidenz in der glücklichen Lage, dieſen Stürmen vom Hafen Ihrer Inactivetät aus ruhig zuſchauen zu können. Verſcherzen Sie dieſe glückliche Lage nicht dadurch, daß Sie ſich ſo oder ſo direct in den Streit der Parteien miſchen, ſondern benutzen Sie dieſelbe, indem Sie die Parteien, ihre Vorzüge und Schwächen, ihre Ziele und Mittel, und überhaupt die ganze politiſche Situation auf das ſorgfältigſte und gewiſſenhafteſte ſtudiren. Nichts iſt thörichter, als die Behauptung unſrer Officiere, daß wir Soldaten nur Soldaten und ſonſt weiter nichts in der Welt zu ſein brauchten. Wenn mich nicht Alles trügt, ſtehen wir an der Schwelle einer Periode, wo der General, der nicht zugleich Staatsmann iſt, eine traurige Rolle ſpielen wird, und ebenſo die Staatsmänner, die ſich nicht nöthigenfalls für ihre Ideen ſchlagen können, wenig geachtet ſein werden. Laſſen Sie ſich deshalb die Zeit, die Sie auf

das Studium der Kriegswiſſenſchaft verwenden, nicht verdrießen, ſelbſt wenn Sie ſich ſpäter wieder in einen andern Sattel ſchwingen ſollten; man muß eben heut zu Tage in mehr als einem Sattel gerecht ſein."

Hier erſchien der Diener abermals und meldete, daß nur noch funfzehn Minuten an ein Uhr fehlten.

„Es iſt gut!"

Der Mann machte auf dem Abſatz Kehrt und marſchirte wieder zur Thür hinaus.

„Ich haſſe den Menſchen beinahe," ſagte der Major lächelnd; „er iſt wie eine Perſonification des geiſtloſen, zeitraubenden, unerbittlichen Dienſtes; Sie glauben nicht, wie viel gute Stunden der Menſch mir ſchon geſtohlen und wie viel erträgliche Gedanken er mir ſchon in der Geburt gemordet hat. Aber nun wollen wir ihn doch nicht zum dritten Male kommen laſſen. Leben Sie wohl, Herr von Hohenſtein. Morgen wird Ihr Patent fertig; übermorgen werden Sie ſich auf der Parade vorſtellen müſſen; und den Tag darauf können Sie, wenn Ihre Fräulein Braut es ſonſt erlaubt, reiſen. Wollen Sie mich vorher noch einmal beſuchen, ſo kann ich Ihnen vielleicht für Ihre Studien einige nützliche Winke geben. Das Handwerksmäßige lernt ein Mann, wie Sie, ja im Handumdrehen: aber eben deshalb darf ein Mann wie Sie auch nicht beim

Handwerksmäßigen ſtehen bleiben. — O Himmel! Ich höre meine Parze ſchon wieder! Adieu, adieu!“

Und Herr von Degenfeld drängte Wolfgang zur Thür hinaus, als wollte er ihm die Dankſagung erſparen, welche ein ſo unerwartet freundlicher Empfang allerdings in reichem Maße verdiente.

33.

Wolfgang war, als er das Haus des Majors verließ, zu Muthe, wie einem Hypochonder, der in der ſichern Vorausſetzung, ſich zu lebenslänglicher Krankheit verurtheilt zu hören, zu einem berühmten Arzte gegangen und nun darüber belehrt worden iſt, daß er im Grunde genommen gar nicht ſo krank ſei, ja ſogar das gefürchtete Uebel bei richtiger Behandlung zur Befeſtigung ſeiner Geſundheit weſentlich beitragen werde. Was Herr von Degenfeld über die nothwendige und unausbleibliche Reform des Heerweſens und über den Zuſammenhang und das Ineinandergreifen der verſchiedenen Lebensſphären geſagt hatte, war wie eine Offenbarung für Wolfgang geweſen. Er hatte ſich bis daher von der ächt deutſchen Anſchauung, daß der ſpecielle Beruf mit dem Leben, ſo zu ſagen, identiſch ſei, leiten laſſen. Von dieſem Standpunkte aus hatte er auch ſeine militairiſche Laufbahn beurtheilt und in derſelben nur einen engen, mit widerwärtigen Hinderniſſen dicht

beſetzten und ſchließlich zu keinem Ziele führenden Pfad geſehen. Jetzt erſchien ſie ihm wie eine kurze Quergaſſe, die man durchſchreiten muß, um zu der großen, breiten Straße zu gelangen, welche den Weltverkehr vermittelt. Er dachte an jene Helden des Alterthums, die zugleich Philoſophen, Staatsmänner und Feldherren, an die großen Männer der Befreiungskriege: wie Blücher, Scharnhorſt, Gneiſenau, Wellington u. A., die Alle Soldaten im Sinne des Herrn von Degenfeld geweſen waren. „Der Major hat recht," ſprach Wolfgang bei ſich, „man muß heut zu Tage in mehr als einem Sattel reiten können, wenn man den Anforderungen, welche unſere Zeit an uns ſtellt, gerecht werden will. Sonderbar, daß dir dieſer ſo nahe liegende Gedanke nicht ſchon früher gekommen iſt! er hätte dir manche kummervolle Stunde erſpart. Aber jetzt willſt du auch daran feſthalten. Du willſt dich durch das engherzige, geiſtloſe Treiben ſolcher flachen Alltagsnaturen, wie dieſer Willamowsky, dieſer Brinkmann, wie deine hohlköpfigen Vettern, nicht über die großen Geſichtspunkte, von denen aus Männer, wie Degenfeld, ihren Beruf anſehen, täuſchen laſſen. Das Bewußtſein, einer größern Idee zu dienen, wird dir ein Talisman ſein, der dich in Mitten dieſer glänzenden Larven nicht auch zur Larve werden läßt. Freilich,

dem Alten auf Rheinfelden darfſt du von dieſen ketzeriſchen Ideen nichts ſagen; aber er braucht ja auch nicht zu wiſſen, in welchem Geiſte ich ſeinen Wunſch erfülle, wenn ich ihn nur erfülle, wenn er mich am Sonntag nur in dem bunten Rock ſieht, in welchem er ſeinen geliebten Joſeph doch nun einmal durchaus ſehen will."

Der General hatte die Verlobten und auch die übrigen Verwandten auf den Sonntag zu ſich entboten. Wolfgang freute ſich ſehr darauf, das alte Schloß und den verwilderten Park wieder zu betreten, die ihm durch Alles, was er dort erlebt, ſo merkwürdig und ſo lieb geworden waren. Auch Camilla hatte ſich viel von der Fahrt verſprochen, mehr noch die Präſidentin, die ſich bereits mit großen, aber etwas unbeſtimmten Verſchönerungsprojecten trug, und hoffte, daß dieſelben an Ort und Stelle Angeſichts der zu verſchönernden Objecte zur Reife kommen ſollten. Niemand aber hatte dem Beſuche ungeduldiger entgegengeſehen als der Stadtrath; Niemand hatte aber auch größere Urſache, eine abermalige Zuſammenkunft mit dem Alten zu wünſchen. Noch waren in der famoſen Taille alle Karten für ihn geſchlagen. Sein Verbrechen war nicht entdeckt worden, und es war vorläufig auch gar nicht wahrſcheinlich, daß es ſo bald entdeckt werden würde.

Die Verwaltung der Kaſſe, an der er zum Dieb geworden, war ihm jetzt definitiv übertragen; an eine Reviſion hatte bei der gewaltigen Aufregung, die in Folge des Wahlkampfes augenblicklich in der Stadt herrſchte, Niemand gedacht. — Er war nicht nur mit ſeinen Verwandten ausgeſöhnt, ſondern hatte als Vater des präſumptiven Erben von Rheinfelden, des Verlobten der ſchönen Präſidententochter, eine Poſition in der Familie gewonnen, die zu erreichen er niemals hatte hoffen können. Der General hatte ihm auf den Brief, in welchem er ihm „gehorſamſt“ meldete, daß „ſeine Befehle bereits erfüllt,“ Wolfgang mit Camilla verlobt und ſeit geſtern in das neunundneunzigſte Infanterieregiment eingetreten ſei, zwar nicht direct geantwortet, aber die bald darauf erfolgende Einladung nach Rheinfelden und eine beträchtliche Anweiſung auf des Generals Banquier in der Stadt ſchienen zu beweiſen, daß der Alte mit der Ausführung ſeiner „Befehle“ gerade nicht unzufrieden ſei. — Ein Eiſen, das ſo herrlich glühte, mußte geſchmiedet werden. Tauſend Thaler waren gut, aber zehntauſend Thaler waren zehmal beſſer, und weshalb ſollte der brave, alte Herr, der in ſeinen greiſen Tagen plötzlich ſo ſpendabel wurde, nicht zehn- oder zwanzigtauſend herausrücken, wenn man ihm die Sache nur vernünftig vorſtellte!

Da, am Sonntag Morgen, kam ein Brief von Rheinfelden, deſſen Inhalt die ſanguiniſchen Hoffnungen des Stadtraths bedeutend abkühlte. Der General ſchrieb: er ſei krank, könne und wolle die Geſellſchaft nicht ſehen, der Teufel ſolle die Gicht holen, und der „Junge" ſolle in Teufels Namen, ohne ſeinem Großonkel die „kleine Hexe" vorgeſtellt zu haben, nach der Reſidenz reiſen.

So hatte die Taille ihr Ende erreicht. Die ſchöne Gelegenheit war vorübergegangen; daß der ſtarrköpfige Alte ſich eines Anderen beſinnen würde, war ſehr unwahrſcheinlich; überdies war der Termin von Wolfgang's Abreiſe. feſtgeſetzt und merkwürdigerweiſe beſtand Wolfgang darauf, das der feſtgeſetzte Termin ſtreng eingehalten werde.

Dieſe Eilfertigkeit eines ſeit ſo kurzer Zeit Verlobten, von dem Orte ſeiner Liebe fortzukommen, ſchien Allen räthſelhaft, und Wolfgang war nicht im Stande, dies Räthſel zu löſen, zum wenigſten nicht, ohne dabei Manches zur Sprache bringen zu müſſen, was er ſich ſelbſt nur ungern geſtand. Die Wahrheit aber war, daß der herrliche Talisman, den er aus der Unterredung mit Herrn von Degenfeld für alle Zukunft erobert zu haben glaubte, bereits in den nächſten Tagen ſeine Kraft nur ſehr ſchwach geäußert hatte. Die Vor-

ſtellung auf der Parade, die Meldungen bei den Officieren, der unvermeidliche Verkehr mit den „Kameraden" — jungen Leuten, die ohne Ausnahme an Bildung tief unter ihm ſtanden, — das Alles hatte die Stimmung des jüngſten Fähndrichs vom neunundneunzigſten Infanterieregiment ſo niedergedrückt, daß die Helden des Alterthums und die großen Männer der Neuzeit (die alle Soldaten und Staatsmänner zugleich geweſen!) an ſeinem Horizont verſchwunden waren, und er nur Leute vor ſich ſah, die ein traurig Handwerk in traurig geiſtloſer Weiſe trieben. Zwar hatte Herr von Degenfeld gelächelt, als er ihm bei einem zweiten und letzten Beſuche mit dem Vertrauen, welches ihm der ſeltene Mann eingeflößt hatte, ſein ganzes Herz ausſchüttete, und gemeint: „dergleichen Stimmungen würden wohl noch öfter eintreten, bevor Uebung und Nachdenken hier wie überall den Meiſter machten;" und Wolfgang hatte ſich zum zweiten Male feſt vorgenommen, unbeirrt durch die hohlen Larven und Geſpenſter ſeinen Weg zu gehen, aber er fühlte doch, daß eine zeitweilige Entfernung aus dieſen Kreiſen, wo es ſo viele Zeugen des Kampfes gab, den er mit ſich ſelbſt zu kämpfen hatte, nothwendig ſei, und er drang deshalb auf dieſe Entfernung.

Niemand war über dieſe „Halsſtarrigkeit" unzu-

friedener, als die Präſidentin. Sie hatte Wolfgang während dieſer kurzen Zeit „ganz außerordentlich lieb“ gewonnen, und an jedem Tage eine neue intereſſante Eigenſchaft an ihm entdeckt. Es ſtellte ſich nach einander heraus, daß Wolfgang in Geſtalt, Bewegung, Geſichtszügen und Ausdruck den idealiſirten Typus der Hohenſteins darſtelle, daß ſein Converſationstalent wahrhaft überraſchend und ſein Klavierſpiel vollkommen meiſterhaft ſei, daß ſeine Größe zu der Camilla's wunderbar paſſe und daß ſeine ſchlanke, elegante Figur erſt in dem militairiſchen Rock zur vollen Geltung komme. Wolfgang's vorzüglichſte Tugend war indeſſen in den Augen der Präſidentin offenbar die, daß ſein Verhältniß zu Camilla ſo viele Geſellſchaften und Excurſionen möglich, ja nothwendig machte, und deshalb wollte ſie „von einer ſo ſchnellen und gänzlich unmotivirten Trennung ein für allemal nichts wiſſen.“ Camilla ſchloß ſich natürlich hier, wie in den meiſten Fällen, der Meinung der Mutter vollkommen an. Sie bat und ſchmeichelte, und, als das Bitten und Schmeicheln nicht helfen wollte, ſchmollte ſie; und als das Schmollen nicht verfing, brach ſie in Schluchzen aus — nicht in Thränen, denn Camilla weinte nie, — und als Wolfgang ihr mit freundlichem Ernſt das Thörichte eines ſolchen Benehmens verwies, gerieth ſie in großen

Zorn und erklärte, daß, wenn Wolfgang ſo wenig Rückſicht auf ihre Wünſche nehme, ſie auch keine Neigung fühle, ſich ſeinen Wünſchen zu fügen, und daß ſie z. B. die reizende Partie in das Gebirge, welche Herr von Willamowsky für heute Nachmittag arrangirt habe, mitmachen werde, unbekümmert darum, ob Wolfgang morgen früh reiſe oder nicht.

„Ich habe kein Recht, Dir Vorſchriften irgend welcher Art zu machen," erwiderte Wolfgang, „findeſt Du ein größeres Vergnügen darin, mit Deinen Freunden und Freundinnen eine Partie zu machen, als mit mir noch einige Stunden zuſammen zu ſein, ſo thue es immerhin. Du mußt ja am beſten wiſſen, wie viel Dir meine Geſellſchaft werth iſt."

„Aber, lieber Sohn," ſagte die Präſidentin von ihrem Fauteuil aus, „ich dächte, Camilla hätte ein größeres Recht, ſo zu ſprechen. Kann Ihnen denn Camilla's Nähe koſtbar ſein, wenn Sie ſich ohne Grund ſo ſchnell aus derſelben entfernen. — Ruhig, Joli!"

„Ich habe Ihnen die Gründe, die ich habe, meine Abreiſe nicht länger als bis morgen früh hinauszuſchieben, wiederholt auseinandergeſetzt. Es thut mir leid, gnädige Frau, wenn es mir nicht gelungen iſt, Sie von der Stichhaltigkeit dieſer Gründe zu überzeugen. Aber —"

„Aber, ſo könnteſt Du doch wenigſtens noch heute Nachmittag mitkommen;“ warf Camilla dazwiſchen.

„Verzeihe, liebe Camilla, das iſt wohl nicht möglich. Ich habe noch Manches zu beſorgen, noch verſchiedene Beſuche zu machen; ich wünſche mit meiner Mutter noch einige Stunden beiſammen zu ſein. Du weißt, daß wir vor half elf Uhr nicht zurück ſein können. Und morgen früh um ſieben geht der Zug.“

„Du biſt eigenſinnig;“ ſagte Camilla.

„Ich würde Dir dieſen Vorwurf zurückgeben, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß Du mir gern den Gefallen thuſt und heute Nachmittag zu Hauſe bleibſt.“

„Da dürfteſt Du Dich doch irren.“

„Ich werde am Nachmittag um drei Uhr mich vom Gegentheil überzeugen.“

„Das Dampfſchiff, mit dem wir fahren werden, geht ſchon um zwei.“

„Dann muß ich Dir ſchon jetzt Lebewohl ſagen, Camilla!“

„Lebe wohl!“

„Aber Kinder;“ rief die Präſidentin, ſich aus ihrer bequemen Lage in die Höhe richtend, und Joli von ihrem Schooß auf den Teppich ſpringen laſſend; „müßt Ihr Euch denn immer zanken, ich wollte ſagen: könnt Ihr Euch denn wirklich über eine ſolche Bagatelle ver-

unſeinigen! Geben Sie nach, lieber Wolfgang; ein Cavalier wie Sie, wird doch nicht gegen Damen ſo ungalant ſein."

„Wenn wir unſer Thun und Laſſen nach den Geſetzen der ſogenannten Galanterie regeln wollen, gnädige Frau, ſo fürchte ich: würden ſich die Damen ſchließlich am ſchlechteſten dabei ſtehen. Leben Sie wohl, gnädige Frau! leb wohl, Camilla.

Wolfgang verbeugte ſich und ging langſam nach der Thür, in der ſichern Erwartung, daß Camilla ihm nicht erlauben werde, ſich ſo zu entfernen. Aber Camia blickte von ihrer Stickerei nicht auf, und die Präſidentin, die den Sinn ſeiner letzten Worte gar nicht verſtanden hatte, rief: „Alſo präcis zwei Uhr, kommen Sie nicht zu ſpät!" Wolfgang blieb ſtehen und ein bitteres Wort ſchwebte auf ſeinen Lippen; aber er ſprach es nicht aus, ſondern verbeugte ſich noch einmal und verließ das Zimmer.

„Sei nur heute Nachmittag recht liebenswürdig gegen ihn," ſagte die Präſidentin, von einer ſo angreifenden Scene erſchöpft in ihren Fauteuil zurückſinkend.

„Aber, Mama, glaubſt Du denn wirklich, daß er kommen wird?" fragte Camilla.

„Ob er kommen wird? mais cela va sans dire."

„Nous verrons," erwiderte Camilla, die Perlen auf ihrer Stickerei zählend.

Wolfgang kam; aber nicht um zwei, ſondern um drei. Der Kammerdiener Jean, der ihn empfing, wunderte ſich unendlich, Herrn von Hohenſtein zu ſehen. Ob Herr von Hohenſtein denn nicht von der Partie ſei? Die gnädige Frau mit den beiden gnädigen Fräulein Töchtern hätten bereits um halb zwei Uhr in Geſellſchaft des Herrn Barons von Willamowsky, des Herrn Aſſeſſors von Wyſe und des Herrn Kettenberg das Haus verlaſſen. Der Herr Präſident ſeien aus der Wahlverſammlung noch nicht zurück; hätten aber verſprochen, mit dem um vier Uhr gehenden Dampfſchiff nachzukommen, im Fall die Wahl bis dahin beendet ſei. Ob ſich Herr von Hohenſtein dem Herrn Präſidenten nicht anſchließen wolle?

Wolfgang ſagte, „er wolle ſehen — vielleicht — er hoffe, bis dahin mit ſeinen Geſchäften fertig zu ſein;" und ging.

Seine erſte Regung war geweſen, ein paar Viſitenkarten mit „um Abſchied zu nehmen" da zu laſſen; aber der Gedanke, daß der ſchlaue, widerlich ſchwatzhafte Menſch dann ſogleich den Zuſammenhang errathen und ſich in der Küchenregion über ihn und Camilla luſtig machen könnte, hatte ihn davon abgehalten. Nicht nach-

geben! — das ſtand bei ihm feſt; aber ſein Herz war tief traurig. Dazu alſo hatte es kommen müſſen! So wenig alſo verſtand ihn Camilla! So viel alſo hatte ſie von dem Leichtſinn der Menſchen, unter denen ſie aufgewachſen, in ſich aufgenommen! Denn auf den Einfluß ihrer frivolen Umgebung, beſonders ihrer indolenten, genußſüchtigen Mutter ſchob Wolfgang natürlich den größten Theil der Schuld. Daß die Mutter ſich durch die kluge willensſtarke junge Dame ſehr viel öfter in ihren Handlungen beſtimmen ließ, als dieſe ſich von jener; daß es Camilla heute nur ein Wort gekoſtet hätte, um die Mutter zum Bleiben zu bewegen, und daß ſie dieſes Wort mit kaltblütiger Ueberlegung nicht geſprochen hatte, einmal, um zu ſehen, wie weit ihre Herrſchaft über Wolfgang ſich erſtreckte, und das andere Mal, um den Spöttereien Willamowsky's, von Wyſe's und ihrer übrigen Verehrer die Spitze abzubrechen — daran dachte Wolfgang nicht.

Langſamen Schrittes ging er wieder nach Hauſe. Er überlegte, ob er Camilla ſchreiben ſolle? und was er ihr dann ſchreiben ſolle? oder ob es beſſer ſei, gar nichts dergleichen zu thun und die Thatſachen ſelbſt ſprechen zu laſſen? Er konnte zu keinem Entſchluſſe kommen.

Auf ſeinem Zimmer fand er die Sachen vollſtän-

dig gepackt; die Mutter und Urſel waren fleißig am Werk geweſen. Er ging in den Garten hinab, ſo ſchwer es ihm auch wurde, der Mutter, vor der er nie ein Geheimniß gehabt, jetzt entgegen zu treten mit einer Anklage gegen ſeine Braut im Herzen und auf den Lippen. Denn das einfache Wort, daß Camilla mit den Ihrigen die projectirte Spazierfahrt nun doch gemacht habe, war ja Anklage genug.

Merkwürdigerweiſe nahm Margareth die Nachricht als Etwas, das ſie mit Beſtimmtheit erwartet hatte, entgegen. Sie ſprach es freilich nicht aus, aber aus Allem, was ſie, um ihren Sohn zu tröſten, ſagte, klang es heraus. Ja, wenn ſie in den tiefſten Grund ihrer Seele geſchaut hätte, ſo würde ſie — vielleicht zu ihrem Schrecken — ein Gefühl des Triumphes entdeckt haben — des Triumphes, daß Wolfgang von der verlaſſen war, von der er — davon war Margareth überzeugt — heißer geliebt zu ſein glaubte, als von ſeiner Mutter. Und nun in dem Bewußtſein, für heute wenigſtens die Stelle in Wolfgang's Herzen wieder einzunehmen, aus der die Fremde ſie verdrängt hatte, in dem Gefühl, daß er zu ihr zurückgekommen war aus einer Welt, die ihn nicht verſtand und verſtehen konnte, wie er als Knabe zu ihr flüchtete, wenn ihm in der Schule oder ſonſt irgend eine Unbilde widerfahren war, — in dieſem

ſtolzen Bewußtſein, erfüllt von dieſem ſüßen Gefühle, fand ſie die ganze alte Herzlichkeit wieder, die ſich in den letzten Tagen ſcheu verborgen hatte; da konnte ſie wieder plaudern, wie in den guten alten Tagen; ja, und auch ſcherzen, denn Margareth ſcherzte gern, wenn ſie ſich ſicher wußte. Sie erzählte Wolfgang ihr myſteriöſes Zwiegeſpräch mit dem alten Köbes neulich am Verlobungstage, und forderte Wolfgang auf, den Schlüſſel zu finden zu den räthſelhaften Worten: Hohenſteins ſind Hohenſteins. „Was kann es heißen", erwiderte Wolfgang lächelnd, „als: Hohenſteins ſind keine Schmitzs, oder noch deutlicher: ſämmtliche Hohenſteins der Welt ſind, alle zuſammengenommen, nicht werth den Riemen von dem Schuh einer gewiſſen Dame aus dem Hauſe Schmitz zu löſen, in die ich, der alte Lohnkutſcher Köbes, ſo ſterblich verliebt bin, wie nur je ein verhuzzelter alter Zauberer in eine ſchöne Königin, die Abends in ihrem Garten zwiſchen den Roſen und Lilien — in ihrer Schönheit viel herrlicher denn Roſen und Lilien — auf- und abwandelte, verliebt geweſen iſt."

Margareth lachte, dann wurde ſie mit einem Male ernſt und ſtill. Wolfgang drang in ſie, ſich auszuſprechen; aber es dauerte eine geraume Zeit, bis ſie ſich plötzlich mit der leiſe und haſtig geſprochenen Frage zu ihm wandte:

„Biſt Du — in der Ufergaſſe geweſen, um Abſchied zu nehmen?“

„Nein,“ ſagte Wolfgang; aber ich habe mir vorgenommen, heute gegen Abend hinzugehen, wann ich hoffen darf, den Onkel zu treffen. Ich wäre ſchon früher zu ihnen gegangen, ebenſo wie zu Münzer — aber — aufrichtig, Mutter, ich kann mir nicht denken, daß Schmitz's, oder auch Münzer, über meine Verlobung und meine Umſattelung, wie wir auf der Univerſität ſagen, beſonders entzückt ſein werden, und Du weißt: die Menſchen nehmen es immer als eine perſönliche Beleidigung auf, wenn man ſein Leben nicht genau ſo einrichtet, wie ſie es für zweckmäßig halten, ohne daß ſie je darnach fragen, ob es uns auch nur möglich iſt, ihren Wünſchen nachzukommen.“

„Das iſt wohl wahr;“ ſeufzte Margareth.

„Indeſſen,“ fuhr Wolfgang fort, „ich wäre, wie geſagt, ohne Deine Mahnung gegangen, ſo wenig erquicklich auch das Zuſammentreffen mit Onkel Peter oder Tante Bella werden wird; ich wäre gegangen und hätte ich es auch nur meines hübſchen kleinen Mühmchens wegen thun ſollen. Sage mir, Mutter, weshalb iſt Ottilie in all' dieſer Zeit nicht wieder hier geweſen? Sie hatte Dir doch verſprochen, mich geſund zu machen und dann alle Tage zu kommen? Hat ſie

es übel genommen, daß ich ohne ihre Hülfe geſund geworden bin? oder iſt es auch nur eine der vielen Capricen der guten Tante Bella? oder einfach eine Strafe meiner Verlobung mit Camilla? ich glaube, das Letztere iſt das Wahrſcheinlichere."

Margareth kämpfte mit ſich, ob ſie die Wahrheit ſagen ſolle oder nicht; aber der beleidigte Familienſtolz gewann die Oberhand, und indem ihr die Thränen aus den Augen brachen, ſagte ſie:

„Sie darf ja nicht, Wolfgang!"

„Wer hat es verboten?"

„Dein Vater."

„Und warum?"

„Ich weiß es nicht, oder doch, ich weiß es wohl: weil er ſich meiner Verwandten ſchämt, weil die Verwandten Deiner Braut nicht wiſſen oder nicht daran erinnert werden ſollen, daß Deine Mutter eines armen Buchdruckers Tochter iſt."

„Und hat der Vater das Schmitz's geſagt?"

„Ich ſelbſt habe es Ottilien ſagen müſſen — er befahl es."

Margareth hatte das kaum geſprochen, als ſie es ſchon bereute — nicht aus Furcht vor ihrem Gemahl, ſondern aus dem edleren Gefühl, daß es einer Frau und Mutter nicht zieme, es ſei, aus welchem

Grunde es ſei, Zwietracht zu ſäen zwiſchen Vater und Sohn. Sie war überzeugt, daß er es gewiß mit dem Verbot ſo bös nicht gemeint habe; ſie fand es ſo erklärlich, daß er in ſeiner augenblicklichen Lage, wo ihm die gute Meinung ſeiner Verwandten in jeder Beziehung ſo wichtig ſei, fürchte, ſich durch eine Annäherung an Peter's Familie in den Augen ſeiner Parteigenoſſen zu compromittiren; ſie gab zu, daß Peter durch ſein ſchroffes Weſen ihren Gatten auch vielfach gereizt haben möge; ſie ſuchte mit allen Gründen, die ihr nur irgend erdenklich waren, den Gatten zu rechtfertigen, zum mindeſten zu entſchuldigen. Wolfgang hörte mit gefurchter Stirn und düſteren Augen ſchweigend zu. Endlich ſagte er:

„Laß es gut ſein, Mutter! es iſt das alte, ewig neue leidige Lied; es iſt der uralte Fluch, der auf den Menſchen ruht, die nicht Brüder ſein wollen; vielleicht, wer weiß es! nicht ſein können, und doch ſein müßten, wenn das, was die Weiſeſten und Beſten unter uns als das Ideal der Menſchheit hingeſtellt haben, nicht eine inhaltsleere Phraſe, ein hohles Nichts ſein ſoll. Du, liebe Mutter, haſt ſchon ſo viel unter dieſem Fluch gelitten, und ich bin zu ſehr Dein Sohn, als daß ich in dieſer Hinſicht etwas vor Dir voraus haben könnte. Wir werden eben an den Sünden geſtraft, die wir

nicht ſündigten. Was können wir thun, als uns von Sünden rein erhalten; als, unbeirrt durch den Egoismus der Andern, unſerm Ideal nachleben; Opfer bringen, ſo weit wir können, ohne von uns ſelbſt, von unſerem beſſeren Selbſt abzufallen; dann aber, wenn der Punkt eintritt, wo wir ſagen müſſen: bis hierher und nicht weiter! auch feſt ſtehen zu unſerer Ueberzeugung, es komme daraus, was da will und mag. Dieſer Punkt iſt für mich jetzt eingetreten. So weit kann und darf der Vater nicht gehen. Er darf nicht von Dir verlangen, daß Du ſeinen weltlichen Plänen zu Liebe die guten Menſchen, an die Du durch die heiligſten Bande des Bluts, durch tauſend und aber tauſend ſchöne und rührende Erinnerungen geknüpft biſt, wie Fremde von Deiner Schwelle und aus Deinem Herzen weiſt; er kann von mir nicht fordern, daß ich von hier fortgehe, ohne denen, von welchen ich, ſo lange ich lebe, nur Liebes und Gutes erfahren habe, die Hand zum Abſchied zu drücken. Ich werde mit dem Vater ſprechen, ſobald er nach Hauſe kommt; ich bin überzeugt, er wird einſehen, daß wir nichts fordern, als was recht und billig iſt, auf jeden Fall werde ich noch heute Abend zum Onkel gehen."

Margareth wollte etwas erwidern, das wahrſcheinlich darauf berechnet war, Wolfgang zur Vorſicht und

Mäßigung zu ermahnen, als der Stadtrath eilig durch den Garten auf ſie zugeſchritten kam. Margareth wurde bleich und warf einen flehenden Blick auf ihren Sohn, den dieſer mit einem ſanften Druck der Hand und mit dem leiſen Worte: ſei ganz ruhig, liebſte Mutter! beantwortete.

Der Stadtrath war ſehr aufgeregt, er küßte ſeine Frau auf die Stirn und reichte ſeinem Sohne die Hand. Dann fing er nach den erſten Worten der Begrüßung ſogleich an von dem großen Ereigniß des Tages, von den Wahlen, zu erzählen. Seine Nachrichten waren ſicher, denn er kam ſelbſt ſoeben aus der Verſammlung. Es war ſehr ſtürmiſch hergegangen; die Parteien hatten ſich auf das Schroffſte gegenüber geſtanden; nur nach zahlloſen Abſtimmungen war es zu einem ſicheren Reſultat gekommen.

„Und zu welchem Reſultat!“ rief der Stadtrath, „Du wirſt nicht wiſſen, Wolfgang, ob Du Dich darüber freuen oder betrüben ſollſt. Trotz unſerer verzweifelten Anſtrengungen iſt es uns nicht möglich geweſen, den Präſidenten durchzubringen.“

„Und Münzer?“ rief Wolfgang.

„Münzer iſt gewählt;“ erwiderte der Stadtrath mit einer Miene, die gleichgültig ſein ſollte, aber ſeine innere Erregung doch deutlich genug verrieth. „Nun

das war ja vorauszuſehen; ſein Anhang unter den Arbeitern iſt trotz Allem, was wir gethan haben, um ihn in dem Vertrauen der Leute zu deraciniren, doch zu groß. Wir mußten ihnen dies Zugeſtändniß machen, um nur einen unſrer Candidaten durchzubringen, bei dem wir freilich auch unſerer Sache keineswegs ſicher ſind. Der Katholicismus und der Particularismus! ja wenn wir mit dieſen Feinden nicht zu kämpfen hätten. Am liebſten hätten ſie lauter Pfaffen und Juriſten gewählt, damit ihnen doch nur ja ihr Brevier und ihr Code bleibt. Wie groß das Mißtrauen gegen uns Proteſtanten, zumal gegen den Beamten- und Militairadel aus den öſtlichen Provinzen iſt — das hat ſich heute wieder recht klar gezeigt. Als der Präſident nicht mehr zu halten war, ſtellte man mich noch in aller Eile auf; wer weiß, ob das nicht von dem beſten Erfolge geweſen wäre, wenn man es gleich von Anfang gethan hätte. Ich habe mich über die große Anzahl der Stimmen, die ich trotzdem erhielt, ſehr gewundert. Aber für den Bruder wird es ein harter Schlag ſein. A propos, Wolfgang, weshalb haſt Du denn den Ausflug nicht mitgemacht? der Bruder ſagte mir: ihr wäret ſchon ſeit dem Mittag Alle in den Bergen."

„Die Andern ſind fort," erwiderte Wolfgang,

„ich bin zu Hauſe geblieben, weil ich gern noch ein paar Stunden bei der Mutter ſein wollte, und weil ich noch ein paar Beſuche zu machen habe, vor Allem bei Onkel Peter.“

Wolfgang hatte das im ruhigſten Tone geſagt; die Mutter beugte ſich ſeitwärts über ein Beet und machte ſich mit den Blumen zu ſchaffen.

„Das iſt auch wahr,“ erwiderte der Stadtrath; „ich wollte Dich alle dieſe Tage daran erinnern und habe es nur in dieſem Trubel, der ja Niemanden zur Beſinnung kommen läßt, vergeſſen. Gewiß, der Onkel würde es mit Recht übel nehmen, wenn Du ſo sans façon abreiſen wollteſt. Ich bin, wie Du Dir denken kannſt, mit dem Onkel in jüngſter Zeit noch etwas weiter als ſonſt auseinander gekommen, und ich habe deshalb auch Deine Mutter gebeten, vorläufig ihre Relationen mit der Ufergaſſe auf das Nothwendigſte zu reduciren; aber damit iſt natürlich nicht geſagt, daß man die Sache auf die Spitze treibt, oder nun gar die Pflichten der gewöhnlichen Höflichkeit zu erfüllen unterläßt.“

Margareth wandte ſich von ihren Blumen wieder um; ihre braunen Augen waren feucht und ihre ſanfte Stimme klang noch ſanfter und lieblicher, als ſie jetzt, ſich an den Arm ihres Gatten ſchmiegend,

ſagte: „Komm herein, lieber Arthur! Du mußt ja vollkommen erſchöpft ſein, Urſel wird unterdeſſen angerichtet haben. Und dann mußt Du ein Glas Wein trinken — von dem ſchönen ſechsundvierziger Liebfrauenmilch — das wird Dir gut thun."

„Und dazu ein freundliches Lächeln von meiner ſchönen, lieben Frau, die, Gott ſei Dank, noch vier Jahre Zeit hat bis ſie eine Sechsundvierzigerin iſt! das wird ein Göttermahl werden!" ſagte der Stadtrath, ſeiner Gattin die Hand küſſend.

Sie gingen in das Haus. Wolfgang und die Mutter leiſteten dem Stadtrath bei ſeiner Mahlzeit Geſellſchaft, da er noch gar viel von den Wahlen zu erzählen hatte. Es dunkelte bereits, als Wolfgang endlich zu ſeinen Beſuchen aufbrach. Er hatte mit der Mutter verabredet, daß ſie ſeine Zurückkunft nicht erwarten, ſondern ſich zeitig zu Bett legen ſollte, um Morgen früh deſto kräftiger zu ſein. Der Stadtrath wollte zu Hauſe bleiben und ſeine liegen gebliebenen Correſpondenzen und Acten abarbeiten. Wolfgang verließ das Haus mit viel leichterem Herzen, als er es vor wenigen Stunden betreten hatte. Er hatte die Eltern noch nie ſo einig geſehen. Die Freude darüber ließ ihn den morgen bevorſtehenden Abſchied von der Mutter, der ihm ſo ſchwer auf dem Herzen gelegen

hatte, weniger ſchmerzlich fürchten; und ſelbſt ſein Streit mit Camilla erſchien ihm in einem minder trüben Licht. Hatte er doch eben noch an dem Beiſpiel der Mutter geſehen, wie eine hypochondriſche Stimmung geneigt iſt, gleich das Schlimmſte anzunehmen. „Camilla wird ihren Fehler bereuen, ſobald ſie zur Erkenntniß kommt und das wird noch vor morgen früh geſchehen. Die Erkenntniß iſt die Hauptſache, das Andere findet ſich von ſelbſt. Und weil das Erkennen ſich nicht erzwingen läßt, muß man eben Geduld haben.“

Wolfgang war in der verſöhnlichſten Stimmung, als er nach einer langen Wanderung durch die ſtaub- und lärmerfüllten Straßen endlich an Onkel Peter's Haus in der Ufergaſſe anlangte.

34.

Der unglückliche Zufall jenes Abends, an welchem Münzer seinen Sohn dem gewissen Tode entriß, schien keine ernsteren Folgen haben zu sollen, als ein heftiges Fieber, von welchem der Knabe noch in derselben Nacht befallen wurde, und das der ärztlichen Kunst nur gewichen war, um einem quälenden Husten Platz zu machen, der dem armen Kinde bei Tag und Nacht keine Ruhe ließ — dem armen Kinde und natürlich auch nicht des armen Kindes Mutter, die mit dem Kranken in einem Zimmer schlief. Aber freilich war des Kleinen Krankheit wohl nicht der Grund, weshalb Clärchen so oft in stiller Nacht, wenn Alles schlief, in ihrem Bette saß — stundenlang, den Kopf in die Hand gestützt, mit düstern Augen in das Flämmchen der Nachtlampe starrend, oder auch wohl ihr Haupt in den Kissen verbarg, um ihr Weinen und Schluchzen zu ersticken. Der Eifersuchtsfunken, welchen Wilhelm Rupertus' unbedachte

Aeußerung an jenem Abend in Clärchens Seele geworfen, war in kürzeſter Friſt zur düſtern Flamme aufgeloht, die der unglücklichen Frau Herz und Hirn verbrannte. Daß ihr Gatte ſie nicht liebe, wie er ein Weib lieben könne, daß er an die Gefährtin ſeines Lebens höhere Anſprüche erheben dürfe, als welchen ſie beim beſten Willen zu genügen im Stande ſei, daß er ſich in Folge deſſen an ihrer Seite nicht glücklich fühle — dies Alles waren Sätze, deren Richtigkeit das beſcheidene Clärchen ſchon ſeit Jahren kaum noch einen Tag, kaum noch eine Minute lang bezweifelt hatte. Vergebens, daß Münzer ſie oft das Gegentheil verſicherte, zum wenigſten für ſeine Unzufriedenheit, ſeine böſen Launen andere Gründe: Verdrießlichkeiten im Geſchäft, Mißmuth über die politiſchen Verhältniſſe, Abſpannung in Folge der übermäßigen Arbeit vorzubringen verſucht hatte. Münzer log nicht, wenn er ſo ſprach; Clärchen wußte das ſehr wohl; aber ſie wußte auch: daß ein Mann, — zumal ein Mann von der Energie Münzer's — auch ein noch ſchwereres Loos leicht erträgt, wenn er nach dem Kampf des Lebens — gleichviel, ob er als Sieger oder Beſiegter heimkehrt — ſein müdes Haupt an dem Buſen eines Weibes zur Ruhe wiegen kann. Clärchen wußte noch mehr. Sie wußte, daß der Mann dieſe Ruhe nicht findet, wenn

ihm die rechte Liebe fehlt, daß die rechte Liebe aber ohne wahre Achtung nicht möglich iſt, daß man wahre Achtung aber nur vor einem Weſen empfindet, das man ſich ebenbürtig weiß. Und ihrem Gatten ebenbürtig zu ſein, wie hätte ſie darauf Anſpruch machen können, — ſie, die ſich in ihrer Beſcheidenheit gerade in dem, worauf er den höchſten Werth legte, ſo tief unter ihm ſah? Was hatte ſie nicht gethan, um der Höhe, auf der er ſtand, nah und näher zu kommen! Mit welchem raſtloſen Fleiß hatte ſie die Lücken einer ſehr mangelhaften wiſſenſchaftlichen Bildung auszufüllen geſucht! wie viel Stunden hatte ſie mit dem für eine Frau ſo trockenen Studium der Grammatik hingebracht, mit dem Auswendiglernen von Vokabeln, mit der mühſeligen Lectüre von ihres Gatten franzöſiſchen und engliſchen Lieblingsſchriftſtellern, wo ſie im Anfang die Bedeutung jedes dritten Wortes im Lexikon aufſuchen mußte! Mit welchem brennenden Eifer hatte ſie beſonders in der letzten Zeit, wo die Politik Münzer mehr und mehr in Anſpruch nahm, die Zeitungen verfolgt, ſich aus hiſtoriſchen Schriften, aus nationalökonomiſchen Werken mit entſetzlich langen ſtatiſtiſchen Tabellen über die Gegenſtände, von welchen ſie ihren Gatten mit Dr. Holm und Peter Schmitz ſo oft ſprechen hörte, zu unterrichten geſucht! Aber das Alles ging ſo langſam! und das

arme Clärchen hatte für ihr Studien ſo wenig Zeit! Wie oft beneidete ſie die reiche Frau Rupertus, die ſich ihrer Wirthſchaftsſorgen mit ein paar kurzen Befehlen an ihre zahlreiche Dienerſchaft entledigen konnte, und dann den lieben langen Tag für ihre harmloſen Liebhabereien, für ihre Blumen, ihre Muſik, ihre Stickereien frei hatte. Clärchen hatte Niemandem Befehle zu geben, als einer Aufwärterin, welche die gröberen häuslichen Arbeiten verrichtete, denn auch nur einen beſtändigen Dienſtboten zu halten, geſtatteten Münzer's beſchränkte Verhältniſſe nicht. Da gab es denn in Küche, Keller und Kammer Arbeit die Hülle und Fülle, und wenn Clärchen die Nadel mit einer ſo wunderbaren Geſchicklichkeit führte, daß Tante Bella es ſchier unbegreiflich fand, ſo hatte es der jungen Frau an der nöthigen Uebung zur Ausbildung dieſer Kunſt wahrlich nicht gefehlt. Dann, wenn die Kinder aus der Schule kamen, wollten und mußten ſie doch auch etwas von der Mutter haben; ſie wollten der Mutter ihre Erlebniſſe erzählen, ihre kleinen Anliegen vortragen; ſie mußten ihre Schulaufgaben unter den Augen der Mutter ausführen. Es wäre in der That nur zu verzeihlich geweſen, wenn Clärchen unter dem ſchweren Druck dieſer mit der gewiſſenhafteſten Sorgfalt erfüllten Pflichten allen Anſprüchen auf eine höhere Geiſtescultur entſagt hätte,

wie es unzählige Frauen unter vergleichungsweiſe viel günſtigeren Verhältniſſen thun zu dürfen glauben — und wenn ſie dennoch unermüdlich vorwärts ſtrebte, wenn ſie ſich dennoch im Lauf der Jahre eine zum Theil ſehr gründliche Kenntniß von vielen Dingen verſchafft hatte, die nicht wenigen ſogenannten gebildeten Männern mehr oder weniger fremd ſind, ſo war das ein Erfolg, der gewiß Anerkennung verdiente, und der vor allen ihren Gatten zur höchſten Bewunderung hätte hinreißen müſſen. Aber Clärchen fand dieſe Anerkennung nicht; auch — worauf es zunächſt ankam — bei ihrem Gatten nicht, und daran war ſie allerdings, zum Theil wenigſtens, ſelber ſchuld. Wie ſie den Schatz ihrer Kenntniſſe heimlich zuſammengetragen hatte, ſo hielt ſie ihn verborgen wie ein unrechtmäßiges, wie ein geſtohlenes Gut. Sie folgte den Discuſſionen der Männer mit einer Aufmerkſamkeit, mit einem Verſtändniß, die Niemand ahnte, und wenn ſie ja einmal ein Wort mit hineinzureden wagte, ſo that ſie es ſchüchtern und unbeholfen, und brach ab, ſobald ſie die Blicke der Anderen mit einem, wie ſie glaubte, ſpöttiſchen Ausdruck auf ſich gerichtet ſah. Wohl kam in ſolchen Augenblicken ihrem Gatten eine Ahnung von dem reichen Leben, das unter dieſer beſcheidenen Hülle verborgen keimte und blühte; aber es waren das eben nur Mo-

mente. Feurig, geiſtreich und beredt, wie er es war, unterſchätzte er bei weitem die „ſtille Kraft," die Leopold Schefer in einem ſeiner ſchönſten Gedichte ſo herrlich feiert; es fiel ihm oft, wenn er ſeine Gattin mit ſolcher ſichern Ruhe im Hauſe ſchalten ſah, das Bild der ſtummen Pſyche ein; aber daß dieſe ſtumme Pſyche von Liebeslippen zur beredten Pſyche wach geküßt werden könne — das glaubte er nicht, daran verzweifelte er, weil es ihm nicht mit dem erſten Kuſſe gelungen war.

So hatte Clärchen nie ſich ſelber vertrauen, ſo hatte Münzer nie ſeiner Gattin vertrauen lernen, und ſo war es gekommen, daß Clärchen recht hatte, wenn ſie annahm, daß Münzer ſie nicht liebe, wie er ein Weib lieben könne, daß Münzer an ihrer Seite nicht vollkommen glücklich, ja, wie ſie ſich in trüben Stunden manchmal ſagte: vollkommen unglücklich ſei.

Bis zu dieſer letzten Zeit aber hatte ſie nie auch nur mit einem Gedanken gefürchtet, ihr Gatte liebe ein andres Weib. Wie ſollte ſie auch! wußte ſie doch nur zu gut, wie das Leben ihres Mannes eine ununterbrochene Arbeit war; wie er von dem Schreibtiſch zu Hauſe an den Schreibtiſch in der Redaction, von der Redaction in den demokratiſchen Verein oder die Volksverſammlung ging, und dann am Abend von dem Schreiben und Sprechen ermüdet und trotz der Er-

müdung oft ſo ſchmerzlich aufgeregt nach Hauſe kam. Wußte ſie doch, daß er trotz ſeines feurigen Temperaments und ſeines Dranges nach Mittheilung die Geſellſchaft viel mehr mied als ſuchte, und daß in dem engen Umgangskreiſe, in welchem ſie ſich bewegten, kein weibliches Weſen war, das ihm auch nur das flüchtigſte Intereſſe hätte abgewinnen können!

So war es geweſen bis ganz vor Kurzem, bis zu dem verhängnißvollen Abend in Rupertus' Villa. „Wie findet denn Ihr Gemahl die Gnädige? er iſt ja ein Kenner!" — das Wort war wie eine fürchterliche Offenbarung für Clärchen geweſen. Sie kannte Antonie von Hohenſtein nicht perſönlich, aber ſehr gut von Anſehen und leider auch durch das Gerücht, das von der ſchönen Frau frecher Libertinage ſehr viel zu erzählen wußte. In dem Moment, als Rupertus ihren Gatten und jene Frau in einem Athem nannte, war es wie ein fahler Blitz durch ihre gramesdüſtre Seele gefahren: ſo ſchön wie Antonie von Hohenſtein muß das Weib ſein, das Bernhard's Leidenſchaft in lodernde Flammen zu ſetzen vermag. Und nun: Münzer, der ihr die Vorkommniſſe ſeines Lebens ſtets erzählte — weil er Jemand haben muß, dem er ſich mittheilen kann, nicht weil er dich ſeiner Mittheilungen für würdig hielte, oder deinen Rath und deine Meinung zu hören

wünſchte, dachte Clärchen oft — Münzer hatte ihr von dieſer Begegnung, die von ſo merkwürdigen Umſtänden begleitet geweſen war, nichts geſagt — kein Wort, keine Andeutung. Er war an jenem Abend ſpät nach Hauſe gekommen, gegen die Gewohnheit ſtill und verſchloſſen, und ſein Auge und ſeine Stirn waren ſeit jenem Abend düſter geweſen, wie noch nie. — Und während ſie, in dieſen ſelbſtquäleriſchen Gedanken verloren, ſtumm und ſtill zwiſchen den ſcherzenden und lachenden Freunden ſaß, ſchlug ihres Kindes Hülferuf an ihr Ohr, und als ſie eine Minute ſpäter mit Herrn Rupertus zur Stelle war, ſah ſie ihr Kind, das ſie todt glaubte, in den Armen ihres Gatten, der gleich darauf wie ein Todter zuſammenbrach. Die Wiederbelebung der Ohnmächtigen, die Sorge um Carl hatte Clärchen gar nicht daran denken, gar nicht darnach fragen laſſen, wie denn nur ihr Gatte auf das einſame Ufer gekommen, und als ſie am nächſten Morgen daran dachte — da brauchte ſie nicht mehr darnach zu fragen, denn ſie wußte, daß er nur aus dem Garten der Frau von Hohenſtein gekommen ſein konnte. Aus dem Garten Antonien's von Hohenſtein — aus dem Garten, von dem Rupertus unter Lachen behauptet hatte, daß er den Zwecken der galanten Dame ganz beſonders günſtig ſei — aus dem ſtillen, verſchwiegenen Garten, aus deſſen dichten Bos-

kets der Geſang der Nachtigallen ſo herrlich erſchallt war, auf deſſen üppigen Laubkronen der helle Mondenſchein ſo zauberiſch gelegen hatte! Clärchen ſtöhnte, während ſie ſich langſam, langſam den ſcharfen Stahl der Eiferſucht mitleidslos in's Herz bohrte — dann aber raffte ſie ſich empor. Nein, nein! — nicht weinen! — nicht eine Thräne weinen um einen Mann, der ſich weit genug wegwirft, eine notoriſche Buhlerin zu lieben, ein Weib, deren Lebensgeſchichte in der chronique scandaleuse der vornehmen Geſellſchaft der Stadt Bände füllte! nein, nein! nicht eine Thräne! — Aber auch nicht eine Stunde länger in ſeinem Hauſe bleiben, und wäre ſchon in der nächſten Nacht ein Graben an der Landſtraße für ſie und die Kinder das Bett und der Sternenhimmel die Decke. Für ſie! aber für die Kinder? für ihre kleine ſüße Ella, für ihren armen Carl, der von Fieberſchauern geſchüttelt in ſeinem Bette lag und alle Augenblicke die Mama um Waſſer, ach, nur einen Tropfen Waſſer bat.

Clärchen mußte bleiben und ſie blieb, ihre Pflicht thuend, unermüdlich nach wie vor, ohne an ſich zu denken, oder doch wenigſtens, ohne ſich durch den Gedanken an ihr Leid von dem, was ſie für ihre Pflicht hielt, auch nur um eines Haares Breite abbringen zu laſſen. Die ſchlimme Stunde, wo ſie von ihm, den ſie

viel mehr als ihr Leben geliebt hatte und vielleicht noch liebte, würde ſcheiden müſſen, würde kommen — das wußte ſie, das beſtätigten ihr alle Beobachtungen der nächſten Tage, aber noch war die Stunde nicht gekommen; noch hatte ſie nichts zu thun, als durch verdoppelte Aufmerkſamkeit, Sanftmuth und Milde die Dämonen zu verſcheuchen, die um ihres Gatten Haupt die düſteren Flügel ſchlugen und das helle Auge ſeines Geiſtes verfinſterten. Sie ſah, mit welcher Anſtrengung er ſeine Aufgaben bewältigte, wie er ſich zur Arbeit zwingen mußte, wie ſehr ſeine ſonſt ſo ſtolze Kraft geſchwächt war! Und doch brauchte er dieſe Kraft gerade jetzt mehr denn je. Das Ziel, auf das Münzer mit ſolcher Energie ſeit ſo langer Zeit hingeſtrebt hatte, war noch nicht erreicht, und doch mußte er es erreichen, um ſeinetwillen, um ſeiner Partei willen. Er durfte in dem ſo heiß entbrannten Wahlkampf nicht unterliegen; und je näher die Entſcheidung des Kampfes kam, deſto kräftiger rafften ſich die Gegner auf, deſto ſchwieriger wurde es, die ſo ſchon in ihrem Grunde erſchütterte Partei zuſammenzuhalten. Eine furchtbare Arbeitslaſt lag auf Münzer's Schultern; ſeine bleiche Stirn, ſeine matten eingeſunkenen Augen, ſeine ſchlaffen Wangen, ſelbſt der tiefer und rauher gewordene Ton ſeiner Stimme zeugten davon. Sollte ſie, die ſeit dem

erſten Tag, wo ihr Auge ihn erblickte, nur für ihn gelebt hatte, jetzt, gerade jetzt ihn verlaſſen? ſeine Bürde noch ſchwerer machen? — denn, daß er ſich nicht fühllos, nicht ohne Kampf und nicht ohne Schmerz von ihr trennen würde, das ſagte ihr eine Stimme, die ihr ſo oft zugeraunt hatte und ſelbſt jetzt noch zuraunte: er liebt Dich doch, trotz alledem, genug wenigſtens, um mit Dir leiden zu können, wenn Du die Wunde aufdeckſt, an der Du verbluteſt.

Wie ſie das Leben weiter leben ſollte — Clärchen wußte es nicht; ſie dachte auch kaum an die Zukunft, ſie wußte nur, daß ſie ſo nicht weiter leben könne.

In den erſten Tagen war es für die unglückliche Frau eine Linderung ihrer Qualen geweſen, ſich einzureden, daß ſie ſich irre, daß Alles nur ein böſer Traum, eine hypochondriſche Grille von ihr ſei. Aber auch dieſer ſchwache Troſt ſollte ihr bald geraubt werden.

Am dritten Tage, als Bernhard eben das Haus verlaſſen hatte, um auf die Redaction zu gehen, wurde ihr durch die Stadtpoſt ein Brief von unbekannter, offenbar verſtellter Hand gebracht. Der Brief war „ein Ehrenmann" unterſchrieben. Der Ehrenmann hielt

es für ſeine Pflicht, Frau Münzer auf ein ſchon ſeit längerer Zeit beſtehendes Verhältniß zwiſchen ihrem Gatten und Frau Antonie von Hohenſtein aufmerkſam zu machen, umſomehr, als dieſes Verhältniß bereits den Charakter eines ſtadtkundigen Skandals angenommen habe. Nebenbei ſchien der Ehrenmann die Abſicht gehabt zu haben, auf jede Weiſe das Gefühl der unglücklichen Frau zu kränken, indem er ein langes Regiſter galanter Abenteuer aus dem Leben Antonien's aufführte und mit der Verſicherung ſchloß: „daß er für diesmal allerdings nur das Mittheilbare mitgetheilt habe, daß er aber nächſtens mit einigen, beſonders koſtbaren Details aufwarten werde."

Wenn der Präſident von Hohenſtein, als er in hellem Zorn über Antonien's entſchiedene Weigerung, ſeinen politiſchen Intriguen ein williges Werkzeug zu ſein, ſeinem Kammerdiener Jean dieſen Brief in die Feder dictirte, gehofft hatte, einen öffentlichen Bruch zwiſchen Münzer und ſeiner Gattin hervorzurufen, und ſo den verhaßten Gegner in den Augen des Publicums moraliſch zu vernichten, ſo hatte er ſich gröblich verrechnet.

Clärchen hatte dieſen Brief, bevor ſie ihn noch ganz zu Ende geleſen, mit zitternden Händen an der

Flamme eines Lichtes verbrannt. Ihr Haus ſchien ihr verunreinigt, ſo lange ein ſolches Document innerhalb deſſelben exiſtirte; der Athem des Verleumders, der die reine Luft rings um ſie her verpeſtete, ſollte verwehen wie die graue Aſche. Ja, des Verleumders! Bernhard Münzer konnte nie auf eine ſo tiefe Stufe ſinken, daß er dem Urtheil eines ſo niedrigen Geiſtes, wie der des unbekannten Schreibers jenes Briefes, erreichbar geweſen wäre. Die dämoniſche Macht ſeiner Phantaſie konnte wohl die hohe Geiſteskraft in eine falſche Richtung treiben, aber nicht den Edelmuth ſeines Herzens ſo gänzlich in ſein Gegentheil verkehren. Wer jenen Brief auch geſchrieben haben mochte — ein Freund Bernhard Münzer's war es ſicherlich nicht geweſen, und das Weib, das ſeinen Namen trug, die Mutter ſeiner Kinder konnte nie und unter keinen Umſtänden ein Bündniß mit den Feinden Bernhard Münzer's eingehen.

Und Clärchen verſchloß ihr ſchreckliches Geheimniß tief in ihrem Buſen und drückte beim Schein des Nachtlämpchens das Geſicht in die Kiſſen, damit ſelbſt die ſtille Nacht ihr leiſes Schluchzen nicht höre. Ihre größte Angſt war jetzt, daß Münzer's Feinde ihn direct mit ihren vergifteten Pfeilen angreifen würden;

und in dieſer Angſt glich ſie einem Menſchen, der ein theures Weſen in einer Gefahr ſchweben ſieht, die nur dadurch überwunden werden kann, daß der Gefährdete von ſeiner Lage nichts ahnt. Aber es ſchien, als ob dem Angreifer zu einem ſolchen Angriff der Muth fehlte. Zum wenigſten vermochte Clärchen in dem Benehmen ihres Gatten keine Veränderung zu bemerken, die auf eine ungewöhnliche Erregung hätte ſchließen laſſen. Im Gegentheil, er war wohl düſter und traurig, wie er es die ganze letzte Zeit geweſen war; aber im Uebrigen milder und theilnehmender, als ſonſt. Kein bitteres Wort, das ihm früher, wenn er das Drückende ſeiner Lage einmal lebhafter als gewöhnlich empfand, ſo leicht entfuhr, kam über ſeine Lippen; er beſchäftigte ſich, wenn er zu Hauſe war, viel mit Ella, ſein erſtes Wort, wenn er nach Hauſe kam, war eine Frage nach dem Kranken, und ſein letztes Wort, wenn er Morgens oder Nachmittags auf die Redaction ging, eine Bitte an Clärchen, guten Muths zu ſein und die Sache nicht ſchlimmer zu nehmen, als ſie in Wirklichkeit ſei, vor Allem aber ſich nicht ſelbſt krank zu machen.

Die Tage kamen und gingen, und der Termin, den Clärchen ſich ſelbſt für die Entſcheidung ihres Schickſals geſtellt hatte, nahte heran. Wenn Münzer

gewählt war — und daß er gewählt werden würde, daran zweifelte Clärchen nicht — wollte ſie mit ihm ſprechen; was dann weiter geſchehen würde, — Clärchen wußte es nicht; ſie dachte auch kaum darüber nach; die Zeit jenſeits dieſes Termins erſchien ihr dunkel wie das Grab.

Und ſo war auch das Leben jetzt für Münzer. Der unheimlich ſchöne Schein, in welchem ihm die Leidenſchaft für Antonie die Welt gezeigt hatte, war ſo ſchnell erloſchen, wie aufgeglüht. Daß dieſe Leidenſchaft eine Verirrung ſei — daran hatte er kaum einen Augenblick gezweifelt. Was ſollte ihm, dem Arbeiter, dem Proletarier, ein Glück, das zu ſeiner ſtoiſchen Philoſophie genau ſo trefflich ſtimmte, wie die glänzenden Bilder ſeiner Phantaſie zu der Armſeligkeit ſeines Lebens, zu der Einförmigkeit ſeines Werkeltagtreibens! Auch hatte er nie geglaubt, daß die Scene in Antonien's Teppichgemach ſich je wiederholen, daß dieſer Traum einer tollen Nacht ſich je in die Wirklichkeit des wachen Tages hinüberſpielen könne. Und jetzt war es doch geſchehen — gegen ſeinen Willen freilich, aber darum nicht weniger geſchehen. Die Scene hatte ſich wiederholt — aber ohne die Naivetät jener erſten halb wunderbaren Begegnung. Zum zweiten Male hatte er

Antonien's Lippen auf ſeinen Lippen gefühlt, aber dieſer zweite Kuß glich jenem erſten wie der Tod dem Schlafe gleicht.

Und oft, ſehr oft in dieſer Zeit war es Münzer, als wäre ſeine Seele von ihm geſchieden und er wandelte, ein Todter, unter den Lebenden. Es gab nur einen feſten Punkt für ihn in dieſem Irrſaal, und das war die Ueberzeugung, die er auf jede Weiſe in ſich zu erhalten ſuchte, an die er ſich klammerte, wie ein Ertrinkender ſich an den rettenden Balken klammert — die Ueberzeugung, daß er unter allen Umſtänden ſeine Pflicht thun müſſe. Antonien hatte er entſagt — zum zweiten Male — für immer, wie er glaubte; und mit Antonien jedem Anſpruch auf die Verwirklichung irgend eines Wunſches, der über das thatſächliche Leben hinausging. Niemals hatte er es mit dem Axiom ſeiner Philoſophie, daß das Individuum untergehen müſſe in der Allgemeinheit, ſo ernſt genommen, wie jetzt. Mit dem ganzen Reſt der Kraft, die ihm noch geblieben war, warf er ſich in die hochgehenden Wogen der politiſchen Strömung; noch nie hatte er ſo ohne allen perſönlichen Ehrgeiz, ſo ohne alle Freudigkeit, ja auch eigentlich ohne Hoffnung auf ein günſtiges Reſultat für das Allgemeinwohl, und dennoch mit ſolcher Hingebung, mit ſolcher Energie gearbeitet und gewirkt, wie jetzt. Die

Flucht vor ſich ſelbſt gelang ihm nur zu gut. In demſelben Maße, wie er die öffentlichen Angelegenheiten zu ſeiner perſönlichen Angelegenheit machte, verlor er das Intereſſe an Allem, was ihn als Individuum berührte. Er hatte nicht den geringſten Verſuch gemacht, ſich Antonien wieder zu nähern; mit ſtummer Reſignation überließ er ſie ihrem Schickſale; mochte ſie ſich mit demſelben abfinden, wie er ſich mit ſeinem Schickſale abfinden mußte. Und dieſe ſtarre Gleichgültigkeit bemächtigte ſich ſeiner auch in dem Verhältniſſe zu ſeinem Weibe und zu den Kindern. Für den erſten Augenblick hatte der Umſtand, daß ſein Kind mit dem Tode gerungen hatte in dem Moment, wo er, verloren in der Anbetung eines ſchönen Weibes, nur ſich ſelbſt gelebt, einen furchtbaren Eindruck auf ihn gemacht; aber ſein Skepticismus hatte bald gefunden, daß Alles doch ſchließlich auf den Zufall hinauslief, der, unbekümmert um unſre Haltung, gleichgiltig gegen unſre Tugenden, wie gegen unſre Schwächen, ſein plumpes, blindes Spiel treibt. Dennoch hatte Clärchen Recht, wenn ſie ihren Gatten in dieſer letzten Zeit milder und theilnehmender als ſonſt wohl fand. Aber ſie hatte auch Recht, wenn ſie dieſe ungewöhnliche Milde mehr quälte, als die frühere Launenhaftigkeit. Sie kannte ihren Gatten zu gut, um nicht zu wiſſen, daß bei ſeiner

Leidenſchaftlichkeit Liebe und beſtändig gleichmäßige Güte ſich ſehr ſchlecht vereinigen ließen, und was für eine weniger feinfühlende und ſcharfſichtige Frau das Morgenroth einer neuen ſchöneren Zukunft geweſen wäre, das war ihr der letzte trübe Schein der für immer untergegangenen Sonne ihres Erdenglücks.

Und jetzt konnte ſie an dem dumpfen Schlage ihres Herzens die Minuten zählen, bis auch dieſer letzte Schimmer verſchwinden mußte. Der Tag der Wahl war angebrochen; Mittag war längſt vorüber, Bernhard konnte jeden Augenblick nach Hauſe kommen. Sie hatte nie ſeiner Rückkehr mit ſolchen Gefühlen entgegengeſehen; und während ſie ſich in ſtillem traurigen Sinnen auf die letzte Zuſammenkunft mit ihrem Gatten vorbereiten wollte, glitten ihre Gedanken fortwährend von der Gegenwart, die verworren und unbegreiflich wie Sterben und Tod ſie angähnte, zurück in jene ſchönen Tage der erſten Liebe, wo das Herz in ihr aufjauchzte, wenn ſie den Schritt des geliebten Mannes auf ihrer Schwelle vernahm.

Münzer hatte bis heute keine Ahnung von Clärchen's Seelenzuſtand und von dem Entſchluſſe, der langſam und ſtetig in ihr gereift war. Wie er die Erinnerung an Antonie in Vergeſſenheit zu begraben ſuchte, ſo glaubte er auch, daß zum wenigſten der eigentliche

Kern dieſes Verhältniſſes ein tiefes Geheimniß für alle Anderen ſei, denn die Andeutungen, welche Antonie über die Pläne des Präſidenten gemacht hatte, waren ihm von vornherein als das müßige Spiel eines frivolen Kopfes erſchienen. Münzer hatte von jeher die Schwäche gehabt: die Macht verachteter Gegner zu unterſchätzen. Er hatte das auch in dieſem Falle gethan. Dennoch hatte der anonyme Verfaſſer des Briefes an Clärchen durchaus nicht gelogen, wenn er behauptete, daß Münzer's Verhältniß zu Antonie bereits zum Stadtgeſpräch geworden ſei. In der That ſprach man davon in den Salons der Vornehmen, und, was viel ſchlimmer für Münzer war und ihm leicht hätte gefährlich werden können: auch in den Kreiſen der Bürger, ſogar in den ſchmutzigen Kneipen, in welchen bei ſaurem Wein und ſchaalem Bier in tabaksraucherfüllter Atmoſphäre von verdächtig ausſehenden „Urwählern" die Vorzüge und Schwächen der verſchiedenen Staatsformen im Allgemeinen und die Vorzüge und Schwächen der zukünftigen Volksvertreter im Beſonderen mit großem Eifer und noch größerem Lärm erwogen wurden. Woher das Gerücht: daß Dr. Münzer ein ſchlechter Vater und treuloſer Gatte ſei, der in den Armen vornehmer Weiber über ſeine zur Schau getragenen demokratiſchen Grundſätze lache, eigentlich ſtammte — Niemand wußte

es zu ſagen. Nur ſoviel ſtand feſt, daß von dem fanatiſchen Bewunderer Münzer's und der „rothen Republik," dem Schloſſergeſellen Chriſtoph Unkel, eines Abends ein blaſſer, hagerer Menſch, der in einer vielbeſuchten Tabagie auf den Doctor geſchimpft hatte, durchgeprügelt und zum größten Ergötzen der anweſenden Geſellſchaft zur Thür hinausgeworfen worden war, und daß ſeit jenem Abend die Stimmung für Münzer, welche in dieſen Kreiſen bedeutend geſunken war, ſich wieder zu der alten Höhe erhoben hatte.

Auch in die Räume des Hintergebäudes in Peter Schmitz's Hauſe war das ſchlimme Gerücht gedrungen und hatte dann natürlich aus dem Setzerſaal und dem Maſchinenraum ſeinen Weg in die Wohnzimmer des Vorderhauſes gefunden. Peter Schmitz erklärte ſofort mit großer Energie, daß „Alles eine ganz infame, von Münzer's Feinden ausgehende Verleumdung ſei und daß man ihn mit dem Unſinn ungeſchoren laſſen ſolle"; aber Tante Bella war durchaus der entgegengeſetzten Meinung. Tante Bella hatte ſehr ſcharfe Augen und Ohren und ein prophetiſches Gemüth. Tante Bella hatte ſchon lange, bevor das Publikum ſich mit Bernhard Münzer's Angelegenheiten zu beſchäftigen anfing, ſehr viel geſehen und gehört, was „ihr gar nicht gefiel," und gegen ihre vertrauteſten Freunde mehr als

ein Mal die Aeußerung fallen laſſen: „Ihr ſollt ſehen, das nimmt mit den Beiden noch ein ſchlechtes Ende.“ Es war daher natürlich, daß Tante Bella das Urtheil der Leute zu ihrem eigenen machte, und daß ſie die Zeit gekommen hielt, wo „in dieſer Sache etwas geſchehen müſſe.“ Ihr erſter Entſchluß war, mit Münzer ſelbſt „ein ernſtes Wort zu ſprechen.“ Von dieſem Gedanken kam ſie aber, als von dem weniger zweckmäßigen — nicht gefährlicherem, denn Gefahren der Art exiſtirten für die muthige Dame nicht — zurück, und ſie nahm ſich vor, Clärchen mit aller Behutſamkeit freilich, aber auch aller Offenheit über ihre Lage aufzuklären. Indeſſen auch dieſer Plan hatte bei der von Tante Bella wiederholt erprobten Empfindlichkeit Clärchen's, ſobald die Rede auf ihr eheliches Verhältniß kam, ſein Bedenkliches, und zuletzt beſchloß Tante Bella, den Vertrauten aller ihrer Geheimniſſe, Dr. Holm, mit der zarten Miſſion zu beauftragen. Holm hatte die Commiſſion zuerſt auf das Entſchiedenſte abgelehnt, nicht, weil er an der Wahrheit des Gerüchtes, das auch ihm von verſchiedenen Seiten zu Ohren gekommen war, in der Hauptſache wenigſtens, gezweifelt hätte, ſondern, weil er der Anſicht war, daß in allen Fällen der Art die „Mittler“ eine ſehr ſchiefe und meiſtens ſogar ſchädliche Rollen ſpielen, und daß hier, wenn irgendwo

„Jeder ſehen müſſe, wie er's treibe.“ Es iſt auch kein Zweifel, daß Holm ſeinem Vorſatze treu geblieben wäre, wenn der Zufall ſelbſt ihn nicht gegen ſeinen Willen zum Vertrauten gemacht hätte.

Es war am Nachmittage des Wahltages. Holm arbeitete allein auf der Redaction. Münzer war in der Wahlverſammlung und ſandte von Zeit zu Zeit einen der Getreuen mit Nachrichten über den Stand des Skrutiniums. Holm war in einer melancholiſchen Stimmung, und ſo oft er auch die Champagnerarie aus dem Don Juan, oder „Reich' mir, o Knabe, den Becher!“ zu ſummen begann — nie kam er über die erſten paar Tacte hinaus. Der Leitartikel, oder „Leitorum“ war ihm noch nie ſo ſchwer geworden wie heute; dem braven Journaliſten war durchaus nicht führerhaft zu Muth, und die Schlagwörter, an denen er es ſonſt nicht fehlen ließ, wollten heute gar nicht aus der Feder. Holm wußte ſelbſt nicht, was ihn denn nun gerade heute ſo ganz beſonders verſtimmte. In der Situation war doch im Allgemeinen keine Veränderung vorgegangen. Daß „der Volksbote“ mit dem erſten Juli zu erſcheinen aufhören, oder in den Verlag von Herrn Kalkopf übergehen würde, wußte Holm ſchon längſt, freilich ohne bis jetzt ausfindig gemacht zu haben: welches von den beiden Uebeln das kleinere ſei. Denn

Holm traute dem Herrn Kalkopf gar nicht, trotzdem er bei einer erſten, vorläufigen Conferenz, wie Holm ſich ausdrückte, „das Blaue vom Himmel heruntergeſchworen hatte," um zu bekräftigen, daß er bei Uebernahme des Blattes eine Aenderung der bisherigen radicalen Tendenz in keiner Weiſe verlangen und auch der Redaction in jeder Hinſicht freie Hand laſſen würde.

Ebenſowenig wie dieſe Angelegenheit war das Verhältniß Münzer's zu ſeiner Frau, das dem guten Holm ſo viel Sorge gemacht hatte, in ein neues bedenklicheres Stadium getreten; und das Befinden des armen Cajus hatte ſich in den letzten Tagen ſogar bedeutend gebeſſert. Es war alſo Alles in Allem heute kein ſpezieller Grund, ausnahmsweiſe melancholiſch zu ſein, und doch war es Holm ſo ſehr, daß er die Beendigung des „Leitorum" als ein hoffnungsloſes Unternehmen aufgab und nach den eingelaufenen, noch unerbrochenen Briefen griff, um den ausgefallenen Raum durch einige intereſſante Correſpondenzartikel zu füllen.

Holm hatte ſchon drei umfangreiche Briefe mit gerunzelter Stirn und in die Höhe gezogenen Brauen geleſen, ohne von Allem, was er geleſen, auch nur ein Wort behalten zu haben, und er war ſchon tief in einen vierten Brief hineingerathen, als er plötzlich wie aus einem Traum erwachte, noch einen Blick in den

Brief und beſonders auf die Unterſchrift warf, dann den Brief ſorgfältig zuſammenfaltete und nun erſt that, was er vorher in ſeiner Zerſtreuung verſäumt hatte, nämlich: die Adreſſe las, welche denn allerdings nicht: „An die Redaction des Volksboten," ſondern an den „Herrn Dr. Bernhard Münzer, privatim," lautete, auch offenbar von keiner Zeitungs-Correſpondentenhand geſchrieben war.

Die Stirn des Dr. Holm hatte ſich, während er dieſe ſonderbaren Entdeckungen machte, noch tiefer gefurcht, und die Augenbrauen waren noch bedeutend höher auf die hohe kahle Stirn gerückt, daß ſie anzuſchauen waren wie zwei dunkle Wetterwolken an einem rothglühenden Abendhimmel.

„Alſo doch!" murmelte er vor ſich hin; „Liebe, Entſagung und ſonſtiges Brimborium — Alles, wie es nur in einem Roman verlangt werden kann, und dem lieben wirklichen Leben kann darüber das Herz brechen! Da ſollte doch gleich —"

Und Dr. Holm ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch, daß der Oberſetzer Wenzel Müller zum Guckfenſterchen hereinſchaute und fragte, ob der Herr Doctor gerufen habe?

„Nein!" ſchrie Dr. Holm; und dann murmelte er: „dabei ſoll der Teufel arbeiten; man müßte ja kein

Herz in der Bruſt haben, wenn Einen ſo etwas gleichgiltig laſſen ſollte. Aber ich werde mit dem Knaben ſprechen; ich werde ihm ſeinen Standpunkt klar machen; ich werde — vorerſt einmal den Leitorum ſchreiben; ich bin jetzt in der rechten Stimmung."

Und Dr. Holm tauchte die Feder ein und ſchrieb in den verzwickteſten Hieroglyphen, die je den Scharfſinn eines Setzers herausgefordert haben, einen durch den edelſten Zorn ſittlicher Entrüſtung und durch machtvollen Styl ausgezeichneten Artikel gegen „die ſchlimmſten Feinde der Freiheit," als welche er diejenigen bezeichnete, welche herrſchen wollten, ohne ſich ſelbſt beherrſchen zu können, und nicht bedächten, daß in einem wahrhaft freien Gemeinweſen ſittliche Größe ein nothwendiges Correlat der politiſchen Größe ſei; gegen die Fiesko's, mit denen man wohl Tyrannen niederwerfen, aber keine Republik zu errichten vermöge; gegen die Alcibiades, die man vor Alters mit Fug und Recht oſtrakiſirt habe, da ihre glänzenden Talente nur gefahrvolle Danaergeſchenke für die Mitbürger ſeien.

Dr. Holm hatte ſich eben an das Fenſter geſtellt, um den Aufſatz noch einmal durchzuleſen, als er den Schritt Münzer's auf der Gallerie vernahm,

Gleich darauf trat Münzer in das Gemach.

Er ſchleuderte ſeinen Kalabreſer auf den Tiſch

und warf ſich in ſeinen Stuhl. Seine Haltung und Miene war die eines zum Tod Erſchöpften. Er goß ſich aus der auf dem Tiſch ſtehenden Karaffe ein Glas voll Waſſer und trank es aus. Dann wandte er ſich zu Holm und ſagte:

„Nun, Holm! Das Vorſpiel wäre zu Ende; die Acteurs ſtehen bereit; die Komödie kann ihren Anfang nehmen. Ich hoffe, meine Rolle ohne Anſtoß herzuſagen.“

„Ich wollte, Münzer, Sie hätten ein anderes Bild gebraucht, um mir Ihre Erwählung, zu der ich übrigens von Herzen gratulire, anzukündigen;“ ſagte Holm mit großem Ernſt. „Sie wiſſen, ich mag nicht, daß man das Leben wie ein Theaterſtück behandelt.“

„Und was iſt es denn Anderes?“ fragte Münzer mit klangloſer Stimme; „ein Humoriſt, wie Sie, ſollte das doch wiſſen.“

„Der Humor,“ erwiderte Holm, „hat ſeine volle Berechtigung im Leben, und ich bin am wenigſten dazu geneigt, ihm ſein gutes Recht ſtreitig zu machen; aber dies Recht hat ſeine Grenzen, wie jedes andere auch, und wo im Lear die Schickſalsgewalten ihre blutige Arbeit beginnen, ſchleicht ſich der Narr davon und kommt nicht wieder.“

„Sie ſind heute ausnahmsweiſe Moralprediger, wie

es ſcheint;“ antwortete Münzer; „ich hoffe, daß Sie davon nichts in Ihrem Leitartikel haben merken laſſen.“

„Vielleicht doch!“ ſagte Holm; „wenn es Ihnen recht iſt, will ich Ihnen denſelben vorleſen.“

„Wenn Sie es für nöthig halten;“ ſagte Münzer, ſich in ſeinen Stuhl zurücklehnend.

„Ich halte es für nöthig, dringend nöthig,“ ſagte Holm, und las mit halblauter, hier und da vor innerer Erregung zitternder Stimme, was er ſoeben geſchrieben.

Münzer hatte während der Lectüre ſchon mehrere Zeichen von Ungeduld blicken laſſen; als Holm kaum das letzte Wort geſprochen, rief er: „Und das nennen Sie einen Leitartikel, lieber Holm, in dieſem Augenblicke, wo der Ausfall der Wahlen der einzig natürliche und nothwendige Stoff iſt? Und was ſollen wir mit dieſer Apologie der guten Menſchen und ſchlechten Muſikanten, wir, die wir die paar Stimmen, auf welche wir mit Sicherheit rechnen dürfen, an den Fingern herzählen können, und daher jeden guten Muſikanten hochwillkommen heißen müſſen, ohne darnach zu fragen, ob ſeine Moral hier oder da ein wenig anbrüchig iſt?“

„So dachten Sie früher nicht.“

„Mag ſein! Vermuthlich, daß der künftige große Staatsmann ſich in mir zu regen beginnt. Im Ernſt, Holm: ich habe mich in der letzten Zeit immer mehr

davon überzeugt, daß die politiſchen Fragen weſentlich Machtfragen ſind, die wir mit unſrer bisherigen Gefühlspolitik niemals löſen werden. Ich bin entſchloſſen, mit allen, auch den äußerſten Mitteln, unſre Ideen durchzuſetzen, nicht, weil ich die Gefahren, die auf dieſem Wege liegen, leugnete, oder zu gering anſchlüge, ſondern weil ich erkannt habe, daß die Gefahren, in die wir bei der Roſenwaſſerpolitik hineintreiben, hundert und tauſendmal größer ſind, und wir ſchließlich, nachdem wir alle Mittel der Güte zu unſrem und der Unſrigen Schaden und Verderben erſchöpft haben, doch zu den Mitteln werden greifen müſſen, vor denen wir jetzt einen ſo hochmoraliſchen Abſcheu haben, oder zu haben vorgeben."

„Bei dieſer Art zu denken werden ſie ſchwerlich meinen Artikel, der allerdings das genaue Gegentheil von Ihrem jetzigen Programm iſt, in unſrer Zeitung ſehen wollen."

„Aufrichtig, Holm: nein!"

„Nun, ſo mag er wegbleiben," ſagte Holm, die Blätter, die er noch immer in der Hand hielt, zuſammenfaltend; „wenn ich Sie, auf den es hauptſächlich abgeſehen war, nicht überzeugen kann — ſo verliert der Artikel in meinen Augen ſeinen beſten Werth."

„Auf mich war es hauptſächlich abgeſehen?" ſagte

Münzer mit ironiſchem Lächeln. „Nun das iſt nicht übel! Bin ich ein Fieſko? bin ich ein Alcibiades? Verzeihen Sie mir, lieber Holm, das Geſtändniß, daß ich aufhöre, Sie zu begreifen.“

„Vielleicht werden Sie mich begreifen,“ erwiderte Holm, „wenn ich nicht als Politiker, ſondern als Freund mit Ihnen ſpreche; wenn ich Ihnen, ſelbſt auf die Gefahr hin, Ihre Freundſchaft für immer zu verſcherzen, ſage, daß es mich mit tiefem Schmerz erfüllt hat, Tag für Tag Zeuge von dem Vernichtungskampf zu ſein, mit dem Sie, beſonders in jüngſter Zeit, gegen ſich ſelber wüthen; Tag für Tag zu ſehen, wie Sie Ihren Leidenſchaften eine immer größere Herrſchaft über ſich einräumen, und ſo auf dem beſten Wege ſind, ſich ſelbſt und das Glück der Ihrigen zu Grunde zu richten. Sie ſind ſeit einigen Wochen wie umgewandelt; Sie würden erſchrecken, wenn Sie ſich nur ein einziges Mal mit den Augen eines Andern ſehen könnten. Solche äußeren Metamorphoſen müſſen ihre entſprechenden inneren Urſache haben. Daß die Politik dieſe Urſache nicht iſt, glaube ich, der ich Sie ſeit ſo vielen Jahren kenne und weiß, daß Sie in dieſer Beziehung niemals Optimiſt geweſen ſind, beſchwören zu können. So wird es denn alſo etwas Anderes ſein; und was dieſes Andere iſt, das haben Sie freilich mit ſich ſelber auszumachen,

aber trotzdem können Sie nicht verhindern, wenn Ihre Freunde und Ihre Feinde, allerdings von sehr verschiedenen Seiten und mit sehr verschiedenen Empfindungen, in Ihr Geheimniß dringen. Leider muß ich Ihnen sagen, daß dies Geheimniß bereits anfängt, zur Kategorie der öffentlichen zu gehören. Ich bin — die Anerkennung werden Sie mir nicht versagen — kein Geschichtenträger und kein Gebehrdenspäher — nichtsdestoweniger habe ich über ein Verhältniß, in welchem Sie zu einer gewissen vornehmen Dame stehen sollen, mehr gehört, als mir lieb ist — ja, und auch gesehen. Unter den heute eingelaufenen Briefen, die ich in der festen Ueberzeugung, es seien sämmtlich Geschäftsbriefe, sämmtlich geöffnet habe, befindet sich auch einer von der Dame, mit deren Namen die Fama Ihren Namen in jüngster Zeit so oft zusammen genannt hat."

Münzer war, während Holm also sprach, sehr still und blaß geworden, so blaß, daß den guten Holm Mitleid mit dem Kranken überkam, den zu heilen er sich vorgenommen hatte. Er beeilte sich deshalb, hinzuzufügen:

„Nehmen Sie die Sache nicht tragischer, als sie ist, lieber Münzer. Es giebt wenig schlimme Dinge auf Erden, die sich nicht wieder gut machen ließen, wenn man den ernsten Willen hat."

Münzer machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand.

„Wo iſt der Brief?“ ſagte er.

„Hier; ich habe, wie Sie ſich denken können, nur wenige Zeilen geleſen, und auch die ſo zerſtreut, daß ich ſchlechterdings nicht weiß, was denn nun eigentlich in dem Briefe ſteht.“

„Es iſt gut, Holm.“

Münzer ſteckte den Brief, ohne einen Blick darauf zu werfen, in die Bruſttaſche, erhob ſich und griff nach ſeinem Hut.

„Sie können die Zeitung allein fertig machen? nicht wahr?“

„Gewiß; aber gehen Sie nicht fort, nicht in dieſer Aufregung fort.“

„Ich bin nicht aufgeregt; ich bin ſo ruhig, wie ein Todter.“

„Um ſo mehr müſſen Sie bleiben.“

„Ich kann nicht. Leben ſie wohl!“

„Münzer, um Gotteswillen,“ rief Holm aufſpringend und ſich dem Freunde in den Weg ſtellend; „was haben Sie vor? Ich laſſe Sie nicht fort, bevor Sie mir die Hand drauf geben, daß Sie nichts Gewaltſames beſchließen.“

„Glauben Sie, daß ich ein Kind bin?“ erwiderte

Münzer mit bitterem Lächeln; „hier haben Sie meine Hand!“

„Münzer,“ ſagte Holm mit bewegter Stimme, „denken Sie an Ihre Frau, an Ihre Kinder.“

„An die eben denke ich,“ erwiderte Münzer; „leben Sie wohl!“

Er ging. Holm ſetzte ſich wieder an den Schreibtiſch, und griff mit einem tiefen Seufzer zu ſeinen Correſpondenzen. „Man ſollte ſagen, wie es möglich wäre! Der Teufel hole alle Phantaſterei!“ murmelte er, und tauchte mit großer Entſchloſſenheit ſeine Feder in das Tintenfaß.

36.

„Bernhard!“

Clärchen's zuckende Lippen ſprachen das Wort nicht aus — dennoch war es ihr, als ob die ganze ſtille dämmrige Stube es wiederhallt hätte. Sie wollte ſich aus ihrem Sitz am Arbeitstiſchchen im Fenſter aufrichten, aber die Kräfte verſagten ihr; ſie preßte die Hand auf ihr pochendes Herz und ſtarrte nach der Thür. Einen Augenblick darauf ſtand ihr Gatte vor ihr.

„Clärchen!“

Der jungen Frau erſte Regung war, ſich an die Bruſt des geliebten Mannes zu ſtürzen und ihm zu ſagen — nein, zu ſagen nichts; nur noch einmal, vielleicht das letzte Mal in ihrem Leben, ſich als ſeine Gattin zu fühlen; aber eine edlere Regung, als beleidigter Stolz, hielt ſie davon zurück. Sie neigte ihr Haupt über ihre Arbeit und flüſterte:

„Kommſt Du ſchon?“

„Schon? — das klingt ja, als hätteſt Du mich noch nicht erwartet — oder gar nicht erwartet?“

Münzer ſagte das ohne alle Bitterkeit. Er war vor Clärchen ſtehen geblieben, mit über der Bruſt verſchränkten Armen, als wolle er ſich ſelbſt verhindern, eine Hand nach der Frau auszuſtrecken, deren Herz ihm nicht mehr gehörte.

Clärchen ſchaute zu ihm empor. Ein Blick in ſein blaſſes, gramzerriſſenes Antlitz genügte, um alle ihre Vorſätze, ruhig und gefaßt zu ſein, zu nichte zu machen. Sie bedeckte ihr Geſicht mit den Händen und brach in ein leidenſchaftliches Weinen aus.

Ihr Weinen gab Münzer die Kraft zurück. Er fühlte, daß es an ihm ſei, zu ſprechen und zu handeln. So ſetzte er ſich denn Clärchen gegenüber in das Fenſter und ſagte ruhig und traurig:

„Kannſt Du, und willſt Du mich hören, Clärchen?“

Clärchen antwortete nicht; aber eine leiſe Bewegung des Kopfes und ihr leiſeres Weinen ſagten ja.

„Ich will Dir eine Geſchichte erzählen, Clärchen; eine kurze Geſchichte, und Du mußt denken, Die, von denen ſie handelt, ſeien nicht wir, ſondern zwei Menſchen unſrer Bekanntſchaft, denen wir Beide wohlwollen, und deren Schickſal ganz in unſre Hand gelegt iſt. Es iſt die Geſchichte eines Mannes, der arm,

unglücklich und verdüſtert durch ein hartes, ſchweres Loos und durch ſein leidenſchaftliches Herz, das in ewiger Fehde mit ſeinem beſſeren Wiſſen und Gewiſſen lag, ein Mädchen heirathete, welches gleichfalls das Leben von keiner heitern Seite kennen gelernt hatte, und in Folge deſſen es ebenſowenig, wie der Mann, leicht mit dem Leben nahm. Sie lebten bei einander Jahre lang; ſie theilten, was ſie zu theilen hatten: wenig der Freude, aber deſto mehr des Leides. In ihrem Garten konnte der Liebe rothe Roſe, die den Sonnenſchein des Glückes ſo ſchwer entbehrt, nicht zur vollen Blüthe kommen. Sie konnte ſich in keinem Augenblicke von dem Gedanken los machen, daß die Ehe für ihren Gatten ein Unglück ſei, weil ſie ihm die freie fröhliche Entfaltung ſeiner Kräfte unmöglich mache; er ſeinerſeits that nichts, zum wenigſten nicht genug, ſeine Gattin von dem Alp zu befreien, der ſchwer und ſchwerer auf ihrer Seele laſtete. Er verſuchte wohl im Anfang, ihr ihre Sorge wegzuſcherzen und wegzuphiloſophiren; aber er wurde ungeduldig, als es ihm nicht gelang und bedachte nicht, daß ſeine Heftigkeit und ſein düſtres Weſen ſeine Küſſe und ſeine Worte Lügen ſtraften, trotzdem allerdings ſeine Melancholie ihre hauptſächlichſte Nahrung aus Dingen und Verhältniſſen zog, die mit der Ehe und der Liebe gar nichts zu thun

hatten. So, anſtatt ſich gegenſeitig Troſt und Hülfe zu gewähren, wie ſie ſich einſt gelobt hatten und wie es auch gewiß ihr Wille war, erſchwerten ſie ſich, Eines dem Andern, das Leben. Selbſt ihre Kinder waren nicht im Stande, den Fluch, der auf ihnen ruhte, zu bannen. Sie konnte der Kinder nicht froh werden, die nur ein Zuwachs zu ſeinen Sorgen waren; zwiſchen ihm und den Kindern wollte ſich kein freundliches Verhältniß geſtalten. Er hatte ſelten Zeit, ſich mit ihnen zu beſchäftigen, und wenn er ſie ja einmal auf ſeine Kniee nahm, blickten ſie ſo ſcheu zu dem finſtern Manne empor, daß ſich ſeiner das ſchmerzliche Gefühl, in ſeinem Hauſe ein Fremdling zu ſein, mehr und mehr bemächtigte.

Dennoch liebten ſich die Beiden; aber, weil ſie Beide ſehr ſtolz waren, ſo ſagten ſie es ſich nie, und weil ſie oft ſich nicht zu lieben ſchienen, und ſie nichts thaten, dieſen böſen Schein zu verbannen, ſo ſetzte ſich der Schein auch hier und da an die Stelle der Wirklichkeit, und eine halbe Liebe war für dieſe Beiden keine Liebe.

Bis in die neueſte Zeit war indeſſen Keinem von ihnen der Gedanke gekommen, daß Untreue im gewöhnlichen Sinne ein Wort ſei, welches jemals zwiſchen ihnen genannt werden könne.

Da geſchah es, daß der Mann — durch einen Zufall, der nicht zufälliger ſein konnte — ein Weib kennen lernte, deſſen ungewöhnliche Schönheit ſeine Phantaſie mächtig entflammte, um ſo mehr, als in dem Augenblick, da er ſie zuerſt ſah, ſein Geiſt nach einem mühevollen, undankbaren Tagewerk auf das furchtbarſte verdüſtert war. In dem Rauſche einer fieberhaft überreizten, vernichtungsſeligen Stimmung erſchien ihm dies Weib als das Ideal ſeiner Träume, und er liebte das Weib, wie man im Traume ſich anbetend vor einer Erſcheinung niederwirft, deren Herrlichkeit nicht von dieſer Erde ſtammt. Aber, geſchult in einer herben Philoſophie, die auf jedem Blatte Entſagung lehrt, riß er ſich aus dieſem Traume, — nicht ohne Kampf, nicht ohne Schmerz; aber doch ſo, daß er in dieſem ſchmerzensreichen Kampf ſchließlich Sieger blieb. Dann hat er das Weib noch einmal geſehen, nur um ihr zu ſagen, was ſie ſich zum Theil ſchon ſelber geſagt hatte. Seitdem hat keine Verbindung zwiſchen jenen Beiden, die der blinde Zufall zuſammengeführt und die wache Vernunft getrennt hat, ſtattgefunden, bis auf einen Brief, den er vor wenigen Augenblicken erhielt und nicht geleſen hat und nicht leſen wird; denn für ihn iſt ein Vorhang über jene Scene ſeines Lebens ge-

fallen, und ſoll von ſeiner Hand nicht wieder gelüftet werden.

Dann iſt der Mann zu der Mutter ſeiner Kinder gekommen und hat ihr Alles geſagt, und, Clärchen, wenn Du die vertraute Freundin dieſer Mutter wäreſt, wenn Du für ſie denken und beſchließen müßteſt, was würdeſt Du ihr rathen, daß ſie ihrem Gatten erwidern ſolle?"

Clärchen hatte ſchon nach den erſten Worten Münzer's zu weinen aufgehört; und als ſie jetzt, nachdem er geendigt, das Geſicht zu ihm wandte, lag auf ihrer Stirn und in ihren Augen eine Klarheit und ſichre Ruhe, daß Münzer innerlich davor erſchrack. Und dieſelbe Ruhe und Klarheit ſprach auch aus ihrer Stimme, als ſie ſagte:

„Ich danke Dir, Bernhard, daß Du zuerſt geſprochen haſt, daß Du mich aufgefordert haſt, Dir zu ſagen, was ich Dir auch ſo, aber dann mit viel ſchwererem Herzen, geſagt haben würde. Du meinſt es gut, Bernhard; ich bin davon überzeugt; ich kann Dir nicht ſagen, wie ſehr, wie ganz; aber eben, weil ich ſo innig davon überzeugt bin, darf ich nicht zugeben, daß Deine Güte noch länger, wie bisher, die Quelle Deines Unglücks iſt. Du liebſt mich, ſagſt Du, — ich glaube es; Du liebſt die Kinder, ſagſt Du, auch das glaube

ich; aber dieſe Liebe iſt nicht die Liebe, mit der Du lieben kannſt, mit der wir geliebt ſein möchten, und, wie Du vorher ſelber ſagteſt: eine halbe Liebe iſt keine Liebe. Ich trage dieſes Schmerzensgefühl mit mir herum, faſt ſo lange ſchon, als ich Dein Weib bin. Hundert und tauſendmal habe ich es Dir geſtehen und Dich bitten wollen, Dich und mich von dieſem Schmerz zu erlöſen; — ich hatte nie den Muth dazu. Jetzt habe ich den Muth; ich weiß es ſelbſt kaum, woher ich ihn habe, es müßte denn aus der unumſtößlichen Gewißheit ſein, daß wir ſo nicht weiter leben können. Was würde die Folge ſein, wenn wir es verſuchten? Wir würden uns noch ſorgſamer als früher hüten, unſer Unglück einander merken zu laſſen; aber das Leid, das uns drückt, würde deshalb nicht leichter werden, es würde im Gegentheil nur noch ſchwerer auf uns laſten, je heimlicher wir es trügen. Da habe ich nun ſo gedacht, Bernhard — aber Du mußt mich recht ruhig und geduldig anhören, vielleicht daß ich in dieſem einen Falle doch klarer ſehe, als Du. Laß uns — nicht für immer, denn eine Stimme in mir ſagt, daß es nicht für immer ſein wird — aber für einige Zeit laß uns uns trennen. Es bietet ſich jetzt die paſſendſte Gelegenheit. Als Du mir vor einer Stunde Nachricht ſandteſt, daß Du gewählt ſeieſt, da habe ich mich zuerſt

recht ſatt geweint und dann habe ich gedacht: es iſt doch ſo am beſten. Du gehſt in wenigen Tagen nach der Reſidenz; ich könnte dann wohl mit den Kindern hier bleiben, aber hier in dieſen Räumen kann ich nicht geſunden, und überdies, wer weiß, wie lange die Seſſion dauern wird, und ob, wenn Du zurückkommſt, Du nicht für mich und für Dich zu früh kommſt. Deshalb ſchicke mich und die Kinder — wenn es ſein kann, morgen — ich habe alle Vorbereitungen dazu getroffen — zu meinem alten Onkel. Niemand wird darin etwas finden, denn weshalb ſollte ich nicht die Zeit, in der Du fort biſt, zu einer Reiſe nach dem alten Herrn benutzen? und überdies hat Dr. Brand für Karl eine Veränderung der Luft ſchon längſt gewünſcht und angerathen. Dort können wir ſo lange bleiben, wie Du willſt. Den Kindern ſoll es an Nichts fehlen. Ella will ich ſelbſt unterrichten, Latein und das Andre wird Karl vom Onkel lernen, der ja, wie Du ſelbſt ſagſt, ein Gelehrter iſt und ſo gern und ſo gut unterrichtet. Was ſagſt Du dazu, Bernhard?"

„Daß Du recht haſt, vollkommen recht, vollkommen."

Münzer ſtand auf und ging in dem kleinen Zimmer auf und ab. Es war mittlerweile ſo dunkel geworden, daß Clärchen nicht mehr im Stande war, den

Ausdruck ſeines Geſichts deutlich zu erkennen. Der Ton aber, in welchem er geſprochen, hatte etwas ſo Beängſtigendes für ſie, daß ſie ſich ſchnell erhob und an ihn herantretend und die Hand auf ſeinen Arm legend, ſagte:

„Bernhard, glaubſt Du, daß ich Dich liebe?“

„O gewiß,“ ſagte Münzer in demſelben gepreßten unheimlichen Ton, „mit jener halben Liebe, die eben keine Liebe iſt.“

Clärchen nahm ihre Hand von ſeinem Arm. Sie wußte, daß es jetzt nur an ihr liege, ihren Gatten zurückzuhalten, aber ihr Entſchluß ſtand feſt.

„Du willigſt alſo in meinen Vorſchlag?“

„Gewiß.“

„Und erlaubſt, daß wir morgen reiſen?“

„Um ſo lieber, als ich ſelbſt ſchon morgen nach der Reſidenz zu gehen gedenke, wo ich jetzt beſſer wirken kann, als hier.“

„Darf ich Dir Dein Abendbrod beſorgen?“

„Ich danke, ich muß doch noch einmal ausgehen.“

„Dann lebe wohl, Bernhard; ich will zu den Kindern.“

„Lebe wohl!“

Münzer war ſchon an der Thür. Er zögerte, bevor er ſie öffnete. In Clärchen's Bruſt wogte ein

wilder Schrei: Bernhard, Bernhard! — aber kein Ton kam über ihre Lippen — und die Thür ſchloß ſich hinter der dunkeln geliebten Geſtalt.

Clärchen ſtand noch einen Augenblick in dem dämmrigen Gemach, die Hände an ihre brennenden Schläfen gedrückt, dann ging ſie leiſe in das Schlafgemach ihrer Kinder.

37.

In dem Familienzimmer des Hauſes in der Ufergaſſe war es bereits ſo dunkel, daß man dicht an das Erkerfenſter herantreten mußte, um in den beiden Frauengeſtalten, die dort ſaßen, Tante Bella und Ottilie zu erkennen; während die Geſtalt Onkel Peter's, der in der Tiefe des Gemaches auf- und niederging, ſich kaum von der altergebräunten Tapete abhob. Es hatte zwiſchen den Geſchwiſtern ein langes Geſpräch über Familienverhältniſſe ſtattgefunden, das zuletzt eine für Peter peinliche Wendung genommen hatte und das er deshalb mit den Worten: „Nun gut, ſo wüſſen wir wieder von vorne anfangen und damit baſta!“ abzubrechen ſuchte.

Aber Tante Bella war nicht ſo leicht zum Schweigen zu bringen — beſonders in dieſer ſtillen Dämmerſtunde, in der es ſich ſo ſchön ſprach — und ſie erwiderte mit großer Lebhaftigkeit:

„Ja, wenn es damit abgemacht wäre! aber ſo weiß ich beſſer, was Alles für Dich hinter dem Baſta! ſteckt, wieviel Mühen, Sorgen und ſchlafloſe Nächte!“

„So laß doch wenigſtens Deine Jeremiaden, bis wir allein ſind!“ ſagte Peter ärgerlich; „was ſoll denn das arme Kind von dem Allen hören.“

„Ottilie iſt alt genug, um das Leben ſehen zu können, wie es iſt,“ ſagte Tante Bella; „nicht wahr, Ottilie?“

„Das wohl!“ erwiderte Ottilie; „aber, nimm es mir nicht übel, Tantchen: ich ſehe auch nicht wie Onkel anders handeln könnte.“

„Nicht wahr?“ ſagte Peter mit großer Lebhaftigkeit; „Du biſt ein braves Mädchen! aber ſag' Deine Meinung mal frei heraus! warum glaubſt Du, daß ich ſo und nicht anders handeln muß?“

„Weil Du die Tendenz der Zeitung nicht ändern kannſt, ohne Deiner Ueberzeugung untreu zu werden, und das, denke ich mir, iſt das Schrecklichſte, was ein Menſch thun kann.“

„Mädchen!“ ſagte Onkel Peter, ſtehen bleibend; „Du biſt mein Fleiſch und Blut!“

Onkel Peter hatte das gegen ſeine Gewohnheit ſo weich und innig geſprochen, daß Ottilie von ihrem Platz am Fenſter zu ihm eilen und ihn an ihr Herz drücken

mußte. Onkel Peter ließ ſie nicht wieder von ſich; er legte ſeinen Arm um den ſchlanken Leib und begann in langſamerem Tempo ſeine Wanderung von Neuem.

„Natürlich!“ ſagte Tante Bella; „ich habe Waſſer in den Adern; ich habe keine Eingeweide; ich bin aus dem Monde;“ und dabei richtete Tante Bella ihre Augen auf die goldne Schale des Mondes, die eben über den Firſt der gegenüberliegenden Dächer heraufkam.

Ottilie machte eine Bewegung nach dem Fenſter hin, aber Onkel Peter hielt ſie zurück.

„Ich kenne Dich beſſer, Bella,“ ſagte er, „und weiß, daß kein braveres Herz ſchlägt, als Deines, aber von der Politik verſtehſt Du ein für alle Mal nichts.“

„Und will auch gar nichts davon verſtehen,“ rief Tante Bella in großem Eifer; „Gott ſoll mich bewahren! ich habe noch nicht bemerkt, daß aus der Politik auch nur das mindeſte Gute gekommen wäre, aber, großer Himmel, wie viel Schlechtes! Wenn Ihr ſonſt nicht den Schatten von dem Schatten eines Grundes für Eure Ueberſpanntheiten aufbringen könnt — dann iſt es immer die Politik, die Euch dieſe vernünftige Handlung nicht thun läßt und jene Thorheit wieder zu begehen zwingt, und ſo fort, daß einem andern ehrlichen Menſchen angſt und bange dabei werden kann. Weil es gegen ſein demokratiſches Gewiſſen iſt, ſich

von Andern helfen zu laſſen, hungert der Menſch, der Cajus, mit ſeinem zerbrochenen Arm in ſeiner Dachſtube; — weil er nun einmal partout eine politiſche Rolle ſpielen muß, verſchenkt Herr Münzer ſein mühſam erworbenes Geld an Krethi und Plethi und ſieht in Hinz und Kunz viel lieber ſeinen Nächſten als in ſeiner eigenen Frau und ſeinen eigenen Kindern. Als politiſcher Charakter mußt Du die Zeitung aufgeben, an der Deine ganze Seele hängt, und Dir eine Zukunft bereiten, vor der Du innerlich ſchauderſt. — Ja, und ich möchte nur wiſſen, welches Recht Ihr habt, auf die Andern zu ſchelten, die nicht ſo thun, wie Ihr wollt, und die ſich für ihr ſchlechtes Thun ja auch auf ihre politiſche Stellung berufen können und berufen! Du ſchiltſt auf die Ariſtokraten, der Stadtrath ſchilt auf die Demokraten; Dein Grundſatz iſt: Gleich und Gleich geſellt ſich gern; der Stadtrath ſagt daſſelbe. Warum ſoll er uns alſo nicht ſein Haus verbieten? warum ſoll Wolfgang nicht Officier werden und Camilla heirathen? Was Einem recht iſt, iſt dem Andern billig."

Eine Rechtfertigung oder gar ein Lob des Stadtraths war etwas ſo Ungewöhnliches in Tante Bella's Munde, daß Peter im erſten Augenblicke vor Erſtaunen gar nicht wußte, was er erwidern ſollte. Ottilie hörte nur, wie ſchwer und haſtig er athmete; ſie fürchtete

einen Ausbruch ſeiner Heftigkeit und ſagte deshalb ſchnell und leiſe: „Sei der Tante nicht bös, Onkelchen; ſie meint es ja ſo gut.“

Aber wie leiſe Ottilie das auch geſagt hatte, Tante Bella's ſcharfes Ohr hatte es doch vernommen: „Ich kann meine Sache ſchon allein führen, Kind,“ ſagte ſie bitter, „und brauche keinen Advokaten.“

„So?“ ſagte Onkel Peter, „brauchſt keinen Advokaten? — Laß mich, Kind, ich bin vollkommen ruhig; ich hätte viel zu thun, wenn ich über dergleichen in Aufregung gerathen ſollte. Aber das ſage ich Dir, Bella, wenn Du noch einmal einem Menſchen das Wort redeſt, der ſich ſo ſchwer an mir verſündigt, der mich um das Glück meines Lebens betrogen und ſchließlich ſein Werk damit gekrönt hat, daß er dieſes Kind hier — mein Kind — von ſeiner Schwelle gewieſen hat — ſo ſoll —“

Peter Schmitz ſchlug ſich vor den Kopf und murmelte den alten Spruch durch die Zähne, deſſen Weisheit ihn ſchon durch ſo manches Irrſal ſicher geleitet hatte: „ruhig, Peter, ruhig!“

„Nun, was ſoll dann mit mir geſchehen?“ fragte Tante Bella mit einer Stimme, die ironiſch klingen ſollte, aber ſehr weinerlich klang; „was giebt es denn, was ſo ſchlecht iſt, daß es gut genug für Bella Schmitz

wäre? Sprich es doch nur aus: überraſchen wird mich Nichts, davon ſei überzeugt!"

„Adieu, Ottilie!" ſagte Peter Schmitz, ſeiner Nichte ſo heftig die Hand drückend, daß ſie beinahe vor Schmerz aufgeſchrieen hätte, und er eilte nach der Thür.

Als er ſie noch nicht erreicht hatte, wurde ſie von draußen geöffnet und eine hohe Geſtalt trat in das halbdunkle Gemach.

„Wer da?" ſchrie Peter.

„Ich bin's, — Wolfgang! ich hörte ſprechen, und ſo bin ich hereingetreten. Es freut mich, daß ich Dich treffe, Onkel; ich komme, um Abſchied von Dir zu nehmen."

Den ich von Dir und Deinem Vater ſchon längſt genommen habe;" ſprudelte Peter Schmitz, rannte, ohne Wolfgang's dargebotene Hand zu berühren, aus der Thür und warf dieſelbe ſo ungeſtüm hinter ſich zu, daß der Knall wie ein Donnerſchlag durch den weiten öden Hausflur hallte.

Wolfgang war über dieſen Empfang, deſſen Unfreundlichkeit ſelbſt ſeine ſchlimmſten Erwartungen weit übertroffen hatte, zu beſtürzt, um gleich zu einem Entſchluß kommen zu können. Dann erinnerte er ſich, daß Onkel Peter in der That Fug und Recht hatte, ſich beleidigt zu fühlen, und daß es an dem Sohne

ſei, die Schuld des Vaters zu ſühnen. So trat er denn näher an das Erkerfenſter heran, das jetzt beinahe ganz von dem traulichen Schein des Mondes ausgefüllt war und ſagte:

„Ihr werdet mich nicht ungehört verdammen, Tante Bella, und Du, liebe Ottilie?“

„Da möchteſt Du Dich doch irren;“ erwiderte Tante Bella, in deren Adern das ſchon durch den Streit mit ihrem Bruder aufgeregte Schmitz'ſche Blut durch den Anblick des Verräthers vollends zu ſtürmen begann: „und was wäre da noch zu hören? ich dächte, die Thatſachen ſprächen deutlich genug. Iſt das der Lohn für all' die Liebe, die wir an Dich verſchwendet haben? Wann biſt Du zu uns gekommen, als kleiner Junge, wo Tante Bella nicht einen Apfel und eine Geſchichte für Dich gehabt hätte, und Onkel Peter einen Bilderbogen, oder eine Feder mit bunter Fahne, oder ein hübſches Buch? Wann biſt Du zu uns gekommen, nachdem Du erwachſen warſt, wo ich Dich nicht mit offnen Armen aufgenommen, und mein armer Bruder, der nie für ſich ſelbſt Wein trinkt, die beſte Flaſche heraufgeholt hätte, die er im Keller hat? Wann haſt Du je aus meinem Munde, oder aus ſeinem Munde etwas Anderes als freundliche Worte gehört, die wir genau ſo meinten, wie wir ſie ſagten? Und was iſt

der Dank dafür geweſen? Ich will von mir nicht reden, denn auf mich kommt ſchließlich nichts an; aber wie habt Ihr meinen armen Bruder behandelt, von dem ein Haar auf ſeinem Haupte hunderttauſendmal mehr werth iſt, als Ihr Alle zuſammengenommen? verbittert habt Ihr ihm das Leben; ja, ja! eben hat er es noch ſelbſt geſagt: verſündigt habt Ihr Euch an ihm, ſo ſchwer, wie ſich ſonſt kein Menſch an ihm verſündigt hat; vergällt habt Ihr ihm das Leben, daß er nun ſelbſt von uns nichts mehr wiſſen will, und an mir ſeinen Zorn ausläßt, der Euch und Euch allein zukommt. Aber treibt's nur ſo weiter, und Ihr werdet ja ſehen, wohin das führt! verachtet nur immer Eure Verwandten in der Ufergaſſe, und werft Euch Eurer adligen Sippe in die Arme! ſtolzire Du nun einher im bunten Rock, wie Joſeph! Du wirſt ſchon noch, wie Joſeph, in eine Grube gerathen, denn Hochmuth, Wolfgang, Hochmuth kommt vor dem Fall! Heirathe Du nur immer Dein gnädiges Fräulein! mir ſoll es recht ſein! aber das verlange nur nicht, Wolfgang, daß Tante Bella jetzt noch zu Dir hält, wie früher; das verlange nicht, Wolfgang, daß ich Dich in mein Gebet aufnehme, wie ich es noch jeden Abend gethan, ſeitdem ich Dich über die Taufe hielt. Ich will Dir nichts Böſes

wünſchen — aber beten; Wolfgang, beten kann ich nicht mehr für Dich!“

Tante Bella hatte ſich erhoben und war von dem Tritt im Fenſter heruntergeſtiegen und auf Wolfgang zugetreten, denn Tante Bella verhandelte mit ihren Freunden und Feinden gern Aug' in Auge. Als Wolfgang nun noch immer ſchwieg und auch nicht einmal den Verſuch einer Erwiderung gemacht hatte, gerieth Tante Bella in Zweifel, ob ſie über eine ſolche Verſtocktheit nicht in noch größeren Zorn gerathen ſolle, oder ob ſie nicht doch vielleicht dem armen Jungen bitter Unrecht gethan habe und ihm deshalb um den Hals fallen und ihn um Verzeihung bitten müſſe. Da ſie in dem Drang des Augenblicks nicht mit ſich darüber einig zu werden vermochte, welcher von den beiden der für ſie würdigere und den Umſtänden angemeſſenere Ausgang ſei, ſo begnügte ſie ſich, laut auf zu weinen, in die Nebenſtube (ihre Stube) zu eilen, die Thür etwas unſanft hinter ſich zuzumachen und ſodann — zum Zeichen, daß ſie vorläufig mit der böſen, nichtsnutzigen Welt nichts mehr zu thun haben wolle, — den Schlüſſel umzudrehen und zum Ueberfluß den Riegel vorzuſchieben.

Wolfgang hatte ſich während des Sturmes, der ſo unverſehens über ihn hereingebrochen war, nicht von

der Stelle gerührt. Seine Augen waren unverwandt auf die ſchlanke, vom Mondſchein umſpielte Geſtalt Ottilien's gerichtet geweſen, als käme es ihm einzig und allein darauf an, ob das ſchöne ſanfte Mädchen ihn auch verdammen würde, wie die Andern; ja er hatte mit Beſtimmtheit erwartet, daß ſie der Tante in das Wort fallen und für ihn ſprechen werde. Aber Ottilie ſchwieg, ſchwieg auch jetzt, und ſchmerzlich enttäuſcht wandte ſich Wolfgang, um ſtill, ohne Klage, ohne Vorwurf, die ungaſtliche Schwelle wieder zu überſchreiten. Da hörte er hinter ſich das eilige Rauſchen eines Gewandes, eine warme Hand ergriff mit ſanftem Druck ſeine Hand und eine melodiſche Stimme ſagte:

„Wolfgang, geh' nicht ſo fort! geh' nicht fort, ohne mir geſagt zu haben, daß Du dem Onkel und der Tante verzeihen willſt!"

Wolfgang ſchaute in das liebliche, von Thränen überfloſſene Antlitz, und bei dieſem Anblick verſchwand Alles, was von Bitterkeit noch in ſeiner Seele war.

„Habe Dank, Ottilie!" ſagte er — und ſeine Finger ſchloſſen ſich feſter um die zarte Hand, die in der ſeinen ruhte. — „Wie Du mir neulich Abends an dem Bette der Mutter erſchienſt, ſo erſcheinſt Du mir heute — ein Engel, der Troſt und Frieden bringt. Lebe wohl!"

„Ich will Dich hinaus begleiten," ſagte Ottilie; „es iſt ſo dunkel auf der Gallerie, und Du biſt ſo lange nicht hier geweſen."

Wolfgang hätte ſeinen Weg zum Hauſe hinaus recht wohl auch im Dunkeln finden können, aber er machte keinen Verſuch, Ottilien zurückzuhalten. So gingen ſie denn Hand in Hand über die ſchmale Gallerie die enge knarrende Treppe hinab.

Unterdeſſen ſagte Ottilie:

„Iſt es wahr, Wolfgang, daß Du Officier wirſt?"

„Ja."

„Und daß Du, — daß Du verlobt biſt?"

„Ja."

„Und daß Du von hier fortgehſt?"

„Schon morgen früh — auf ein halbes Jahr; nicht wahr, nun giebſt Du mich auch auf, wie die Andern?"

„Nein, Wolfgang, Du ſiehſt viel zu gut und edel aus! Du kannſt nichts Schlechtes thun; mich dauert nur Deine arme Mutter; ſie wird Dich ſchwer vermiſſen."

„Willſt Du zu ihr gehen, Ottilie, wenn ich Dir verſpreche, daß der Vater ſelbſt Dich bitten wird, ſo oft Du kannſt, zu kommen?"

„Deſſen bedarf's gar nicht, wenn ich nur weiß, daß ich kommen darf. Ich habe Deine Mutter ſehr lieb.“

„Und ſie Dich, und ich habe Dich auch lieb, Ottilie — ſehr lieb.“

Wolfgang ſtand am Fuße der Treppe, Ottilie auf der letzten Stufe. Durch die weit offen ſtehende Hausthür fiel ein breiter Mondenſtreif in den Flur, aber an der Stelle, wo ſie ſtanden, war es dunkel, ſo daß Wolfgang nur eben die Umriſſe von Ottilien's Geſtalt wahrzunehmen vermochte. Er beugte ſich näher zu ihr; der warme Athem ihres Mundes berührte ſeine Wange.

„Lebe wohl, Ottilie!“

„Leb wohl, lieber Wolfgang, viel tauſendmal!“

Sie hatten ihre Arme, Eines um das Andre, geſchlungen und ihre Lippen begegneten ſich.

Und ſchnell, wie ſie ſich gefunden, hatten ſie ſich auch wieder getrennt. Ottilien's leichte Geſtalt eilte die dunkle Treppe wieder hinauf; Wolfgang trat durch die Hausthür in die vom Dämmerſchein des Mondes erfüllte Gaſſe.

38.

Er wanderte langſam, in tiefes Sinnen verloren, die Gaſſe hinab. In ſeiner Seele war es, wie draußen, nicht hell und nicht dunkel — eine magiſche Dämmerung, in welcher Alles, was ihn in den letzten Stunden bewegt hatte, in neuen Formen und Verhältniſſen erſchien, wie ſeinem Auge die altbekannte Umgebung. Die bittern Worte, die er ſoeben aus Onkel Peter's und der Tante Munde vernommen, klangen noch in ſeinem Ohr, aber wie Diſſonanzen, welche die Kunſt des Meiſters zu einem höheren Accord harmoniſch verklingen läßt; eine liebliche Mädchenſtimme, die aus dem Dunkel, wie Engelsgeſang, an ſein Ohr und in ſein Herz tönt, eine weiche Mädchenhand, die ihn die ſchmale Treppe hinableitet, ein paar thaufriſche Lippen, die ſich zum herzlichen Kuß auf ſeine Lippen drücken: Leb wohl, lieber Wolfgang, viel tauſendmal! —

Und dann dachte Wolfgang des andern Abſchieds, den er heute genommen — im hellen, grellen Lichte

des Tages, in einem prächtigen Zimmer — von einer bildschönen, jungen Dame, die, als er, die Seele voll Schmerz und Zorn, nach der Thür schritt, die Augen nicht von ihrer Arbeit hob, weil sie eben mit der Nadelspitze die Stiche abzuzählen hatte, — und dann dachte er, daß diese junge Dame das Mädchen sei, das er liebe und zu seiner Gattin haben werde, um mit ihr Freud und Leid zu theilen, und sich nie von ihr zu trennen, bis der Tod sie scheide. — In diesem Augenblicke, wo er, unbeachtet von all' diesen Menschen, die an ihm vorübertrieben, oder in den Thüren standen und plauderten, einsam durch die Gassen dahinschritt, saß sie, umgeben von ihrem Hofstaat, auf dem Deck des Dampfers, lächelnd, huldvoll, sich bald zu Diesem, bald zu Jenem wendend! — Wie deutlich er das Alles sah! wie deutlich er Alles hörte! Aurelien's keckes Lachen, Willamowsky's affectirtes Schnarren, der Präsidentin langsam-phlegmatische Rede — und durch das Geplapper und Gelächter sagte eine liebe, sanfte Stimme: leb wohl, lieber Wolfgang, viel tausendmal!

Es war ein wunderliches Hinüber und Herüber — eine Quintessenz des alten Zwiespalts, der sich durch sein ganzes Leben zog, und der in letzter Zeit immer deutlichere Form gewonnen hatte, bis er sich nun schließlich in die Gestalten zweier schöner Mädchen kleidete,

von denen das eine, welches er ſeine Braut nannte, ihn heute entlaſſen hatte, wie man einen gleichgültigen Beſuch entläßt, und das andre, das er heute zum zweiten Mal in ſeinem Leben ſah, von ihm geſchieden war mit Gruß und Kuß, wie eine liebe Braut: Leb wohl! — leb wohl, lieber Wolfgang, viel tauſendmal!

Wolfgang hatte die Abſicht gehabt, noch heute Abend Münzer aufzuſuchen, und ſo hatte er denn auch unwillkürlich den Weg nach der Gegend der Stadt eingeſchlagen, in welcher der Freund wohnte. Als er in einer der einſameren Straßen dieſes Quartiers, die zum großen Theil von Gärten begrenzt wurden, dahinſchritt, ſah er auf der andern Seite einen Mann gehen, deſſen Haltung und Größe ihn an Münzer erinnerten. Er bog deshalb über die Straße hinüber; in demſelben Augenblicke aber verſchwand die Geſtalt in der Thür eines der Gärten, der ſich durch farbige Lampions, die hier und da an den Bäumen befeſtigt waren, als ein öffentlicher Garten ankündigte. Wolfgang war im Begriff umzukehren; er wußte, daß Münzer grundſätzlich niemals dergleichen Locale beſuchte. Und doch war der Mann Münzer ſo ähnlich geweſen — vielleicht wollte er hier Jemand aufſuchen — Wolfgang trat ebenfalls in den Garten und folgte der Geſtalt, die den langen Gang, welcher von der Eingangspforte

zum Hauſe führte, halb hinaufging, dann in einen der ſchmaleren Seitenwege einbog und zuletzt in eine der kleinen Lauben trat, in denen über einem runden Tiſchchen, um welches ein paar Stühle ſtanden, ein trüb brennendes Licht in einem Glaskelch herabhing. Als Wolfgang die Laube erreicht hatte, hörte er, wie der Mann bei der hübſchen Kellnerin, die ihm gefolgt war, Wein beſtellte, und dann ſah er, wie der Mann den Hut abnahm und den Kopf aufſtützte, daß die dunklen Locken wirr und wild über die ſchlanken weißen Hände fielen.

Es war Münzer.

Dennoch zauderte Wolfgang, den Freund anzureden. Münzer hatte augenſcheinlich dieſe einſame Laube in dem ſtillſten Theil eines wenig belebten Gartens nicht aufgeſucht, um in Geſellſchaft zu ſein — ja, in ſeiner ganzen Haltung lag ein Etwas, das Wolfgang mit Mitleid, ja faſt mit Beſorgniß erfüllte. Bevor er aber noch zu einem Entſchluß gekommen war, ließ Münzer mit einem tiefen Seufzer die Hände von dem Geſicht gleiten, richtete den Kopf in die Höhe und ſeine Augen fielen auf den Jüngling, der nun mit dargebotener Hand und herzlichem Gruß herantrat.

„Wolfgang!“ rief Münzer erſtaunt; „biſt Du's wirklich!“ Wie kommſt Du hierher?“

„Ich ſah Sie in den Garten treten und bin Ihnen nachgegangen; ich war auf dem Wege zu Ihnen; ich will morgen fort; es wäre mir ſchmerzlich geweſen, wenn ich hätte abreiſen müſſen, ohne vorher von Ihnen Abſchied genommen zu haben."

„Du willſt fort?" ſagte Münzer zerſtreut; „wohin willſt Du? ja, ich erinnere mich: ſie haben's mir ja erzählt. Du willſt Soldat werden, oder biſt es ſchon geworden, obgleich man Dir allerdings nichts davon anſieht. Und verlobt haſt Du Dich auch mit Deiner ſchönen Couſine! Was nicht Alles in ein paar Monaten aus einem harmloſen Muſenſohne werden kann! Aber komm, Wolfgang, ſetze Dich zu mir! Das hübſche Mädchen bringt uns noch ein Glas — nicht wahr, Kleine? — und dann erzähle mir: wie denn dies Alles ſo gar wunderſam gekommen iſt!"

Münzer's bleiches Ausſehen und das düſtre Feuer, das in ſeinen großen Augen brannte, ſtanden in einem unheimlichen Gegenſatz zu der Heiterkeit, zu der er ſich zwang. Wolfgang fiel das ſchmerzlich auf; auch entging ihm nicht, daß Münzer ſeiner Erzählung nur geringe Aufmerkſamkeit ſchenkte, wenn er überhaupt zuhörte. Die Ueberzeugung, daß dem Freunde etwas beſonders Unangenehmes begegnet ſein müſſe, bemächtigte ſich ſeiner ſo ſehr, daß er mitten in ſeinem Be-

richt abbrach und ſeine Hand auf Münzer's Hand legend, ſagte: „Münzer, was haben Sie? was iſt Ihnen?“

„Mir?“ ſagte Münzer, wie aus einem Traum erwachend; „was ſoll mir ſein?“

„Sie hören nicht, was ich ſage.“

„Doch, doch — ich habe Alles gehört, jedes Wort — und ich habe mich im Stillen über den Parallelismus unſrer beiden Lebenslinien gewundert. Mit unſerem Streben nach dem Großen und Ganzen wären wir Beide in den kleinen Halbheiten einer gewöhnlichen Exiſtenz verkümmert — nun packt uns das Schickſal an den Schultern, ſchleudert uns in die Arena des öffentlichen Lebens und zwingt uns, den Kampf aufzunehmen, dem wir ſonſt vielleicht feige aus dem Wege gegangen wären. Jetzt heißt es: Sieg oder Tod! Die Thore flogen dauernd hinter uns zu; zurück in den Pferch der Alltäglichkeit können wir nicht mehr.“

„Das trifft für Sie zu, Münzer, der Sie jetzt als Erwählter des Volkes die Geſchicke der Nation zu lenken berufen ſind. Sie treten jetzt auf den bedeutenden Schauplatz, der Ihnen endlich den nöthigen Spielraum für die Schwingen Ihres Genius bietet. Für Sie hat die Zeit gearbeitet, und Sie gehen mit der Zeit — da kann der Sieg nicht fehlen. Aber ich? ich habe das ſchlimme Bewußtſein, daß ich gezwungen

bin, gegen den Strom der Zeit zu ſchwimmen, und der Strom wird mich auf den Sand ſetzen, — auf den Sand des Paradeplatzes — das iſt die Arena, die mir ſich öffnet. Ich zweifle ſehr, daß in dieſer Arena große Lorbeeren zu erringen ſind."

„So meine ich es auch nicht;" erwiderte Münzer: „die Hauptſache iſt, daß Du in Kreiſe kommſt, die das beneidenswerthe Vorrecht haben, ſich über die Erbärmlichkeiten enger und gedrückter Verhältniſſe, in denen wir Andern unſre beſten Kräfte zu Grabe tragen, wegſetzen zu können. Wenn ſich Tauſende dieſes Vorrechts nicht bedienen, ſo darfſt Du und wirſt Du ihrem Beiſpiele nicht folgen. Du wirſt, wenn der Alte auf Rheinfelden ſtirbt, reich — ich glaube ſogar, ſehr reich werden. Reichthum iſt Einfluß und Macht. Gebrauche dieſe Macht, gebrauche dieſen Einfluß. Wo wir Andern unſre nackten Hände an der Feſte des Wahns blutig ringen — da kannſt Du Minen graben und allein in einer Secunde die Arbeit thun, an der Hunderte von uns ſich Jahre lang vergeblich quälen. Und ſchilt mir nicht auf Dein Soldatenthum! Die Armeen ſind die eiſernen Zuchtruthen unſrer Herren. Brich dieſe Ruthen und ihr Arm iſt ohnmächtig, wie eines Kindes Arm. Ein Freund im Lager des Feindes — das iſt ſoviel wie ein Thor, das man zu ſchließen vergaß, ein Poſten,

der bei einem nächtlichen Ueberfall kein Alarmzeichen giebt, ein Bataillon, das im Augenblicke der Entscheidung zu uns übergeht. Ich wollte, ich könnte jede zweite Officierstelle in Europa mit einem der Unsern besetzen und in acht Tagen würde Europa frei sein."

„Eine Freiheit, die durch tausendfachen Verrath in's Leben träte! — Nein, nein, Münzer, eine so niedrig geborene Freiheit ist nicht die Freiheit, die ich meine. Allerdings müssen die europäischen Armeen andere werden, wenn die Freiheit der Völker gesichert sein soll, — und sie werden andere werden — ich würde noch heute zurücktreten, wenn ich nicht davon überzeugt wäre — aber, ich meine mit Herrn von Degenfeld: es ist thöricht, ein Volksheer zu wollen, bevor wir noch ein Volk sind."

„Umgekehrt!" rief Münzer mit finsterem Lachen; „es ist thöricht, zu hoffen, wir könnten je ein Volk werden, wenn wir nicht, so oder so, vorher ein Volksheer auf die Beine gebracht haben. Nein, nein, mon cher, Du bist befangen in dem Wahn, in welchem Holm und Dein Onkel Schmitz und alle die Andern befangen sind: es ließen sich die Schäden des Staates mit den Medicamenten wohlgemeinter allmäliger Reformen heilen. Diese Staatskünstler werden ihre Kunst sehr bald erschöpfen, und dann wird der Appel an die

ultima ratio der Könige ſtattfinden, die auch die ultima ratio der Völker iſt. Dann wird das Eiſen heilen, was die Medicamente nicht zu heilen vermochten, und manch' Scheiterhaufen wird brennen müſſen, bevor die Stickluft des Polizeiſtaates ſo weit gereinigt iſt, daß eine freie Bruſt frei zu athmen vermag. Ich ſage Dir, Wolfgang, es wird eine Zeit kommen, wo die große Idee, deren Verwirklichung wir unſer Leben geweiht haben, furchtbar wie das jüngſte Gericht, ſchreiten wir durch Europa vom Aufgang bis zum Niedergang und vom Niedergang bis zum Aufgang, wo der tiefſte Grund der Menſchheit wird aufgewühlt werden, damit aus dem Chaos eine neue Welt geboren wird. Wohl ihm, der ſich aus der Sündfluth rettet! aber wir müſſen uns darauf gefaßt machen, daß wir nicht errettet werden, ſondern Angeſichts des Landes der Verheißung untergehen; müſſen darauf gefaßt ſein, daß ſie, die uns die Liebſten ſind, vor unſern Augen untergehen, oder, was noch ſchlimmer iſt, uns von ſich ſtoßen, um ſich deſto ſicherer retten zu können. Das aber ſoll und darf Den nicht hindern, der begnadigt iſt, die Idee zu ſchauen — ſein Loos iſt von Alters her immer daſſelbe geweſen. Vater und Mutter haben ihm geflucht, die Freunde haben ihn verrathen, ſein Weib hat ſich von ihm gewandt und ſeine Kinder haben ihn

verleugnet; die ſchöne weite Erde hat man ihm zur Wüſte gemacht, und wenn die Füchſe ihre Höhlen haben — er hat nicht gehabt, wo er ſein Haupt hinlege. Und doch muß er ſeinen einſamen Weg gehen, denn, was ihn treibt, iſt viel mächtiger, denn er, und ſo iſt das Klagen nutzlos und die Thränen ſind nutzlos und Alles, was ihm bleibt, iſt der Glaube an die Idee, die vor ihm herzieht, wie der goldne Stern der Verheißung."

Münzer's Antlitz glühte, ſeine Augen leuchteten von dem Feuer, das in ſeiner Seele brannte — aber es war nur ein Moment — dann nahm ſein Geſicht wieder den abgeſpannten, ſchmerzensreichen Ausdruck von vornhin an. Er ſchob das Glas, das er kaum berührt hatte, von ſich und ſagte: „Du mußt gehen, Wolfgang; es wird ſpät und Du willſt morgen früh fort."

„Und Sie?"

„Ich bleibe noch hier; der Abend iſt ſo ſchön, der Garten ſo ſtill; ich habe ſo Manches zu überdenken, — das kann ich hier beſſer, als zu Hauſe — und dann ſiehſt Du — die Flaſche iſt noch beinahe voll, die muß doch erſt geleert werden."

Um Münzer's Lippen zuckte ein ſchmerzliches Lächeln.

Wolfgang erhob ſich; es war klar, daß Münzer allein ſein wollte.

„Leben Sie wohl, Münzer;“ ſagte er, „wann ſehe ich Sie in der Reſidenz?“

„In wenigen Tagen hoffentlich, lebe wohl!“

Er reichte Wolfgang über den Tiſch die Hand. Wolfgang verließ die Laube. Als er ſich in dem dunklen Gange umwandte, ſah er, daß Münzer wiederum den Kopf in beide Hände geſtützt hatte — ein Bild ſchmerzensreicher, leidvoller Vereinſamung.

Wolfgang empfand das tiefſte Mitleid mit dem unglücklichen Mann. Er wäre gern wieder umgekehrt — aber er wagte es nicht, und ſeufzend verließ er den Garten . . . . . .

. . . . . .

. . . . . .

Am folgenden Morgen gleich nach ſieben Uhr kam eine offene Equipage ſehr ſchnell vor dem Portale des Bahnhofgebäudes vorgefahren. In der Equipage ſaßen die Präſidentin von Hohenſtein und Camilla.

„Iſt der Zug ſchon fort?“ fragte die Präſidentin den Portier, der an den Wagen getreten war.

„Seit fünf Minuten!“ erwiderte der Mann.

„O, wie fatal!“ rief die Präſidentin.

„Ich sagte es ja gleich!“ meinte Camilla, die sich nicht aus ihrer Ecke aufgerichtet hatte.

„Nun, wir schreiben ihm — so was arrangirt sich auch besser schriftlich;“ sagte die Präsidentin. — „Nach Hause, Jean!“

Ende des zweiten Bandes.

Druck der Hofbuchdruckerei (H. A. Pierer) in Altenburg.